This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

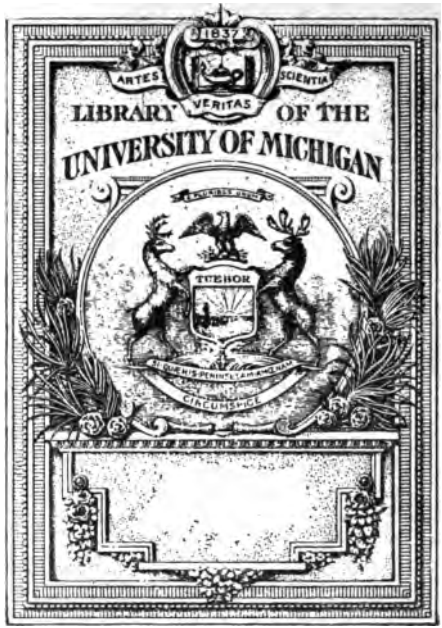
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 986,067


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Dreißigster Band.

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1857.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vermiſchte Schriften.

401382

Inhalt.

Seite

Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen . . . 1

Ueber den Hang der Menschen, an Magie und Geisterersheinungen zu glauben 89

Euthanasia. In drei Gesprächen 105

Stilpon Ein patriotisches Gespräch über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara 247

Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit, oder über den Lehrsatz: „Daß die höchste Gewalt in einem Staate durch das Volk geschaffen sey." 285

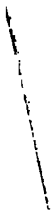
Athenion, genannt Aristion, oder: das Glück der Athener unter der Regierung eines vorgeblichen Philosophen 305

Patriotischer Beitrag zu Deutschlands höchstem Flor, veranlaßt durch einen im Jahr 1780 gedruckten Vorschlag dieses Namens . . . 349

Sechs Antworten auf sechs Fragen 369

Ueber die Rechte und Pflichten der Schriftsteller, in Absicht ihrer Nachrichten und Urtheile über Nationen, Regierungen und andere öffentliche Gegenstände 379

Das Geheimniß des Kosmopoliten-Ordens 395



der

Vernunft in Glaubenssachen

sammt einer Beilage. 1788.

Nimirum Sapere est abjectis utile nugis.

An den Leſer.

Der größte Theil dieſer kleinen Schrift erſchien im Januar und März des deutſchen Mercurs 1788, und wir müſſen diejenigen, denen ſie erſt jetzt zu Geſichte kommt, bitten, dieſen chronologiſchen Umſtand nicht außer Acht zu laſſen.

Man wird vielleicht finden, daß der Verfaſſer ſich in Behauptung der Rechte der Vernunft in Glaubensſachen gerade ſo benommen habe, wie Diogenes, da er Einem, der alle Bewegung in der Welt leugnete, das Gegentheil dadurch bewies, daß er davon ging. Aber ſeine Abſicht war nicht ſowohl, die Rechte der Vernunft in Dingen, welche die Religion betreffen, zu behaupten, als, die Nothwendigkeit der wirklichen Ausübung dieſer Rechte einleuchtend zu machen; und dieß war nicht wohl möglich, ohne ſich ihrer ſelbſt zu bedienen.

ſchwerlich irgend einer Partei in der Welt recht machen. Indeſſen glaubt der Verfaſſer, daß die Redlichkeit ſeiner Abſicht unverkennbar ſey; und da er nicht ſeine Sache, ſondern die Sache der Menſchheit behauptet, warum ſollte er nicht ruhig angehört werden?

Sendschreiben des Verfassers

an Herrn P. X. Y. Z.

Sie melden mir, daß meine Aufsätze über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen und die Freiheit, die ich mir selbst darin genommen, meine Gedanken über Religion, Dämonismus, Priesterkünste, reines und verfälschtes Christenthum, Toleranz und andere unter diese Rubrik gehörige Dinge offenherzig mitzutheilen, von Vielen freundlich aufgenommen worden seyen; und man wünsche, setzen Sie hinzu, daß ich mich entschließen möchte, sie aus der Monatsschrift, worin sie zuerst erschienen, heraus zu heben und durch eine eigene Ausgabe in die Hände mehrerer Leser zu bringen, für welche sie sonst ein Licht unter einem Scheffel bleiben würden.

Was soll ich Ihnen hierüber sagen, lieber Z***? Hoffentlich trauen Sie mir zu, daß ich den guten Willen, womit meine Freunde aufnehmen, was ich aus gutem Willen gebe, in sein gehöriges Fach zu legen wisse und von der Entbehrlichkeit meiner Gedanken über dergleichen Gegenstände so überzeugt sey, als es der strengste meiner ungeneigten Leser

(denn ich kann doch nicht lauter geneigte verlangen) nur immer ſeyn kann.

Schwerlich kann Jemand beſſer wiſſen, als ich ſelbſt, wie wenig es möglich iſt, über dieſe Dinge, zumal in unſern Tagen, wo ſeit mehrern Jahren von ſo Vielen ſo Vieles davon geſchrieben worden, etwas Neues zu ſagen. Indeſſen iſt auch wahr, daß verſtändige Leſer über Gegenſtände dieſer Art nichts Neues erwarten, ſondern — aus innerm Gefühl, daß ſie eine der weſentlichſten Anliegenheiten der Menſchheit betreffen und daher nie zu viel beherzigt, nie zu oft von allen ihren Seiten und in jedem möglichen Lichte gezeigt werden können — zufrieden ſind, wenn ſie entweder in der Vorſtellungsart oder dem Vortrage deſſen, der ſich darüber hören läßt, etwas finden, das dieſen Dingen, worüber man immer geſchrieben hat und immer ſchreiben wird, weil ſie immer intereſſant waren und ewig intereſſant bleiben werden, einigen Anſtrich von Neuheit zu geben ſcheint. Immer wird man dem Manne gern zuhören, der ſich darüber, als einer Sache, woran ihm und uns gelegen iſt, unbefangen und offenherzig mit uns unterhält und, wiewohl er uns nichts Neues offenbaret, wenigſtens nichts ſagt, als was er ſelbſt gedacht oder empfunden hat.

Bei Allem dem, lieber Freund, gibt es einem ein unfröhliches Gefühl, wenn man nicht umhin kann, ſich ſelbſt zu ſagen: daß man, mit allem guten Willen, durch Bekanntmachung ſeiner beſten Gedanken über gewiſſe Gegenſtände etwas zum gemeinen Wohl der Menſchen beizutragen, am Ende doch immer nur leeres Stroh dreſche, Waſſer mit einem Siebe ſchöpfe, in den Sand ſchreibe, Böcke melke und Mohren bleiche.

Was haben ſich, nur blos in dieſem unſerm Jahrhundert, die helleſten und geſundeſten Köpfe in Europa nicht

zerarbeitet, um die ſchädlichen und ſchändlichen Ueberreſte der alten Barbarei, wenigſtens unter den cultivirteſten Völkern unſers Welttheils wegzuräumen! Um hier nur ein Beiſpiel zu geben: Wer wird jemals etwas allgemeiner Geleſenes über die Toleranz ſchreiben, ihre Vortheile lebhafter darſtellen, die Entwürfe, die man gegen ſie macht, gründlicher widerlegen, die Verbindlichkeit zu derſelben unwiderſprechlicher darthun, die abſcheulichen Folgen der Intoleranz und des Fanatismus nachdrücklicher durch auffallendere und ſchrecklichere Beiſpiele ſchildern, als Voltaire? Sollte man nicht denken, Wahrheiten, von denen mit ſolcher Evidenz, ſolcher Energie bewieſen wird, daß es Wahrheiten ſind, und daß das Wohl der Staaten und des menſchlichen Geſchlechts auf ihnen beruhet, müßten nun — wenigſtens von Allen, die nicht ein handgreifliches Intereſſe haben, ſich ihnen entgegen zu ſetzen — allgemein anerkannt werden und tauſendfache Früchte tragen? Und doch wurden wenige Jahre, nachdem die Welt ſo trefflich belehrt, gerührt und erbaut worden war, die Abrahamiten in unſern Tagen mit Knitteln aus dem Schooß Abrahams heraus in den Schooß unſerer heiligen Mutter Kirche hinein geprügelt! wurde in unſern Tagen zu Parma eines der fürchterlichſten Inquiſitionstribunale errichtet! wird in einer der erſten deutſchen Reichsſtädte der Tag, an dem durch die eminenteſte Majorität beſchloſſen wurde: „daß die Proteſtanten kein Bethaus in dieſer Stadt haben ſollten,“ gleich als ob die Republik an dieſem Tage vom Verderben gerettet worden ſey, mit Sang und Klang und allgemeinem Jubel gefeiert! — Wozu ein unverſtändiger Religionseifer viele der angeſehenſten Perſonen in Frankreich, bei Gelegenheit der armſeligen Toleranz, die man den Proteſtanten aus bloſen Finanzrückſichten angedeihen laſſen wollte, hingeriſſen

hat, ist bekannt. Und doch rühmen wir uns
unserer Zeit! Und Voltaire selbst glaubte
zu Stande gebracht zu haben, rasselte mehr als ein
dem windigen Triumphwagen der Vana Gloria un
Dummköpfe seines Zeitalters weg, schleppte die Bi
Aberglaubens, der Intoleranz, der Religionswuth,
Räder desselben gefesselt, hinter sich her — und glaubte d
Ungeheuer selbst auf ewig entwaffnet und gefesselt zu habe

„Wozu hälf' es dir, dich täuschen zu wollen? flüstert
mein guter Genius zu. Nie, solange die Menschen — M
schen bleiben, wird das Licht die Finsterniß völlig ver
gen! Nie wird die Vernunft einer kleinen Anzahl über die
Unwissenheit, den Stumpfsinn, die taumlige Imagination,
die Anmuth des Geistes und die Schwäche des Herzens der
größern Anzahl die Oberhand gewinnen! Nie werden ganze
Völker anders, als nach den gräulichsten Erschütterungen, und
auch alsdann nur in einzelnen Stücken und selbst hierin nur
eine Zeit lang ihr wahres Interesse einsehen lernen und dieser
Einsicht getreu bleiben. Immer wird jeder große Mann
einen Zeitgenossen oder Nachfolger haben, der wieder ein-
reißt, was jener gebaut hat. Schon keimen im Schooße
der Zukunft neue Vandalen, neue Sarazenen und Türken,
neue Gregore von Nazianz und Gregore von Rom, um
die Werke der menschenfreundlichen Musen wieder zu ver-
nichten und die Welt in die finstere Barbarei zurück zu
stürzen, woraus diese Schutzgötter der Humanität sie gezogen
hatten.

„Aber diese Umwälzungen der immer in andern Gestalten
wiederkehrenden Vergangenheit, dieser ewige Kampf des Guten
und Bösen, dieses Zerstören dessen, was da ist, um dem,
was werden soll, Platz zu machen, gehört nun einmal zu der

großen Ordnung der Dinge, deren Plan eben ſo unüberſehbar, als die Hand, die ſeine Ausführung leitet, verborgen iſt. Euch Sterblichen gebührt es, euch in die Nothwendigkeit zu fügen und ohne Ungeduld oder Läſſigkeit zu thun, wozu ihr euch berufen fühlt. Wie Lucian, da er in ſeinem Traumgeſichte mit der Pädeia auf ihrem Wagen durch die Lüfte fuhr, oder wie in der Fabel Triptolemus auf dem Drachenwagen der Ceres, ſtreue du allerlei guten Samen auf die Erde herab, unbekümmert (denn du ſäeſt nicht für dich ſelbſt), was für Früchte er bringen, und ob er auf gutes Erdreich oder auf Sand, ins Waſſer oder auf nackte Felſen fallen werde. Etwas davon wird immer aufgehen, vielleicht durch irgend einen Wind oder eine fortwälzende Welle in einen ganz andern Boden getragen, als wohin der Same zuerſt fiel, — vielleicht erſt lange, wenn du nicht mehr biſt."

Weg alſo mit jenem unfröhlichen Gedanken! Und da wir nun doch (unſern kleinen häuslichen Cirkel ausgenommen) der Welt mit nichts als unſerm guten Willen dienen können, ſo laßt uns immer von Zeit zu Zeit etwas ausſtreuen, wovon wir uns (wenigſtens ſo gewiß, als Menſchen von etwas gewiß ſeyn können), überzeugt halten, daß es gute Samenkörner ſind — und der Himmel laſſe ſie gedeihen oder nicht gedeihen, wie es die große Pepromene vorher beſtimmt hat!

Gedanken

über den freien Gebrauch der Vernunft in Gegenständen des Glaubens.

I.

Verschiedene Aufsätze eines mir von Person unbekannten Anonymus über einige mit allen Religionen der Welt in Beziehung stehende philosophische Probleme, die im Jahr 1787 in den deutschen Mercur eingerückt wurden, geben mir nicht nur Anlaß, sondern machen mir es gewissermaßen zur Pflicht, meine eigenen Gedanken von der Freiheit, über Glaubenssachen zu philosophiren, und die Gründe, welche mich überzeugen, daß die Ausübung dieses Naturrechts gerade jetzt nöthiger sey und heilsamer werden könne als jemals, Allen, die es mit dem menschlichen Geschlechte wohl meinen, zu ruhiger Prüfung mitzutheilen.

Ich gestehe gern, daß nicht alle Behauptungen jenes Ungenannten in meine Vorstellungsart passen, daß ich Manches für sehr problematisch halte, was ihm ausgemacht ist, und, aus Besorgniß, mißverstanden zu werden, Manches gar nicht gesagt hätte, worunter er vermuthlich nichts Arges hatte. Indessen glaubte ich, daß diese Aufsätze zu nützlichen

Erörterungen Gelegenheit geben und überhaupt dazu dienen würden, verſchiedene Wahrheiten mehr in Umlauf zu bringen, die zwar nichts weniger als neu ſind, aber, ſolange das Uebel, dem ſie entgegen wirken ſollen, noch ſo feſt ſitzt, gleich einer Arznei, die nur durch anhaltenden Gebrauch heilſam werden kann, den Kranken immer wieder, auch wohl in verſtärkter Gabe, beigebracht werden müſſen.

Allerdings wäre es ein offenbares Zeichen einer traurigen Abnahme des geſunden Menſchenverſtandes unter uns, wenn die Freiheit, womit der Ungenannte über Gegenſtände, deren Unterſuchung der Vernunft unſtreitig zukommt, ſich laut zu denken erlaubt, durch Mehrheit der Stimmen für unzuläſſig erklärt werden ſollte. Es wäre wahrlich eine ſehr unphiloſophiſche und knechtiſche Art zu philoſophiren, wenn derjenige, der mit der Fackel der Vernunft in die dunkelſten Gegenden der menſchlichen Ideenwelt einzudringen verſucht, ſich bei jedem Schritte ſcheuen müßte, eine Entdeckung zu machen, wodurch irgend ein alter oder neuer Hircocervus für das, was er iſt, erkannt würde; oder wenn man bei Entwicklung und Vergleichung menſchlicher Begriffe und Meinungen die Reſultate immer vorausſehen und auf einmal mit Denken einhalten müßte, ſobald eines zum Vorſchein käme, woraus dieſer oder jener ehrliche Dogmatiker die Folge ziehen könnte, daß es mit ſeinem Gedankenformular wohl nicht ſo ganz richtig ſtehen dürfte.

Die Vernunft — ohne welche wir Adamskinder, ſo viel unſer ſind, nichts als gras- und fleiſchfreſſende Yahoos und alſo unſtreitig die armſeligſte, häßlichſte und haſſenswürdigſte Gattung des ganzen Thierreiches wären — iſt ihrer Natur nach in ihrem Geſchäfte ganz unabhängig. Wir können durch äußerlichen Zwang dazu gebracht werden, gegen unſre

Ueberzeugung zu handeln; aber keine Macht in der Welt, keine Schreckniß, keine Marter, wie unerträglich ſie auch ſey, kann uns zwingen, etwas gegen unſere Ueberzeugung für wahr oder recht zu halten.

Da wir nun blos durch unſre Vernunft Menſchen ſind, unſre Vernunft aber blos durch ihren freien Gebrauch Vernunft iſt: ſo iſt, durch eine nothwendige Folge, der Gebrauch dieſer Freiheit und das Recht, den ganzen Proceß, wie wir durch Nachdenken über intereſſante Gegenſtände auf dieſe oder jene Reſultate gekommen ſind, Andern mitzutheilen, das unverlierbarſte Recht der Menſchheit. Denn ohne dasſelbe würden wir nicht nur keine Sicherheit für die übrigen haben, ſondern ſie auch nicht zu gebrauchen wiſſen, ja ſie nicht einmal kennen.

Aber nicht nur das allgemeine Beſte der Menſchheit überhaupt, auch das angelegenſte Intereſſe der bürgerlichen Geſellſchaften, worin wir leben, iſt mit der Erhaltung dieſes Palladiums unzertrennlich verbunden: denn von ſeinem Verluſte würde der Verluſt der Gewiſſensfreiheit und aller bürgerlichen Freiheit, würde die Wiederkehr jener ſchrecklichen Finſterniß, Sklaverei und Verwilderung der Jahrhunderte zwiſchen Theodoſius und Kaiſer Friedrich III. die unvermeidliche Folge ſeyn.

Wenn es wahr iſt, daß dieſes achtzehnte Jahrhundert ſich einiger beträchtlicher Vorzüge vor allen vorher gehenden rühmen kann: ſo iſt nicht weniger wahr, daß wir ſie lediglich der Freiheit des Denkens und der Preſſe, der dadurch bewirkten Ausbreitung der Wiſſenſchaften und des philoſophiſchen Geiſtes und der mehrern Bekanntmachung derjenigen Wahrheiten, von denen das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft abhängt, zu danken haben. Immerhin mögen manche

Lobredner unsrer Zeiten von diesen Vorzügen zu viel Aufhebens machen; aber, wenn die Vortheile, die wir davon gezogen haben, nicht ungleich größer, ausgebreiteter und in ihren Wirkungen wohlthätiger sind, als der Augenschein zeigt, woher kommt es — als weil die Rechte der Vernunft noch bei Weitem nicht in allen Ländern unsers Welttheils anerkannt werden, und weil sie auch da, wo noch das meiste Licht ist, in den Vorurtheilen, den Leidenschaften und dem Privatinteresse herrschender Parteien, Stände und Orden noch so mächtigen und hartnäckigen Widerstand finden?

Man kann es nicht zu oft wiederholen: „Nichts, was Menschen jemals öffentlich gesagt, geschrieben und gethan haben, kann sich eines Privilegiums gegen die kaltblütige und bescheidene Untersuchung und Beurtheilung der Vernunft anmaßen.“ Kein Monarch ist so groß, und kein Hoheprieſter so heilig, daß er, kraft seiner Majestät oder Heiligkeit, Ungereimtheiten sagen oder thun dürfte, ohne daß es erlaubt wäre, — sollte es auch erst nach seinem Tode geschehen — mit aller geziemenden Höflichkeit zu zeigen, daß die Ungereimtheiten, die er gesagt oder gethan hat, Ungereimtheiten sind. Und wenn dieß wahr ist — wie doch wohl Niemand unverschämt genug seyn wird, es leugnen zu wollen? — warum sollten nur die unrichtigen Definitionen, nur die grundlosen Distinctionen, nur die Sophismen und Paralogismen, mit einem Worte, nur die Ungereimtheiten der Gelehrten, Schriftsteller, Doctoren und Magister, wie illuminirt, resolut, subtil, irrefragabel, angelisch und seraphsch die Herren auch seyn mögen, warum sollten nur sie allein sich selbst einen Freibrief gegen Prüfung und Beurtheilung geben dürfen?

Auch dieß kann (wenigstens solang es noch so nöthig ist wie dermalen) nicht oft und laut genug wiederholt

werden: „Nicht die Dinge ſelbſt, ſondern nur unſre V
ſtellungen, Meinungen, Einbildungen, wirklichen oder
meinten Erfahrungen, daraus gezogenen Schlüſſe oder
ihrer Erklärung erfundenen Hypotheſen und Syſteme
der Gegenſtand der ſpeculativen Wiſſenſchaften.“ Bis
den Naturdingen ſelbſt ſind wir noch nicht gekommen
können vielmehr nicht zu ihnen kommen. Wir weben
leben in einem Ocean von Phänomenen, Ideen und Pha
men; wir werden von ihnen auf unzählige Art getäu
aber unſer Intereſſe iſt, ſo wenig als möglich getäuſch
werden: und was haben wir denn, als den allgeme
Menſchenverſtand und die ſcharf prüfende Vernunft,
uns das Wahre, deſſen Erkenntniß uns zur Erfüllung ur
Beſtimmung nöthig iſt, von Irrthum und Betrug, die
ſchädlich und verderblich ſind, mit Gewißheit unterſche
lehren könnte?

Es iſt wahr, Kinder müſſen — ſolange ſie Kinder
— durch Autorität geleitet werden: aber ſie müſſen
unterrichtet werden, damit ſie nicht ewig Kinder blei
Ein Kind wird, der Ordnung der Natur zufolge, mit je
Jahre weniger Kind; es hat Alles in ſich, was es bra
um zur Reife, zur Vollkommenheit ſeiner individuellen Na
beſtimmung zu gelangen; und es iſt unrecht, wenn
Obern es aus ſelbſtſüchtigen Abſichten an ſeiner Entwick
hindern. Iſt alſo das, was man Volk nennt, eine Art
moraliſchem Kinde (wie man nicht ohne allen Grund
nehmen gewohnt iſt), ſo muß auch von ihm gelten, wa
allen Kindern gilt; es muß ihm keine Gelegenheit abge
ten werden, zu männlichem Verſtande zu gelangen.

Ich ſehe ſeit einiger Zeit nicht nur die Finſte
(worunter in der That der eine oder andere dem

Amadis von Gallien den Namen des ſchönen Finſterlings ſtreitig machen könnte), ſondern ſogar ſolche, die für ſehr erleuchtete Köpfe gehalten ſeyn wollen, gegen Aufklärung und Aufklärer ſich erheben. — Was mag man wohl damit wollen? Was fürchtet man vom Lichte? Was hofft man von der Finſterniß? — Können kranke Augen das Licht nicht ertragen: nun, ſo muß man ſie geſund zu machen ſuchen, und ſie werden es nach und nach ſchon ertragen lernen. Aber Diebe, Meuchelmörder und ihres Gleichen ſcheuen das Licht; und gerade dieſe muß es, um des allgemeinen Beſten willen, bis in ihre geheimſten Schlupfwinkel verfolgen.

II.

Jede bekannt gemachte Wahrheit, jede Berichtigung eines Irrthums (beträf' es auch nur eine falſche Lesart in einem alten Autor oder die Zahl der Staubfäden einer neuen Pflanze) hat ihren Werth. Aber es gibt Wahrheiten und Irrthümer, die auf das Wohl oder Weh des menſchlichen Geſchlechts einen ſehr großen, einen entſcheidenden Einfluß haben: und dieſe ſollen und müſſen unermüdet und unerſchrocken von allen ihren Seiten, nach allen ihren Beziehungen und Wirkungen beleuchtet und dem ſtärkſten Feuer der Prüfung ſo lange ausgeſetzt werden, bis ſie, von allen Schlacken des Irrthums gereinigt, als feines gediegenes Gold aus dem Tiegel kommen und alsdann, ohne Möglichkeit eines vernünftigen Widerſpruchs, den koſtbarſten und herrlichſten Schatz der Menſchheit ausmachen.

Von den Wahrheiten, die ich hier im Auge habe, ſind einige einer Evidenz fähig, die der Gewißheit unſers eigenen Bewußtſeyns gleich iſt.

Andere hingegen ſind ſo beſchaffen, daß ſie, vermöge Natur der Sache und der Schranken unſers Weſens, k andere Gewißheit für uns haben können, als die aus ein hohen Grade von Wahrſcheinlichkeit entſpringt und di einen im Herzen aller Menſchen liegenden geheimen Wun daß ſie wahr ſeyn möchten, unterſtützt wird; ein Wunſch, ein erweisliches, moraliſches Bedürfniß, ſie als wahr an nehmen, zum Grunde zu haben ſcheint.

Dieſe Wahrheiten ſind nicht ſowohl Gegenſtände ſpeculativen Vernunft, als des vernünftigen Glaubens: a ihre Wurzel liegt ſo tief in der menſchlichen Natur, daß k Volk des Erdbodens (wie unentwickelt und ungebildet auch ſonſt ſeyn mag), ſofern es des menſchlichen Name nur einigermaßen werth iſt, gefunden wird, bei welch nicht wenigſtens dunkle, unreife und mißgeſtaltete E Begriffe und Schattenbilder dieſer Wahrheiten feſtgeſetzt h ten für welche ſie eine ihnen ſelbſt unerklärbare Anhängli keit haben.

Dieſe Wahrheiten ſind — das ewige Daſeyn eines ob ſten Grundweſens von unbegränzter Macht, von welchem d ganze Weltall nach unveränderlichen Geſetzen mit Weisl und Güte regiert wird — und die Fortdauer unſers eig Grundweſens, mit Bewußtſeyn unſrer Perſönlichkeit u [illegible] zu einer vollkommenern Art von Exiſte [illegible] Ueberzeugung nach müßten dieſe z [illegible] wenn ſie in ihrer möglichſten Reinl [illegible] gedacht und geglaubt würden, den wohlt [illegible] innere Moralität, Zufrieden [illegible] haben. Es iſt erweislich und erwie [illegible] den Menſchen im Ganzen genommen, unentbe [illegible] und erwieſen, daß auch der beſte

glücklichſte Menſch durch ihren Glauben noch beſſer, noch glücklicher werden muß. Von ihnen, und von ihnen allein gilt, was Cicero von den eleuſiniſchen Myſterien ſagt: daß ſie uns in die Verfaſſung ſetzen, froher zu leben und mit beſſerer Hoffnung zu ſterben.

III.

Welcher dem menſchlichen Geſchlecht gehäſſige Dämon hat ſich denn von uralten Zeiten bis auf dieſen Tag ſo unſelig geſchäftig bewieſen, gerade dieſen Glauben — einer göttlichen Weltregierung und eines beſſern Zuſtandes nach dieſem Leben — auf alle nur erſinnliche Weiſe zu verunſtalten, zu verdunkeln und durch Vermiſchung mit der ungereimteſten Schwärmerei, dem ſcheuslichſten Aberglauben, den menſchenfeindlichſten Wahnbegriffen und Irrlehren, das, was die Stütze, der Troſt und die Hoffnung der Menſchheit ſeyn ſollte, zum Mittel ihrer Unterdrückung und Mißhandlung, zu einem Werkzeuge des Betrugs und der Beutelſchneiderei, ja ſogar zu einem Gifte zu machen, das die Seele gleichſam in ihren zarteſten und edelſten Theilen anfrißt und in ein moraliſches Scheuſal verwandelt?

Wir haben nicht nöthig, die erſte Urſache alles dieſes Uebels weit außer uns zu ſuchen; ſie liegt uns ſehr nahe; denn, kurz —

Der Dämon ſteckt in unſrer eignen Haut!

Und wiewohl es, aus Mangel hinlänglicher Urkunden, unmöglich iſt, die Geſchichte des Aberglaubens mit hiſtoriſcher Gewißheit bis in ſeine Wiege zu verfolgen: ſo iſt doch nichts leichter, als die Entſtehung deſſelben unter den Umſtänden,

worin uns die allgemeine Menſchengeſchichte die älteſten Völker zeigt, ſich pſychologiſch klar zu machen.

Kinder und Unwiſſende ſtaunen Alles an, was ſie nicht begreifen können, und die Welt iſt für ſie voller Wunderdinge und Wunderwerke; denn jede Naturbegebenheit, jede von einem Menſchen dargeſtellte Erſcheinung, wovon ſie nicht begreifen, wie es damit zugehe, iſt ein Wunder in ihren Augen. Die älteſten Zeiten der Welt und der Völker ſind daher nothwendig wundervolle Zeiten — und die Belege dieſer Wahrheit gibt die Mythologie aller Nationen.

Da nun alle Menſchen durch eine innere Nothwendigkeit gezwungen ſind, Alles, was in ihre Sinne fällt, für Wirkung irgend eines — Wirkenden, das iſt einer Urſache, zu halten, von den beſagten Wunderdingen aber keine Urſache in die Augen fiel, welcher man dieſe Wirkungen begreiflicher Weiſe zuſchreiben konnte: ſo ſahen ſich die Menſchen genöthigt, zu unſichtbaren Wirkenden, von welchen oder mit deren Beiſtand jene Wunder hervorgebracht würden, ihre Zuflucht zu nehmen.

Ein eben ſo unwillkürlicher innerer Zwang nöthigt die menſchliche Einbildungskraft, ſich alle unſichtbare Dinge ſichtbar zu machen; und ſo wurden aus jenen verborgenen Urſachen der Phänomene, die man ſich nicht erklären konnte, Geiſter der Verſtorbenen, Genien, Feen, Peris, Divs, Götter und Halbgötter.

Von jeher gab es auch Menſchen, welche Wunderdinge verrichteten. Als Menſchen konnten ſie das nicht aus eigener Kraft; ſie waren alſo Werkzeuge jener höhern Weſen, womit ſich die Einbildung der Sterblichen bevölkert hatte. Natürlicher Weiſe entſtand hieraus der Glaube, daß es Menſchen gebe, welche ſich — wodurch es nun ſey — den Göttern,

Halbgöttern, Feen und so weiter angenehm genug zu machen wüßten, um solcher besonderer Gnaden und Gaben von ihnen gewürdiget zu werden; und es war zu vortheilhaft, sich bei dem unwissenden Haufen in einen solchen Credit zu setzen, als daß nicht bald genug ganze Schaaren von wunderthätigen Priestern, Wahrsagern, Zeichendeutern, Dienern und Auslegern der Orakel und so weiter entstanden wären, denen Alles daran gelegen war, den Glauben an jene eingebildeten Wesen, der ihnen so viele sehr handgreifliche Vortheile verschaffte, auf alle nur ersinnliche Weise in den Gemüthern zu befestigen.

Aber der natürliche Stolz des Menschen, der in der ganzen sichtbaren Natur nichts Höheres und Mächtigeres kennt, als sich selbst, konnte sich nicht lange auf diese Vorstellung einschränken. Er befand sich unendlich besser bei dem Gedanken, selbst die wirkende Ursache von Wunderdingen, als ein bloses Werkzeug zu seyn. Man war inzwischen nach und nach bekannter mit der Natur geworden; der Kunstsinn hatte sich zu entwickeln angefangen; schärfere Sinne und glückliche Zufälle machten, daß gewisse Menschen an Thieren und Pflanzen, Steinen und Mineralien allerlei Eigenschaften entdeckten, woraus sie Andern ein Geheimniß machten, um unbegreifliche Dinge wirken zu können. Nach und nach entfaltete sich der Keim einer Philosophie, die einen tiefen aber räthselhaften Sinn in dem großen Buche der Natur ahnete, das der Mensch vielleicht Jahrtausende lang blos angestaunt hatte. Man ahnete verborgene Kräfte, geheime Beziehungen der Dinge und jene goldne Kette, an welcher Homers Jupiter Erde und Meer empor zieht. Alle Dinge der sichtbaren Welt wurden als Hieroglyphen dieses geheimnißvollen Buches betrachtet: aber die große Kunst war, sie lesen zu

können. Wer dieß konnte, beſaß natürlicher Weiſe den Schlüſſel zum Innern der Natur, bemächtigte ſich vermittelſt desſelben ihrer verborgenſten Kräfte und hatte die Mittel in Händen, gute und böſe Dämonen, Elementar- und Aſtralgeiſter, ja die oberſten Götter ſelbſt entweder zu ſeinen Freunden oder zu ſeinen Sklaven zu machen. Es fehlte nicht an Menſchen, die dieſe erhabene Wiſſenſchaft zu beſitzen vorgaben: und ſo entſtand die Magie mit allen ihren Aeſten und Zweigen; ſo füllte ſich in den Händen verſchmitzter Betrüger der Zauberbecher, aus welchem alle Völker Aberglauben tranken und dadurch, gleich den Gefährten des Ulyſſes, die aus dem Becher der Circe getrunken hatten, in eine Art ſtumpfſinniger Thiere verwandelt wurden, die ſich bemaulkorben und bezäumen, beladen, führen und peitſchen, ja ſogar füttern laſſen mußten, wie, wohin und womit es den Zauberern, ihren Herren, beliebig war.

IV.

Die älteſten Geſetzgeber, die ſich dazu berufen fühlten, noch ſehr rohe und in einer Art von natürlicher Wildheit lebende Menſchenſtämme in bürgerliche Geſellſchaften zu vereinigen, fanden den Glauben an Dämone im Himmel, auf Erden, im Meer und unter der Erde, und vornehmlich den Glauben an väterliche Götter und Schutzgötter der Gegend, wo ſie wohnten, der Berge und Flüſſe derſelben und ſo fort in den Gemüthern ſchon befeſtiget. Sie kamen daher ſehr natürlich auf den Gedanken, dieſen Umſtand zu ihrem größern Vorhaben zu benutzen. Sie ſahen, daß die Furcht vor den Göttern, unter der Leitung einer klugen Hand, das kräftigſte Mittel werden könne, die rohen Menſchen, mit denen ſie es

zu thun hatten, zu bändigen und an bürgerliche Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Sie machten also entweder die Götter selbst zu Urhebern ihrer Gesetze oder setzten diese wenigstens unter die unmittelbare Garantie derselben. Sie gaben dem Gottesdienst eine bestimmtere Form und größere Feierlichkeit; sie stifteten die Mysterien; und bei den Griechen wurden Eleusis, Olympia und Delphi schon in sehr alten Zeiten die Vereinigungspunkte der unzähligen kleinen Völkerschaften, woraus sich nach und nach der große politische Körper bildete, der den Jupiter als seinen allgemeinen Schutzgott und die Amphiktyonen als sein höchstes Nationalgericht verehrte.

So wurden alle bürgerliche Gesellschaften gewissermaßen auf die Religion gegründet; sie machte einen Theil der Gesetzgebung, ein wesentliches Stück der Constitution aus. Man betrachtete sie (ob mit Recht oder Unrecht, ist jetzt nicht die Frage) als ein Band des Staats, das nicht zerrissen werden könne, ohne den Staat selbst aufzulösen. Aber — wie war diese Religion beschaffen? — Was ich im dritten Abschnitt über den Ursprung des Aberglaubens überhaupt gesagt habe, wird uns leicht zur Beantwortung dieser Frage verhelfen.

V.

So rohe und äußerst sinnliche Leute, wie man sich die Menschen dieser Zeiten denken muß, waren noch wenig fähig, sich bis zu dem vernunftmäßigen Begriff der höchsten Macht, Weisheit und Güte, dem einzigen würdigen Begriff, der mit dem Worte Gott verbunden werden kann, zu erheben. Sie verlangten sichtbare und handgreifliche Gegenstände ihrer

religiösen Verehrung. Die Götter bekamen also Bilder, die Bilder Tempel, die Tempel Priester. Diese letztern wurden, wie natürlich, nach und nach aus Dienern Vertraute, aus Vertrauten Günstlinge, aus Günstlingen Organe ihres Gottes. Die Götter offenbarten sich ihnen bald in Träumen, bald durch Stimmen oder Erscheinungen. Sie wurden von diesen höheren Wesen in den Geheimnissen der Natur und des Schicksals unterrichtet. Daher waren die Priester in den ältern Zeiten auch die Weisen oder Gelehrten, die Weissager und die Aerzte des Volks und sind es noch jetzt bei allen Völkern, die noch auf den untersten Stufen der Cultur stehen. Sie heilten die Krankheiten, die sie als Wirkungen böser Dämonen oder erzürnter Gottheiten betrachteten, meist durch übernatürliche Mittel, durch magische Formeln, Beräucherungen, Amulete und Talismane. Ihre Arzneikunst war also größtentheils ein Zweig ihrer Magie und Theurgie. Diese letztern, mit allen ihren Nebenzweigen, den sämmtlichen Divinationskünsten, der Astrologie, Geomantie, Nekromantie, Geisterbeschwörung, Geisterbannung, Vertreibung der Gespenster, Erhebung verborgener Schätze und so weiter, wurden priesterliche Künste, wurden mit der Religion verbunden und durch sie geheiligt.

Die Neigung zum Wunderbaren und die Begierde, das Künftige zu wissen, sind die schwächste Seite der menschlichen Natur. Die Priester zogen zu große Vortheile von ihr, als daß sie sich nicht überall (mehr oder weniger, nach Maßgabe der übrigen Umstände) ein Geschäft daraus hätten machen sollen, alle diese einträglichen Felder des Aberglaubens, als ihr eigenes Gebiet und Appanage, möglichst anzubauen. Immerhin mochte es auch damals, wie noch jetzt, Schwärmer und Einfältige unter ihnen geben, die im Ernste

an alle dieſe Thorheiten glaubten: die Meiſten wußten ſehr gut, was an ihren übernatürlichen Künſten war, und ihr Gewiſſen wurde gar bald harthäutig genug, ohne alles Bedenken die Schwachen zu betrügen, die ſo gern betrogen ſeyn wollen, und die immer ſo geneigt ſind, nicht nur ihr bischen Vernunft, ſondern ſogar ihre fünf Sinne knebeln und binden zu laſſen, ſobald ſie etwas Uebernatürliches zu ſehen und zu hören hoffen.

Die ſo hoch geprieſene und falſch berühmte Weisheit der ägyptiſchen Prieſter beſtand größtentheils in den vorbenannten prieſterlichen Künſten.

Die Theoſophie und Magie des Zoroaſter und überhaupt Alles, was man Philoſophie der Morgenländer nennt, begünſtigte ſie ebenfalls und war dieſes Namens eben ſo unwürdig als die Kabbala der Juden.

VI.

Nach einigen Jahrtauſenden that ſich endlich die wahre Philoſophie unter den Griechen hervor, und der Aberglaube nahm bei dem edlern Theile der Nation in eben dem Maße ab, wie die Aufklärung zunahm. Allein, da die eingeführte Volksreligion in jeder ihrer Republiken nun einmal einen Theil der Staatsverfaſſung ausmachte: ſo mußten die Weiſen ſich zu ſehr in Acht nehmen, mit den Prieſtern in keine gefährliche Colliſion zu kommen, als daß dieſe letztern ſich nicht immer im Beſitz der einträglichſten Zweige ihres Gewerbes, und das an ihnen hangende Volk in ſeiner Geneigtheit zur Dämonenſcheu (δειδαιμονια, wie die Griechen den Aberglauben ſehr richtig nannten) und bei ſeinem Hang zu allen Arten von Alfanzereien zu erhalten gewußt hätten.

Nach und nach entſtanden unter den Griechen die bekannten philoſophiſchen Secten und Orden. Einige derſelben, als die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker, hatten Grundſätze, die ſich mit der herrſchenden dämoniſtiſchen Religion ſehr gut vertrugen. Pythagoras und Plato hatten ſogar einige, die den obbeſagten prieſterlichen Künſten zur Grundlage dienen zu können ſchienen. Die pythagoriſche und platoniſche Philoſophie wurde alſo (ſonderlich je unreiner und trüber ſie nach und nach zu werden anfing) von den Prieſtern immer mehr begünſtigt. Die epikuriſche hingegen, die ſich zwar der Volksreligion im Aeußerlichen klüglich fügte, aber eine erklärte Gegnerin aller Arten von religiöſer Betrügerei, aller Magie und Geiſterſeherei, aller neuen Orakel, übernatürlichen Künſte und gaukleriſchen Operationen war, blieb, ſolange ſie dauerte, der Prieſterſchaft äußerſt verhaßt und wurde von ihr auch dem Volke ſo verhaßt gemacht, daß ihre Bemühungen gegen den Aberglauben, im Ganzen und in der Folge der Zeiten, nur ſehr wenig Früchte bringen konnten.

Die merkwürdige Zeit Alexanders des Großen, worin der größte Theil des damals bekannten Aſiens nebſt Aegypten griechiſchen Fürſten unterworfen, und die Sprache, Künſte, Wiſſenſchaften, Religion und Sitten der Griechen über alle Provinzen, welche die perſiſche Oberherrſchaft erkannt hatten, ausgebreitet wurden, ward durch eine natürliche Folge der Vermiſchung, die nach und nach zwiſchen den Griechen und Aſiaten, Syrern, Medern und Aegyptern ſtattfinden mußte, auch wegen des Einfluſſes dieſer Vermiſchung auf die Denkart und den Geiſt der Zeit, wichtig. Die Philoſophie der Griechen artete in dieſen Ländern nach und nach aus und verlor ſich endlich in den Sümpfen der morgenländiſchen

Magie oder Dämonomanie. Alexandria wurde die Schule einer neuen Philosophie, worin die ungleichartigsten Begriffe und Meinungen zusammen flossen, um alle mögliche Ausschweifungen und Unternehmungen der Schwärmerei und des Aberglaubens mehr als jemals zu unterstützen.

VII.

Als endlich die Römer das herrschende Volk in der Welt wurden, blieb nicht nur in den morgenländischen Theilen des ungeheuren Imperii Romani Alles in diesem Stande, sondern die Römer selbst, bei denen die Aufklärung durch Wissenschaften sehr spät angefangen und, sogar unter den Großen, nur auf Wenige sich erstreckt hatte, fanden ungemeinen Geschmack an dem morgenländischen Aberglauben. Schon zu Augustus Zeiten finden wir Rom und Italien mit syrischen und ägyptischen Landstreichern überschwemmt, die, unter dem Namen ägyptischer Priester, Magier, Chaldäer und so weiter diese Geistesschwäche der Römer und Römerinnen sich auf alle mögliche Art zinsbar zu machen wußten.

VIII.

Solchergestalt war denn Alles, was die Römer den Erdkreis nannten, in allen seinen Theilen (mehr oder weniger) mit Abgötterei und Zauberei, Götter- und Feenmährchen, Glauben an übernatürliche Undinge, magische Operationen, Amulete und Talismane, Verwandlungen der Menschen in Thiere, Geistererscheinungen, Glauben an Traumdeuter, Wahrsager, Orakelsprüche und an tausend wahnsinnige Arten, die guten und bösen Dämonen sich günstig zu machen, zu versöhnen, zu unterwerfen oder auszutreiben, erfüllt; kurz,

die ganze Menſchenmaſſe war mit magiſch-religiöſem Aberglauben und Wahnwitz angeſteckt: als Chriſtus in Paläſtina auftrat, um den Glauben an einen allgemeinen Vater im Himmel durch ſeine Lehre und noch mehr durch ſein Beiſpiel zu predigen und die echte Gottesverehrung, von allem magiſchen und theurgiſchen Aberglauben gereinigt, auf Redlichkeit des Herzens, Liebe zu Gott und den Menſchen und Ausübung aller moraliſchen Tugenden zurück zu führen.

IX.

Wenn man von dem Plane der Vorſehung nach dem Erfolg urtheilen darf, ſo konnte und ſollte ein ſo großes Werk, als die Zerſtörung des Reichs der Dämonen und ihrer Prieſter, das iſt, mit andern Worten, der Herrſchaft des Aberglaubens, der Abgötterei und der Magie über die menſchlichen Gemüther, iſt, nicht ein Werk weniger Jahre, ja ſelbſt nicht weniger Jahrhunderte ſeyn. Aber, was wir gewiß ſagen und mit der Geſchichte der verfloſſenen achtzehn Jahrhunderte ſattſam beurkunden können, iſt: daß dieſe große Unternehmung, dieſes unendlich wohlthätige Werk der Erlöſung des menſchlichen Geſchlechtes von allen Uebeln des Aberglaubens und der Dämonenſcheu, zwar angefangen, aber gar bald wieder von denen ſelbſt, die ſich nach dem Namen Chriſtus nannten, gehemmet und (aufs gelindeſte zu reden) wegen eines fortdauernden Zuſammenfluſſes ſchädlicher Gegenwirkungen bis auf dieſen Tag nur hier und da im Kleinen und auf eine ſehr unvollſtändige und unvollkommene Weiſe bewirkt worden iſt.

In der That iſt es ſonderbar genug, wie die Jünge und Anhänger eines Meiſters, der die Religion auf di

einfachste Vorstellungsart und die reinsten Gesinnungen des Herzens eingeschränkt, kein Lehrformular vorgeschrieben, keinen neuen Gottesdienst eingeführt, kurz, in den wenigen Jahren seines öffentlichen Lebens nichts Angelegneres gehabt hatte, als das Reich der Dämonen zu zerstören und dagegen einem Reiche Gottes, dessen Sitz in den Herzen der Menschen ist, auf alle mögliche Weise beförderlich zu seyn — es ist sonderbar, sage ich, und mehr als sonderbar, wie die Jünger eines solchen Meisters, in so kurzer Zeit, und als ob sie es selbst nicht gewahr worden wären, sich von seinem Sinne und Geiste, von seinen Grundsätzen und von seinem Beispiele so himmelweit entfernen konnten, um in wenigen Jahrhunderten ihm geradezu entgegen zu arbeiten, das Werk, das er angefangen hatte, wieder umzureißen und das Reich des Aberglaubens und Fanatismus, welches er zu zerstören gekommen war, unter andern Namen und Decorationen furchtbarer und der Menschheit verderblicher, als es jemals gewesen war, wieder herzustellen.

Freilich gilt auch hier wieder, was ich oben sagte, da vom Ursprung des religiösen Aberglaubens die Rede war: Der Dämon, der dieß bewirkte, steckt in unsrer eignen Haut. Aber es ist nicht zu leugnen, daß der Geist der Zeiten Augusts und seiner Nachfolger jenem unsaubern Geiste zu Ausführung seines Werkes großen Vorschub that.

X.

Unsre eigne Zeit ausgenommen, wird man schwerlich in der ganzen Geschichte einen andern Zeitraum finden, wo zugleich und zum Theil in eben denselben Ländern, neben einem ziemlich hohen Grade von Cultur und Verfeinerung auf der

einen Seite, auf der andern mehr Finſterniß in den Köpfen, mehr Schwäche, Leichtgläubigkeit und Hang zu allen Arten von Schwärmerei, mehr Neigung zu geheimen religiöſen Verbindungen, Myſterien und Orden, mehr Glauben an unglaubliche Dinge, mehr Leidenſchaft für magiſche Wiſſenſchaften und Operationen, ſelbſt unter den oberſten Claſſen des Staats Statt gefunden, kurz, wo es allen Gattungen von religiöſen Betrügern, Gauklern, Taſchenſpielern und Wundermännern leichter gemacht worden wäre, mit der Schwäche und Einfalt der Leute ihr Spiel zu treiben, als — das erſte und zweite Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung.

Die ſiegreichen Kämpfe eines Lucian und Celſus mit dieſem Schwindelgeiſt ihrer Zeit waren nicht hinlänglich, einem Uebel Einhalt zu thun, deſſen Wachsthum durch ſo viele hier nicht zu entwickelnde Umſtände und in der Folge vornehmlich durch die neuplatoniſche Philoſophie, — die, (mit Polonius im Hamlet zu reden) Methode in den Unſinn brachte, auf alle nur erſinnliche Weiſe befördert wurde.

XI.

Auch die Chriſten wurden von dieſer ſchwärmeriſchen Philoſophie bezaubert, da ſie ihnen nicht nur mit ihren eigenen Myſterien ſehr gut zuſammen zu ſtimmen, ſondern ſogar den Schlüſſel dazu zu enthalten ſchien.

Als endlich ihre Partei, nach langen und blutigen Kämpfen mit dem ſogenannten Heidenthume, die herrſchende im römiſchen Reiche ward und ihre Gegner völlig unterdrückt oder ausgerottet hatte, zeigte ſich bald genug, wie wenig die Welt dadurch gebeſſert war. Der Dämonismus des Heidenthums ſtieg, in einer andern Einkleidung und unter andern Namen,

wieder aus ſeiner Aſche hervor. Das Licht der Wiſſenſchaften verſchwand nach und nach faſt gänzlich. Die Mönche traten an die Stelle der ſchwärmenden Pythagoräer und Platoniker, und bemächtigten ſich, nach ihrem Beiſpiele, ſogar der magiſchen und theurgiſchen Künſte, unter dem Vorwande, ſie bewirkten durch die Kraft des wahren Gottes und des Namens Jeſu, durch das Zeichen des Kreuzes, durch die Gebeine und andere Reliquien der Märtyrer und ſo weiter, was die Zauberer und vorgeblichen Theurgen der Heiden durch den Beiſtand hölliſcher Geiſter gewirkt hätten. Die Chroniken und Legenden der vier erſten Jahrhunderte nach Conſtantin I. wimmeln von Teufelsaustreibungen, Todtenerweckungen, Erſcheinungen von Engeln, Teufeln und armen Seelen; Alles iſt voller Wunder, die oft bis zum Lächerlichen unglaublich und ungeräumt ſind und von unzähligen heiligen Mönchen und Biſchöfen verrichtet worden ſeyn ſollen. Die Natur müßte, wenn nur der zwanzigſte Theil dieſer vorgeblichen Thatſachen wahr wäre, in dieſen Zeiten alle ihre Rechte verloren haben und in eine gänzliche Antinomie und Anarchie verfallen geweſen ſeyn.

Nothwendiger Weiſe verſank unter ſolchen Umſtänden das Volk immer tiefer in einen die Menſchheit ſchändenden Aberglauben. Die alt hergebrachten Wahnbegriffe der heidniſchen Welt vermiſchten ſich auf eine unnatürliche Art mit den reinen Grundbegriffen des Chriſtenthums und brachten die monſtroſeſten Hirngeſpinnſte hervor, welche ohne Unterſuchung angenommen und von der Kleriſei (aus Urſachen, die ihr und uns wohl bekannt ſind) auf alle Weiſe unterhalten, ja zum Theil zu Dogmen und Glaubenspunkten geſtempelt und mit kräftigen Ernulphusflüchen gegen alle Unternehmungen der Vernunft verzäunt wurden.

XII.

Es würde mich zu weit von meinem Wege abführen und ist zu meiner dermaligen Absicht unnöthig, dieses historische Gemälde fortzusetzen und die unermeßlichen Uebel, die sich unter solchen Umständen, theils durch das Bündniß, theils durch den Streit zwischen Kaiserthum und Priesterthum, über einen großen Theil des Erdbodens ausbreiteten, auch nur summarisch anzudeuten. Ungeachtet eine ganz wahre und unpartheiische historische Darstellung dieses merkwürdigen Zeitraums der Geschichte der Menschheit jetzt, da ich dieses schreibe, noch unter die frommen Wünsche gehört: so sind doch schon die in Jedermanns Händen sich befindenden Werke eines Giannone, Hume, Robertson, Gibbon, Walch, Schmidt und Anderer mehr als zureichend, alles bisher Gesagte überflüssig und zum Theil wohl über die Intention der Verfasser zu bestätigen.

Wer aber zu einer ganz lebendigen und anschauenden Erkenntniß des Geistes dieser unseligen Zeiten gelangen wollte, müßte sich freilich zu der fürchterlichen Aufopferung entschließen, die Quellen selbst zu besuchen und unter andern sich in der Chronik und den Libris Miraculorum des Gregorius von Tours, in der goldnen Legende des Erzbischofs Jakob de Voragine, in den Actis Sanctorum und in den Geschichtsbüchern der Mönchsorden umzusehen, — wo er genug sehen würde, um vor Erstaunen über die unbegreifliche Unvernunft dieser Zeiten beinahe selbst den Verstand zu verlieren.

Das Einzige, was ich in Beziehung auf meinen dermaligen Hauptgegenstand noch bemerken muß, ist Folgendes.

XIII.

Von jener Zeit an, da die neue Religion die herrſchende im ehemaligen römiſchen Reiche wurde, trat ſie nicht nur in alle Rechte der alten ein und wurde die Religion des Staats, folglich von den Geſetzen geſchützt und begünſtigt, ſondern maßte ſich noch neuer, bisher unerhörter Rechte an.

Die alte Staatsreligion hatte alle andere, ſelbſt die chriſtliche, geduldet: die letztere oder vielmehr ihre Kleriſei (die auch hierin, wie in ſo vielem Andern, den Geiſt des Stifters verleugnete, indem ſie ſich auf den Buchſtaben einiger harten Ausdrücke ſteifte) behauptete ein ausſchließendes Recht und duldete in Kurzem keine andere mehr neben ſich.

Aber ſie ging noch weiter. Nicht zufrieden, jeden andern Glauben, jede andere Religionsmeinungen, Dogmen, Vorſtellungs- und Ausdrucksarten über unbegreifliche Gegenſtände für irrig erklärt zu haben, belegte ſie auch den Irrthum mit Strafen. Sie behandelte die Ueberzeugung als eine Sache, die von unſerm Willen abhängt. Wer die Ehrlichkeit hatte, ihren Gründen, wenn ſie ſeinen Verſtand nicht überzeugten, dasjenige, was er für Wahrheit erkannte, entgegen zu ſetzen, wurde als ein vorſätzlich und halsſtarrig Irrender zum ewigen und (was noch weit ſchlimmer war) ſogar zum zeitlichen Feuer verurtheilt.

So entſtand in den chriſtlichen Ländern eine neue, zuvor nie erhörte Gattung von Verbrechen. Der Bosheit und dem Eigennutz wurde ein neuer Zweig von Denunciationen, dem Deſpotismus der byzantiniſchen und abendländiſchen Tyrannen eine neue Quelle von Confiscationen, neue Mittel, eines Jeden, der ihnen verhaßt oder verdächtig war, los zu

werden, und der Kleriſei ein neuer Weg eröffnet, ſich das furchtbarſte Anſehen und einen faſt grenzenloſen Einfluß zu verſchaffen.

XIV.

Um jedoch den Schein zu haben, als ob die Dogmen, von deren Glauben nun das zeitliche und ewige Leben der Menſchen abhing, auf unwiderleglichen Gründen beruheten und jede Unterſuchung aushielten, erfand man eine ſubtile Art von Dialektik und Terminologie, bei der es ausdrücklich darauf angelegt war, den auffallendſten Abſurditäten einen Schein von Möglichkeit zu geben, Widerſprüche in eine Art von Zuſammenhang zu bringen und dem Menſchenverſtande den Weg zur Wahrheit ſo mühſelig und unzugangbar zu machen, daß unter Zehntauſenden — ſelbſt aus jenen Menſchenclaſſen, deren Stand und Beſtimmung im gemeinen Weſen einen hohen Grad von Vernunftfertigkeit erfordert — kaum Einer ſeyn möchte, der nicht lieber Alles, was man wollte, blindlings glauben, als ſich auf einem ſo peinvollen Wege überzeugen laſſen wollte.

Im Grunde war es auch mit dieſem neu gebrochenen Ueberzeugungswege auf bloſe Täuſchung abgeſehen: denn nicht nur war er ſo beſchaffen, daß er bei wirklich denkenden Köpfen ſtatt der Ueberzeugung vielmehr Zweifel über Zweifel erregte und ſie wider ihren Willen auf neue, den herrſchenden widerſprechende Meinungen führte; ſondern es war auch ſchon vorher ausgemacht, „daß jede Unterſuchung eines Glaubenspunktes oder Dogma's, die ein anderes Reſultat, als dieſes Dogma geben würde, an ſich ſelbſt ſchon irrig, verwerflich und verdammlich, d. i. des elementariſchen und

hölliſchen Feuers ſchuldig ſey.“ Wehe dem, der ſich in dieſen armſeligen Jahrhunderten ſeiner Vernunft zu Prüfung deſſen, was man ihm zu glauben auferlegte, bedienen und die Orakelſprüche einer Prieſterſchaft, die ſich einer willkürlichen und unumſchränkten Herrſchaft über den Verſtand, ja ſogar über die Sinne der Menſchen bemächtigt hatte, den nothwendigen Naturgeſetzen des menſchlichen Denkens zu unterwerfen, ſich unterſtehen wollte! Alle Unterſuchung hört auf, wo jeder Zweifel für eine Eingebung des Teufels erklärt wird, der mit Faſten, Beten, Abtödtung des Fleiſches und gänzlicher Unterbrechung alles Denkens bekämpft werden muß; und die Vernunft wird zu einem völlig unbrauchbaren Werkzeuge gemacht, ſobald uns ihr freier Gebrauch in die dumpfen Kerker der Inquiſition und aus dieſen auf einen Scheiterhaufen führt.

Ich rufe getroſt jedes vernünftige oder vernunftfähige Geſchöpf auf dem ganzen Erdboden auf, mir zu leugnen, wenn es kann, daß man auf dieſe Art und durch ſolche Mittel und Anſtalten jede Religion, wie unſinnig, abſcheulich oder lächerlich ſie auch immer ſeyn möchte, — von dem unmenſchlichen Götzendienſte des kanaanitiſchen Feuergottes Moloch bis zu dem albernen Dienſte der Latonenfröſche in Abdera — für die einzig wahre und allein ſeligmachende ausgeben und als ſolche der ganzen Welt aufdringen könnte!

Was für einen Namen verdienen alſo wohl diejenigen, die ſich anmaßen oder, wofern ihre Vorfahren einer ſolchen Anmaßung ſich ſchuldig gemacht hätten, noch ferner darauf beſtehen wollen, die einfachſte, vernunftmäßigſte, wohlthätigſte, menſchlichſte aller Religionen auf einem ſolchen Wege und durch ſolche oder ähnliche Verfahrungsarten auszubreiten und zu erhalten?

XV.

Jeder die Wahrheit aufrichtig liebende Leſer möge hier einen Augenblick ſtill ſtehen und dann die Betrachtungen ſelbſt fortſetzen, auf die ihn das Geſagte natürlicher Weiſe führen muß!

Meine Abſicht iſt nicht, irgend eine Partei oder Perſon zu beleidigen. Es wäre höchſt unbillig, vernünftig denkenden und beſſer geſinnten jetzt Lebenden den Wahnſinn und die Miſſethaten barbariſcher Vorfahren zum Vorwurf machen zu wollen. Aber die Zeiten der Unwiſſenheit ſind vorbei; wenigſtens kann ſich Niemand, der nicht zur Hefe des Pöbels gehört, mehr mit unüberwindlicher Unwiſſenheit entſchuldigen, wenn ihm die Grundwahrheiten, von deren Erkenntniß und Befolgung das Wohl des menſchlichen Geſchlechts und der bürgerlichen Geſellſchaft ſchlechterdings abhängt, unbekannt ſind; denn ſie ſind, Gott Lob, ſeit mehr als fünfzig Jahren laut genug gepredigt worden und haben um ein mäßiges Geld in allen Buchläden feil geſtanden.

Leuchtet uns aber die Fackel der Vernunft, warum ſollten wir lieber im Dunkeln als in ihrem Lichte wandeln wollen?

Fühlen und erkennen wir die Ehre und Würde, Menſchen (in der engern Bedeutung dieſes Namens) zu ſeyn: warum ſollten wir nicht wenigſtens den Willen haben, Alles von uns zu werfen, was uns verhindert, als echte Menſchen zu empfinden, zu denken und zu handeln?

Sind die Grundſätze, die zu Anfang dieſer Schrift in Erinnerung gebracht worden, unumſtößliche Grundwahrheiten; iſt der freie Gebrauch der Vernunft in Beleuchtung und Unterſuchung jeder menſchlichen Meinung, jedes menſchlichen

Glaubens ein unverlierbares Recht der Menſchheit, das uns Niemand, ohne das größte aller Verbrechen, das Verbrechen der beleidigten menſchlichen Natur, zu begehen, rauben kann: wer darf ſich vermeſſen, ſeinen Bruder in dem Beſitz und Gebrauch dieſes Rechts zu ſtören?

Iſt kein Menſch unfehlbar; iſt irren und getäuſcht werden etwas von unſrer Natur überhaupt Unzertrennliches; gibt es eine unendliche Menge von Gegenſtänden des Wiſſens ſowohl als des Glaubens, über die es — vermöge der Grenzen, welche die Natur dem menſchlichen Geiſte geſetzt hat — unmöglich iſt völlig ins Klare zu kommen: ſo trage jeder ſeine Meinung oder ſeinen Widerſpruch mit ſeinen Gründen beſcheiden und gelaſſen vor, ohne einen Andern zu verunglimpfen oder zu verſpotten, welcher vernünftige Gründe zu haben glaubt, anders zu denken.

Iſt die Ueberzeugung des Verſtandes vom Willen unabhängig, kann Irrthum alſo nie als ein Verbrechen geſtraft werden: ſo erkenne man doch endlich einmal, daß es Unſinn und Ungerechtigkeit zugleich iſt, Namen, wodurch blos verſchiedene Vorſtellungsarten, verſchiedene Begriffe, Lehrmeinungen und Ueberzeugungen von einander unterſchieden werden, zu Schimpfnamen zu machen!

XVI.

Es iſt etwas den geſunden Menſchenſinn Empörendes in der noch immer unter den Gelehrten ſelbſt herrſchenden Gewohnheit, das Wort Deiſt oder Theiſt, welches (ſo viel ich weiß) einen Menſchen bezeichnet, der weder atheiſtiſche noch dämoniſtiſche Grundſätze hat, ſo zu behandeln, als ob es eine Makel, die kein Mann von Ehre auf ſich ſitzen laſſen könne,

bei ſich führe; da doch das Chriſtenthum offenbar den Deismus zur Grundlage hat, und die Chriſtianer der erſten Jahrhunderte in ihren Apologien ſtolz darauf waren, Deiſten zu ſeyn.

Die Einwendung, daß man unter dem Worte Deiſt, in der gewöhnlichen verhaßten Bedeutung, einen ſolchen Bekenner der natürlichen Religion verſtehe, der nicht an die beſondern Dogmen der Chriſten, ſo wie ſie auf gewiſſen Concilien und in gewiſſen Symbolen und Formularen feſtgeſetzt worden, glauben kann, — iſt ein elender Behelf. Denn, geſetzt auch, ein jeder Deiſt müßte nach ſeiner Ueberzeugung alle beſondere Dogmen der chriſtlichen Parteien verwerfen: ſo bleibt es an dieſen doch immer ungerecht, Haß oder Verachtung auf einen Jeden zu werfen, der nicht Alles glaubt, was ſie glauben.

Aber im Grunde verhält ſich die Sache ganz anders. Der wahre Deismus iſt dem echten, von allem Magismus und Dämonismus und von allen übrigen Schlacken der barbariſchen Jahrhunderte gereinigten Chriſtenthum ſehr nahe; und wenn ein Deiſt aus allen Religionsparteien auf dem Erdboden eine, zu welcher er ſich halten ſollte, zu wählen hätte, ſo würde er (vorausgeſetzt, daß er in ſeinem Bekenntniß aufrichtig und alſo ein redlicher Freund der Wahrheit und Tugend iſt) gewiß unter derjenigen chriſtlichen Partei zu leben wünſchen, deren Grundſätze, Dogmen und Verfaſſungen den Grundlehren und Geſinnungen Chriſti am nächſten kommen und von falſchen Zuſätzen und Schlacken am reinſten ſind.

Was könnten nun dieſe Chriſten für einen billigen Grund haben, ihn von ihrer äußerlichen Gemeinſchaft auszuſchließen? Wenn ſie wirklich überzeugt ſind, daß der Glaube, der ihm

noch fehlt, zu seinem ewigen Wohl nöthig sey, ist es nicht Pflicht, ihm die Gelegenheit dazu nicht zu versagen? Kann er nicht vielleicht durch Zeit, liebreiche Belehrung und gutes Beispiel bei ihnen das erhalten, was ihm noch abgeht, um in allen Stücken wie sie zu glauben? — falls es ihnen doch ja so wichtig scheint, daß Jedermann in allen Stücken glaube wie sie.

Wenn aber nun vollends der Deist mitten unter ihnen geboren wurde; wenn er in dem Staate, worin dermalen ihr Glaubenssystem das herrschende ist, zu bürgerlichen Rechten und Vortheilen geboren wurde: mit welcher Billigkeit kann er blos deßwegen seiner Geburtsrechte verlustig erklärt werden, „weil es seiner Vernunft eben so physisch unmöglich ist, gewisse Sätze, die ihr falsch scheinen, für wahr zu halten, als es ihm unmöglich ist, in der Luft zu gehen oder im Feuer zu leben?“ — Und ist es nicht schändlich, wenn sie ihn, um einer solchen Ursache willen, zu der Wahl nöthigen, entweder ein Lüaner und Heuchler zu seyn oder sich selbst aus seinem Vaterlande zu verbannen und ins Elend zu gehen?

XVII.

Ich kann nicht umhin, da die Folge meiner Gedanken mich auf diesen Punkt gebracht hat, meinem herzlichen Ekel vor dem Mißbrauch, der in unsern Tagen mit dem Worte Duldung oder Toleranz und (was noch ärger ist) mit der Sache selbst getrieben wird, ein wenig Luft zu machen.

Was nennet man dulden? — Menschen werden doch wohl, solange kein anderes Verhältniß und kein anderer Name sie von den Pflichten der Menschlichkeit los zählen kann, einander auf dem Erdboden dulden wollen? Wer darf

ſich unterſtehen, das Gegentheil zu lehren, wenn gleich in der Ausübung das Gegentheil leider alle Tage zum Vorſchein kommt?

Iſt es aber nicht häßlich, das, was alle Menſchen einander als Menſchen ſchlechterdings ſchuldig ſind, — nämlich, einander ſo zu behandeln, wie jeder von den andern behandelt zu werden wünſcht — mit einem ſo elenden Wort, als dulden, zu verkleinern und beinahe auf nichts herab zu ſetzen?

Welche mehr als kindiſche Inconſequenz! Wir ſehen es für eine hohe Pflicht an, in tauſend unbedeutenden Dingen gefällig und zuvorkommend gegen einander zu ſeyn; und in Angelegenheiten, wo es auf Ueberzeugung, Gewiſſen, Gemüthsruhe und Rechtſchaffenheit ankommt, maßen wir uns ein Recht an, über Andere zu tyranniſiren? Ich kann von einem Jeden fordern, daß er mich auf der Straße ungeſtört meines Weges gehen laſſe: und ich ſoll es für eine Gnade halten, wenn ihr duldet, daß ich von überirdiſchen Dingen anders denke, wähne oder träume als ihr, ungeachtet ihr ſelbſt um nichts dadurch gebeſſert ſeyd, ob ich ſo oder anders über dieſe Dinge träume?

Narren und böſe Leute ſind von Natur intolerant. Jene können nicht leiden, daß man anders denke als ſie; dieſe möchten, wo möglich, die ganze Welt nöthigen, zu thun und zu leiden, was ſie wollen. Hätten dieſe zwei Gattungen von Menſchen immer den Meiſter auf dem Erdboden geſpielt, ſo würde er ſchon lange eine ungeheure Wildniß und Wüſte ſeyn. Zum Glücke wird die Welt im Ganzen (wie wenig es auch im Beſondern das Anſehen hat) von den Klügern und Beſſern regiert; und der Weiſe duldet die Thoren, weil er weiſe, die Schwachen, weil er ſtark, die Böſen, weil er gut iſt.

Und so kommen wir denn, wenn die Rede von den großen Uebeln ist, die das Menschengeschlecht drücken, immer wieder auf die Wahrheit aller Wahrheiten zurück: Den Menschen kann nicht geholfen werden, wenn sie nicht bessere Menschen werden; sie können nie besser werden, wenn sie nicht weiser werden; aber sie können nie weiser werden, wenn sie nicht über Alles, wovon ihr Wohl oder Weh abhängt, richtig denken; und sie werden nie richtig denken lernen, solange sie nicht frei denken dürfen, oder, welches einerlei ist, solange die Vernunft nicht in alle ihre Rechte eingesetzt ist, und Alles, was in ihrem Lichte nicht bestehen kann, verschwinden muß.

XVIII.

Tausende, die im Leben gegen diese Grundsätze handeln, werden, wenn sie dieses gelesen haben, sich selbst die Wahrheit derselben eingestehen. Unglücklicher Weise hängt es nicht immer von ihrem guten Willen ab, auch nach ihnen zu handeln.

Die Anwendung der klarsten Resultate, der einfachsten unleugbarsten Wahrheiten wird, unter gegebenen Umständen und durch den Einfluß einer Menge entgegen wirkender Kräfte, oft zu einer unendlich verwickelten und vielleicht unauflöslichen Aufgabe.

Der prachtvolle Kerker, worin die Vernunft von der größern Hälfte Europens noch immer gefangen gehalten wird, ist das Werk einer großen Kunst und vieler Jahrhunderte. Tausend nicht gemeine Köpfe und Millionen rüstiger Hände haben daran gebaut, und er ist auf den Felsen des Ansehens und Vortheils der Priesterschaft so fest gegründet und durch

ſo viele Flügel und Nebengebäude mit einem andern Zauberthurme, worin die Freiheit in Feſſeln ſchmachtet, ſo künſtlich verbunden worden, daß es beinahe ungereimt wäre, die Erlöſung dieſer gefangenen Prinzeſſinnen für möglich zu halten, geſchweige unternehmen zu wollen.

Das Schickſal kann freilich mit der Zeit große Revolutionen herbei führen, wodurch der gegenwärtige Zuſtand der Welt eine gewaltige Veränderung erleiden würde; aber, wenn die Weltverbeſſerung, auf die ein menſchenfreundlicher Traumer unſere Nachkommen auf das Jahr 2440 vertröſtet, blos durch Aufklärung bewirkt werden ſollte, ſo iſt ſehr zu beſorgen, daß er ihre Epoche noch um einige Jahrhunderte zu früh geſtellt hat.

Möchte ich doch mit dieſer übel weisſagenden Ahnung ſchon vor meinen Enkeln zu Schanden werden! Aber das treuherzige Geſtändniß der Holbiſchen Medea:

— Video meliora proboque,
Deteriora sequor —

wird ſo lange wahr ſeyn, als Menſchen — Menſchen bleiben! und ſo lange die Deteriora mit großen, glänzenden und auf der Wage des Eigennutzes unendlich überziehenden Vortheilen verbunden ſind, wird es auch der rechte Schlüſſel zu tauſend Ereigniſſen und Handlungen ſeyn, die den Verſtand des einſamen, in der wirklichen Welt ſo ſehr idealiſches Dſchinniſtan zurückgezogenen Philoſophen überraſchen und ſeine übel berechneten Erwartungen täuſchen.

XIX.

Wie ſehr hätte ich gewünſcht, in dieſem traulichen Monolog über Gegenſtände, woran viel gelegen iſt, mit dem

ganzen edlern und beſſern Theile unſerer Nation, blos als Menſch zu Menſchen, Weltbürger zu Weltbürgern und deutſcher Mann zu deutſchen Männern, ohne Rückſicht auf Verſchiedenheit der Religionsparteien ſprechen zu können! Und dieß um ſo mehr, da mein Widerwille gegen allen Sectengeiſt, meine Neigung und Fähigkeit (als einer, der ohne Vorurtheile und Intereſſe in Allem dieſem iſt), gegen jede Partei gerecht zu ſeyn, und meine Wohlgeſinntheit für das gemeine Beſte meines Volkes und der Menſchheit überhaupt, Vielen unter ihnen längſt bekannt und ohne Zweifel die Urſache iſt, warum mein wohlmeinendes Radotage über die pia desideria aller gut denkenden Menſchen mit ſo vieler Nachſicht angehört wird.

Aber was hälf' es, etwas Unmögliches wünſchen zu wollen? Ich ſehe nur allzu wohl ein, daß ich auf die Hoffnung, mit dem, was ich theils ſchon geſagt, theils noch zu ſagen habe, bei beiden chriſtlichen Hauptparteien Eingang zu finden, gänzlich Verzicht thun und mir einbilden muß, als ob ich nur diejenige, zu der ich (mehr aus freier Wahl, als durch nöthigende Verhältniſſe) ſelbſt gehöre, zu Vertrauten meiner Gedanken gemacht hätte.

Nur dieß Wenige — weil doch dieſe gute Gelegenheit dazu da iſt und ſobald nicht wieder kommen möchte — ſey mir erlaubt in Rückſicht auf eine von allen aufgeklärten Patrioten und Chriſten allgemein für nöthig erkannte Verbeſſerung laut — für mich zu ſagen.

XX.

Ich wünſche allen Menſchen, und alſo auch Sr. Päpſtlichen Heiligkeit, Pius VI. und allen ſeinen rechtmäßigen Nachfolgern auf dem heiligen Stuhle zu Rom (den ich, wenn

er auch nicht der Stuhl des heiligen Peters ſeyn ſollte, noch immer für einen ſehr reſpectabeln Stuhl halte) Gnade von Gott und alles Gute in dieſer und jener Welt — und hoffe alſo, es werde mir nicht für einen heimlichen Groll gegen Se. Päpſtliche Heiligkeit oder für böſen Willen gegen die Gebeine der hh. Apoſtel Peter und Paul ausgedeutet werden, wenn ich es als eine phyſiſche Möglichkeit annehme, daß über lang oder kurz die ganze Stadt Rom, mit der Baſilica zu Sanct Johann im Lateran, der Peterskirche, dem großen Obelisk, dem Vatikan, dem Campidoglio, der Engelsburg, der Maria rotonda und allen ihren übrigen unzähligen Herrlichkeiten, bei irgend einem ſchrecklichen Erdbeben von der Erde dergeſtalt verſchlungen werden könnte, daß ihre Stätte nicht mehr gefunden würde.

Wie ſehr mir auch das Heil der Welt am Herzen liegt, ſo geſtehe ich doch aufrichtig, daß es mich unendlich ſchwer ankommen würde, für den Untergang der Stadt Rom zu beten, und wenn er gleich die einzige Bedingung desſelben wäre. Fern ſey es alſo von mir, auch nur den leiſeſten Traum vom bloſen Schatten eines ſolchen Wunſches jemals in meiner Seele aufkommen zu laſſen!

Aber, geſetzt nun (welches alle Schutzgeiſter der Künſte und Alterthümer verhüten wollen!), geſetzt, weil es doch phyſiſch möglich iſt, der ſchreckliche Fall hätte ſich nun wirklich ereignet, — Rom wäre von der Erde verſchlungen oder (ohne Vergleichung) wie Sodom und Gomorra in eine Art von todtem Meer verwandelt worden: was für Maßregeln könnte und würde die katholiſche Kirche wahrſcheinlicherweiſe dann wohl zu ergreifen haben?

Mit der Stadt Rom wären alsdann auch, wie geſagt, die Kathedra Petri und der magiſche Fiſcherring (der nach

dem weltbekannten Siegelring Salomons unſtreitig der erſte Ring in der Welt iſt), die berühmten Schenkungen Conſtantins, Pipins und Karls des Großen, die Decretalen Iſidors des Sünders, die dreifache Krone der überirdiſchen, irdiſchen und unterirdiſchen Gewalt, die vier heiligen Jubelpforten, die Dataria und Rota und die Wollenweberei und Agnus-Dei-Fabrik der guten Nonnen von Sanct Agnes aus der Welt verſchwunden. Und wenn es nun einmal ſo wäre, ſollte darüber wohl ein großes Wehklagen unter den Völkern der Erde entſtehen? Hätten die übrigen Biſchöfe und Prälaten der katholiſchen Chriſtenheit wohl große Urſache, ihre Kleider zu zerreißen und Aſche auf ihre Häupter zu ſtreuen? Sollten und müßten ſie nun wohl nichts Angelegneres haben, als mit vereinigten Kräften ſo bald als möglich ein neues Rom und einen neuen Nachfolger des heiligen Peters auf dem Stuhle, worauf dieſer nie geſeſſen, zu erwählen? Würden ſie nicht vielmehr — ich rede menſchlich, aber hoffentlich nicht thöricht — große Urſache haben, ſich dieſer Fügung des Himmels in Geduld zu unterwerfen und, Alles wohl überlegt, ſich am Ende dankbarlich gefallen laſſen, durch dieſen unverhofften Zufall alles fernern Kampfes für ihre Rechte überhoben und in die Freiheit geſetzt zu ſeyn, die ihnen vermöge der älteſten Kirchenverfaſſung zukommt?

Aber (höre ich ſagen) was würde da aus dem für ſo nothwendig geachteten Mittelpunkt der Einheit werden? — Wie? Haftet denn dieſer Vereinigungspunkt nothwendig an einer einzelnen Perſon? oder an einem gewiſſen Stuhle? oder gerade an dieſem? Iſt der chriſtliche Name und das apoſtoliſche Symbolum nicht Vereinigungspunkt genug? Und wenn kein Rom mehr wäre, deſſen deſpotiſcher Geiſt bei der möglichſten Einförmigkeit ſeiner Unterthanen einzig intereſſirt iſt: wem wäre

dann an einer der ganzen Natur unbekannten und nur durch unnatürliche Gewalt zu erzwingenden Einförmigkeit länger gelegen? Kann Eintracht und Ordnung nicht sehr wohl mit Mannigfaltigkeit bestehen? Entspringe Harmonie nicht aus Mannigfaltigkeit mit Ordnung? und ist Harmonie nicht schöner, als Monotonie?

Doch, sehen wir lieber, ohne uns länger bei einem Einwurf, der doch am Ende von selbst wegfallen würde, aufzuhalten, was aller Wahrscheinlichkeit nach die Folgen dieses großen Falles seyn würden.

Wenn kein Papst mehr ist, so hört natürlicher Weise das päpstliche System mit allen seinen Zuthaten und Auswüchsen von selbst auf. Die Schafe Christi befinden sich nun wieder unter der Aufsicht ihrer Hirten und Oberhirten in der nämlichen Verfassung, worin sie im vierten und fünften Jahrhundert waren; und es wird dann blos an den Hirten liegen sie (mit dem Psalmisten zu reden) auf grünen Auen zu weiden, zu frischen Wasserbächen zu führen und an keinem Guten Mangel leiden zu lassen.

Sie haben kein ungewisses Ansehen, keine chimärische Rechte, keine Ansprüche, die von jeder Untersuchung erschüttert werden, weil sie blos auf Unwissenheit, Aberglauben und Furcht vor Ernulphusflüchen und Scheiterhaufen gegründet sind. Was könnte sie also bewegen, das Licht zu hassen, welches sie nicht zu scheuen haben? die Vernunft in Fesseln zu halten, die auf ihrer Seite ist? der Aufklärung zu widerstehen, die eben dadurch, daß sie „die Hauptfestung der christlichen Religion, mit Aufopferung der unhaltbaren Außenwerke, gegen alle Angriffe der Vernunft sichert,“ ihrem Ansehen und ihren Rechten unerschütterliche Festigkeit gibt?

Sie haben nichts durch den Aberglauben, nichts durch die Vermiſchung des reinen Chriſtenthums mit magiſchem und dämoniſtiſchem Unrath, nichts durch wunderthätige Bilder, Teufelsbannerei, fromme Geiſtermährchen und dergleichen Albernheiten zu gewinnen; und ſie denken zu edel und gut, um ſich jemals zu Erben der römiſchen Ablaßkrämerei, Jubeljahre, Apotheoſen aberwitziger Mönche und mondſüchtiger Nonnen, talismaniſcher Amulete, Lorettenbilderchen, Kerzchen und Glöckchen und anderer ſolcher verächtlicher Finanzzweige machen zu wollen. Kurz, es wäre (in dem vorausgeſetzten Falle) kein Grund zu erdenken, warum ſie nicht zu Abſtellung jedes erweislichen Mißbrauchs und zu Beförderung jeder erweislichen Verbeſſerung mit Freuden die Hände bieten, und die Erſten ſeyn ſollten, den oben bemeldeten Kerker zu öffnen, um die gefangene Vernunft — ſie, die uns allein einer wahren Religion fähig macht — auf ewig in Freiheit zu ſetzen und dadurch, neben tauſend andern wohlthätigen Folgen, auch der einzig dankbaren, einzig zu wünſchenden Art von Vereinigung aller chriſtlichen Gemeinen den Weg zu bahnen.

Ich bitte nur noch um eine kleine Geduld, und ich habe — ausgeträumt.

XXI.

Es gibt Dinge, die ihrer Natur nach dergeſtalt von unſerer Willkür abhangen, daß ſie ſind oder nicht ſind, ſobald es uns beliebt, daß ſie ſeyn oder nicht ſeyn ſollen.

Man erlaube mir, dieſes durch ein bekanntes Beiſpiel zu erläutern.

Als Sanct Paul nach Epheſus kam, befand ſich unter andern daſelbſt ein Tempel, der unter die Wunder der

Welt gerechnet wurde, und in dieſem Tempel ein kleines, wohlberäuchertes Bildchen von Eben- oder Nebenholz, das man die große Diana der Epheſer nannte und weit und breit in ganz Aſien als ein wunderthätiges Bild göttlich verehrte.

Sanct Paul — der ſich bekannter Maßen ſeiner Vernunft gegen den Aberglauben der Heiden mit großer Freiheit zu bedienen pflegte, ohne ſich darum zu bekümmern, daß die armen Leute ihren Wahnglauben für den wahren Glauben hielten — Sanct Paul alſo nahm ſich die Freiheit, einigen Epheſiern zu ſagen, „Bilder, die von Händen gemacht wären, könnten nicht Götter ſeyn," — und es fehlte nicht an Leuten, denen dieſes Raiſonnement ſehr einleuchtend vorkam.

Nun befand ſich aber ein gewiſſer Demetrius in dieſer Stadt, dem ſehr viel daran gelegen war, daß die große Diana der Epheſier noch fernerhin eine Göttin bliebe: denn er hatte eine Fabrik von kleinen ſilbernen Dianentempelchen, die von den Fremden, wovon es in dieſer Hauptſtadt Aſiens beſtändig wimmelte, gekauft zu werden pflegten; und dieſe Fabrik ging ſo ſtark, daß das ganze ehrſame Goldſchmieds-Handwerk zu Epheſus in Arbeit und Verdienſt dadurch geſetzt wurde.

Demetrius verſammelte alſo alle ſeine Arbeiter und ſtellte ihnen die Gefahr vor, worein ihre Fabrik durch Sanct Paulus Vernunftſchlüſſe gerathen wäre. „Es will, ſagte er, nicht allein mit unſerm Handel dahin gerathen, daß er nicht gelte, ſondern auch der Tempel der großen Göttin Diana wird für nichts geachtet, und wird dazu ihre Majeſtät untergehen, welcher doch ganz Aſia und der Weltkreis Gottesdienſt erzeigt."

Man begreift, warum die Majeſtät der großen Göttin Diana dem frommen Manne ſo ſehr am Herzen lag, und Niemand wird ſich darüber wundern, daß dieſe Goldſchmieds-Synode ſich damit endigte, daß ſie Alle voll Zorns wurden und aufſchrien: Groß iſt die Diana der Epheſier!

In Kurzem brachten ſie die ganze Stadt in Aufruhr. Das Volk ſtürmte dem Amphitheater zu, das Getümmel nahm überhand, und als die Leute endlich hörten, warum es zu thun ſey, ſchrie der Pöbel zwei Stunden lang an einem fort, groß iſt die Diana der Epheſier: bis endlich der Canzler, durch eine ſehr verſtändige und eines Erzcanzlers von Germanien würdige Rede, das Volk wieder beruhigte und nach Hauſe ſchickte.

Ich kenne kein beſſeres Beiſpiel, meinen obigen Satz ins Licht zu ſetzen, als dieſes. Die hölzerne Diana der Epheſier war eine Göttin oder war keine Göttin, jenachdem die Epheſier wollten. Und warum dieß? Weil ſie wirklich, Scherz bei Seite, nur ein hölzernes Bild von einer kleinen, häßlichen, viel gebrüſteten Zigeunerin und alſo keine Göttin war. Indeſſen, ſo lange ſie dafür gehalten wurde, war es in gewiſſen Stücken eben ſo, als ob ſie es wirklich geweſen wäre.

Wir wollen billig ſeyn. — Die Aſiarchen, die Häupter der Stadt Epheſus, der Canzler und ihres Gleichen, wußten ohne Zweifel ſo gut als wir, was an der Sache war; indeſſen hatten ſich die Epheſier von alten Zeiten her eine Ehre daraus gemacht, die Neokoren der großen Diana zu heißen, und ihr prächtiger Tempel verſchaffte der Stadt Anſehen und einen einträglichen Zulauf von vielen Fremden; ſie hatten alſo politiſche und cameraliſtiſche Gründe, als etwas Unwiderſprechliches (wie ſich der Herr Canzler von Epheſus ausdrückt)

anzunehmen, nicht, daß ihre Diana wirklich eine Göttin ſey, aber, „daß die Stadt Epheſus die Pflegerin der groſſen Diana und des vom Himmel gefallnen Bildes ſey.“ —

Bei dem gemeinen Volke war die Gottheit ihrer Diana, an deren Verehrung ſie von Kindesbeinen an gewöhnt worden waren, eine ausgemachte Sache; und es fiel ihnen ſo wenig ein, ſich Einwürfe gegen dieſen Glauben zu machen, als dem Volke zu Loretto, zu zweifeln, daß ihre Santa Caſa durch eine Gruppe von Engeln von Nazareth nach Loretto getragen worden ſey.

Aber die Goldſchmiede hatten ein ganz anderes Intereſſe, Bekenner und Verfechter der Gottheit der Diana zu ſeyn; und ſie hätten im Herzen nicht mehr daran glauben können, als Cicero an ſein Augurat, ohne daß ſie, ſolange ihre Tempelchen gekauft und gut bezahlt wurden, weniger laut zuſammengeſchrieen hätten: Groß iſt die Diana der Epheſier!

Setzen wir nun aber den Fall, die Regenten der Stadt Epheſus hätten einen ſehr groſſen und dringenden Beweggrund (den ſie freilich nicht hatten) gehabt, daß ihre Diana keine Göttin mehr ſeyn ſollte: was würden ſie wohl gethan haben?

Die Unternehmung wäre allerdings groſſen Schwierigkeiten unterworfen geweſen: aber mit Zeit und Geduld ſind ſchon ſchwerere Dinge zu Stande gekommen. Vermuthlich hätten ſie vor allen Dingen den Goldſchmieden eine andere einträgliche Arbeit gegeben. — Sanct Paul und ſeine Gehülfen auf der einen, die Philoſophen, die Luciane und ihres Gleichen auf der andern Seite, hätten alsdann freie Erlaubniß erhalten, über die Sache zu raiſonniren und am End auch (nur mit Witz und Urbanität) zu ſcherzen, ſo viel ihne beliebt hätte; und das Volk, das mit allen ſeinen Fehlern

und Unarten doch mehr Menſchenverſtand hat, als man ihm zutraut, würde unvermerkt ſo umgeſtimmt worden ſeyn, daß es ganz gelaſſen eine Anſtalt nach der andern hätte machen ſehen, um die Weisſagung des ehrlichen Demetrius in Erfüllung zu bringen.

XXII.

Ich hoffe, man wird es mir nicht als einen Mangel an Ehrerbietung gegen gekrönte Häupter ausdeuten, wenn ich ſage, daß gewiſſe Meinungen, die ſeit den Zeiten Papſt Gregors des Siebenten nach und nach von Mönchen, Jeſuiten und andern Clienten des römiſchen Hofes ausgebrütet worden ſind und durch die erſtaunlichen Prätenſionen des beſagten Hofes eine Art von Scheinbarkeit erhalten haben — z. B. daß ein jeweiliger Papſt Gott auf Erden oder wenigſtens ein Mittelweſen zwiſchen Gott und Menſch ſey, daß er alle Gewalt im Himmel und auf Erden habe, daß er Unrecht zu Recht machen könne, daß er über alle Geſetze ſey, Könige ab- und einſetzen könne, und was dergleichen propositiones male sonantes mehr ſind — daß, ſage ich, dieſe und ähnliche Meinungen, eben ſo wie die Gottheit der Diana, von unſerm Belieben, ſie zu glauben oder nicht zu glauben, abhangen.

Sanct Paul würde unfehlbar, aus dem ganz ſimpeln Grunde — „ein Menſch, wie wir andern, könne, ſo wenig als ein hölzernes Bild, ein Gott oder Halbgott ſeyn“ — ſich für das Nichtglauben entſchieden haben.

Wir ſtoßen alſo, wenn ich ſo ſagen darf, gleichſam mit der Naſe auf die Auflöſung des großen Problems, das von Vielen für ſo ſchwer als die Verfertigung des Steins der

Weiſen gehalten wird; und ich brauche es kaum zu ſagen, daß der römiſche Biſchof weder mehr noch weniger als der Erſte unter den abendländiſchen Biſchöfen, ſeinen Brüdern, ſeyn würde, ſobald man für gut fände, ſich über dieſen Punkt lediglich an erwieſene Facta, alte Urkunden, geſunde Vernunft und Natur der Sache zu halten.

Und damit wäre vielleicht viel gewonnen! Denn ſo könnte alles Gute, was eine ziemlich natürliche Folge eines plötzlichen Untergangs der Stadt Rom wäre, erhalten werden, ohne daß man es eben mit dem Umſturz des Vaticans, der Peterskirche, des Muſeum Clementinum, der Villa Borgheſe u. ſ. w. ſo übermäßig theuer erkaufen müßte. Man dürfte ſich nur entſchließen, in Allem gerade ſo zu verfahren, als ob das Unglück geſchehen wäre; ſo würde wahrſcheinlicher Weiſe auch Alles ſo erfolgen und beinahe eben ſo leicht, wenn auch etwas langſamer, in ſeine alte und natürliche Ordnung kommen.

Ein Erdbeben würde freilich ſchneller wirken und eine Menge Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten auf einmal applaniren; ſo wie ehemals die Gothen, da ſie unter dem heilloſen Kaiſer Gallienus den Tempel der Diana von Epheſus verbrannten und zerſtörten, ihrer Gottheit auf einmal ein Ende machten: aber ich geſtehe, daß ich dieſe heroiſchen Mittel nicht liebe; und ich möchte der Vernunft zu Ehren wünſchen, daß eine ſo glückliche Veränderung vielmehr ihr Werk als die blinde Wirkung empörter Elemente ſeyn möchte.

Im Grunde würde es auch, in mehr als einer Rückſicht, beſſer ſeyn. Man erinnert ſich vermuthlich, was für ein höchſt ehrwürdiger und liebenswürdiger Mann der Papſt Pius der Sechsundzwanzigſte (oder wie er heißt) im Jahr 2440 ſeyn wird — wie ſo ganz und gar er der Gegenfüßer

eines Gregors des Siebenten, eines Johannes des Zwölften und Zweiundzwanzigſten, eines Clemens des Fünften, Alexanders des Sechsten, Julius des Zweiten, Leo des Zehnten u. ſ. w. — kurz, der größten Zahl ſeiner Vorfahrer iſt — und wie vollkommen dieſer vortreffliche Pontifex Maximus durch ſeine Aufklärung, Weisheit, Güte, Beſcheidenheit und Uneigennützigkeit der hohen Würde eines erſten Prieſters und allgemeinen Vaters der Chriſtenheit Ehre macht. — Dazu könnte es nun, mittelſt eines demüthigen Vorſchlags, noch vor dem Jahre 2440 kommen: und wie erſprießlich für die Kirche und die Welt wäre nicht eine ſolche Verwandlung! Ihre heilſamen Folgen ſind ſo wichtig und ausgebreitet, daß ein Freund der Menſchheit ſich kaum erwehren kann, ungeduldig darüber zu werden, wenn die Maulwurfshügel, die ihr im Wege ſtehen, noch immer für unerſteigliche Berge angeſehen werden.

In der That ſehe ich nur einen erheblichen Einwurf, der gegen das obige Mittel, dieſe wünſchenswürdige Revolution zu beſchleunigen, gemacht werden könnte — nämlich: „daß dadurch die mannigfaltigen Beſteurungen und Tribute wegfallen dürften, welche die Nachfolger Hildebrands (denn Sanct Peter hatte und begehrte weder Silber noch Gold) von dem blinden Glauben, dem blinden Gehorſam und allen übrigen blinden Sünden der Ultramontaner bisher gezogen haben.“ Allein, da es bei mehr beſagtem Vorſchlage nicht darauf abgeſehen iſt, die Fürſten der Kirche ihrer rechtmäßigen und wohl erworbenen Temporalien berauben zu wollen: ſo blieben dem Adminiſtrator des Kirchenſtaates, bei einer beſſer eingerichteten Wirthſchaft, auch ohne jene fremden Zuflüſſe, noch immer Einkünfte genug übrig, ſeine erhabene Würde mit Anſtand zu behaupten und die Peterskirche nebſt den

übrigen ſechs Baſiliken zu Rom in baulichen Ehren zu erhalten.

Falls nicht etwa die heimlichen und öffentlichen Verſchwörungen, die unter allerlei Namen, Anſtalten und Vorſpiegelungen gegen die geſunde Vernunft gemacht werden, uns unverſehens wieder in die Barbarei und Finſterniß der Hildebrandiſchen Zeiten zurückwerfen ſollten: — ſo iſt zu hoffen, daß mit zunehmendem Tage die Augen und, ſo Gott will, auch die Hände und Füße ſich immer mehr ſtärken werden; und ſo könnte denn wohl am Schluſſe des neunzehnten Jahrhunderts Manches zur Wirklichkeit gediehen ſeyn, was man am Schluſſe des achtzehnten mit dem gelindeſten Namen — Träume eines raſotirenden Weltbürgers nennen wird.

XXIII.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung, — die uns, denke ich, nicht ſehr weit von unſerm Wege abgeführt hat — kehre ich dahin zurück, wo ich am Schluſſe des vierzehnten Abſchnitts in meiner Gedankenfolge ſtehen blieb.

Wenn eine gute Anſtalt ihren Zweck ſo gröblich verfehlt hat, daß gerade das Gegentheil von dem, was ſie bewirken ſollte, heraus gekommen iſt, ſo ſind (wenn ich nicht ſehr irre) nur zwei Dinge zu thun: „Man muß entweder die gute Anſtalt völlig eingehen laſſen,“ — und dieß wäre thöricht, wofern man nicht gewiß wäre, etwas Anderes an ihre Stelle ſetzen zu können, das den Nutzen, den ſie ſchaffen ſollte, gewiſſer und beſſer ſchaffen würde; — oder „man muß ſo lange nachforſchen, woran es liegt, daß ſie ihren Zweck verfehlte, bis man es ausfindig gemacht hat, und alsdann

dem entdeckten Uebel durch die zweckmäßigsten Mittel aufs schleunigste abzuhelfen suchen."

Ist aber das Gute, aus welchem wider seine Natur Böses heraus gekommen ist, von solcher Art, daß es, erstens, nicht von uns abhängt, ob es da seyn oder nicht da seyn soll; ist, zweitens, die Sache so beschaffen, daß sich Jedermann durch bloses Aufthun seiner Augen überzeugen kann, das Uebel sey blos daher gekommen, „weil sich mit jenem Guten etwas Böses vermischt hatte, das nicht nur die heilsamen Wirkungen desselben hinderte, sondern es durch seine Beimischung sogar in ein verderbliches Gift verwandeln mußte;" und ist es endlich, drittens, eben so augenscheinlich, daß es völlig in unsrer Gewalt steht und im Grund eine leichte und mit wenig oder gar keiner Gefahr verbundene Operation ist, dieses Böse, das so heillose Wirkungen gethan hat, von dem Guten, wenigstens bis auf einen solchen Grad der Reinheit des letztern, abzuscheiden, daß es schlechterdings nicht möglich ist, es weiter darin zu bringen: so ist, däucht mich, die Frage, „was also zu thun sey?" für Leute, die bei ihren fünf Sinnen sind, keine Frage mehr. Und wenn (Alles dieß vorausgesetzt) dem Uebel gleichwohl nicht abgeholfen wird: so wissen wir wenigstens, was wir von dem Verstande oder dem guten Willen der moralischen Aerzte und Apotheker, die zu Heilung unserer moralischen Gebrechen angestellt sind, zu denken haben; und dann möchte es auch wohl Zeit werden, mit Ernst darauf zu denken, wie wir uns selber helfen wollen.

XXIV.

Nun zur Anwendung dieser ziemlich unwidersprechlichen praktischen Wahrheiten auf unsern vorhabenden Gegenstand!

So weit uns die Geſchichte in die älteſten Zeiten zurück ſehen läßt, ſehen wir Religion und Aberglauben überall nicht neben einander aufwachſen und dieſen, gleich einer üppig aufſchießenden paraſitiſchen Pflanze, jene umſchlingen, ihr nach und nach allen Saft entziehen und ſogar durch ſeine Einflüſſe den Früchten, wodurch ſie dem menſchlichen Geſchlechte wohlthätig ſeyn konnte, ſeine eigene giftige Beſchaffenheit mittheilen.

Da hier ſchlechterdings Alles darauf ankommt, uns von der Religion einen von allem Aberglauben, von Allem, was Hang zur Sinnlichkeit, Phantaſie, Leidenſchaften und Prieſterkünſte beigemiſcht haben, gereinigten Begriff zu machen: ſo kann ich mir unter dieſem Worte nichts Anders denken, als den Glauben an ein unerforſchliches Urweſen, durch welches alle Dinge beſtehen und nach unveränderlichen Geſetzen der vollkommenſten Gerechtigkeit oder (was eben dasſelbe ſagt) der vollkommenſten Güte und Weisheit in Ordnung erhalten werden — verbunden mit dem Glauben der Fortdauer unſers eigenen, uns nicht minder unerforſchlichen Grundweſens, mit Bewußtſeyn unſrer Perſönlichkeit und einem ſolchen Fortſchritt zu größerer Vollkommenheit, der durch unſer Verhalten in dieſem Leben modificirt wird.

Von dieſem Glauben behaupte ich: daß er 1) ein moraliſches Bedürfniß der Menſchheit ſey;

2) daß ſeine Wurzel ſo tief in unſrer Natur liege und gleichſam mit allen Faſern derſelben ſo verſchlungen ſey, daß man, um ſie im Menſchen gänzlich auszurotten, den Menſchen ſelbſt zerſtören müßte;

3) daß er durch die Vernunft hinlänglich unterſtützt werde, um den Namen eines vernünftigen Glaubens zu verdienen; und

4) daß er, insofern er von Aberglauben oder Dämonisterei frei bleibt, nicht nur ganz unschädlich, sondern dem menschlichen Geschlechte höchst wohlthätig und in gewissem Sinne unentbehrlich sey.

XXV.

Unglücklicherweise war es in der Verfassung und den Umständen, worin sich die Menschen der ältesten Zeiten befanden, nicht möglich, daß ihre Religion — wenn wir auch annehmen, es sey eine Zeit gewesen, wo sie (soviel es die Schwäche des kindischen Alters der Menschheit zuließ) einfältig und rein war — sich lange in dieser Lauterkeit hätte erhalten können.

Rohe sinnliche Menschen verlangten einen sichtbaren und palpabeln Gott. Durchdrungen von einem mächtigen aber dunkeln Gefühl des Göttlichen in der Natur, aber unfähig, dieses Gefühl zu einem reinen Vernunftbegriff zu erheben, füllten sie die ganze Welt mit göttlichen Naturen an und bildeten sich ihre Götter nach ihrem Bedürfniß. Sie hatten Götter nöthig, die zu ihnen herab stiegen, mit ihnen sprächen, sich ihrer Angelegenheiten annähmen, ihnen jagen und fischen hälfen, im Kriege vor ihnen her zögen und ihnen in zweifelhaften Fällen sagten, was sie thun oder nicht thun sollten.

Da sie so viel von ihren Göttern verlangten und erwarteten, fanden sie es billig, auch auf ihrer Seite etwas für die Götter zu thun und ihnen ihre Dankbarkeit und Ehrfurcht durch Opfer, Gelübde, Schenkungen, Denkmäler, Tempel, Statuen u. s. w. zu bezeigen.

Unvermerkt gewöhnten sich die Menschen an die täuschende Vorstellung, daß sie alles Gute, was ihnen die Natur

und der Zuſammenhang der Dinge entweder freiwillig o
als die Frucht ihres eigenen Verſtandes und Fleißes ſchenk
als willkürliche Geſchenke gewiſſer Gottheiten betrachteten.

Aber die Natur war von jeher beinahe eben ſo geſchäf
den Menſchen Böſes als Gutes zu thun: alle dem Men
ſchädliche und verderbliche Naturwirkungen wurden alſo u
falls den Göttern zugeſchrieben. Erdbeben, Ueberſchwemmun
gen, Mißwachs, Hunger, verderbliche Seuchen, ſchreckende
und die Hoffnung des Landmanns zerſtörende Gewitter u. ſ. w.
wurden als Ausbrüche ihres Zorns betrachtet, der durch be
konnte oder unbekannte Vergehungen und Beleidigungen ge
reizt worden ſey. Dieß ging endlich ſo weit, daß bei vielen
Völkern ſogar gewiſſe laſterhafte Leidenſchaften und Hand
lungen, wenn ſie ungewöhnliches Unglück über ganze Familien
und Völkerſchaften brachten, als Folgen des Zorns irgend
einer beleidigten Gottheit betrachtet wurden. Die berüchtigte
Familie des Tantalus und Pelops bei den Griechen iſt ein
weltbekanntes Beiſpiel hiervon.

XXVI.

Götter, die auf ſo vielfältige Art in das Schickſal der
Menſchen verflochten waren, von denen man ſo viel hoffte,
und ſo viel fürchtete, die man ſo oft zu verſöhnen hatte oder
ſeinen Unternehmungen günſtig machen wollte, konnten nicht
lange ohne Prieſter, d. i. ohne Mittelsperſonen, Procurato
ren und Sachwalter der armen Sterblichen bei jenen höhern
Weſen — und Prieſter nicht lange ohne Theologie ſeyn.

Da die Vernunft nur ſagen kann, was Gott nicht iſt,
aber auf die Frage, was er ſey, in Verlegenheit geräth und

entweder ſtammelt oder verſtummet: ſo würde es eben keinen großen Künſtler bedürfen, um die ganze Theologie der Vernunft auf ein Hirſenkorn zu graviren.

Natürlicherweiſe konnten Prieſter ſich mit einer ſo compendiöſen Götterkenntniß nicht behelfen. Sie mußten mehr von ihren Principalen wiſſen als gemeine Menſchen; und woher hätte ihnen dieſe geheime Wiſſenſchaft kommen können, als von den Göttern ſelbſt? Dieſe offenbarten ſich ihnen in Träumen, durch Erſcheinungen oder auf andere Art; und bald ſah man aus dieſer übernatürlichen Quelle jene berühmten prieſterlichen und magiſchen Wiſſenſchaften entſpringen, auf welche die Philoſophie freilich nie gekommen wäre, wozu ſie aber doch wenigſtens den Schlüſſel hat: die Theorie der guten und böſen Geiſter, der himmliſchen, elementariſchen und hölliſchen Dämonen; die Wiſſenſchaft der Opfer, Ausſöhnungen und Initiationen; die Wiſſenſchaft, ſich die höchſten Götter gnädig, die guten Dämonen günſtig, die böſen unterwürfig zu machen; die Wiſſenſchaft, Träume auszulegen und zukünftige Dinge aus gewiſſen Zeichen, wodurch die Götter ſie uns andeuten, vorher zu ſagen; die Wiſſenſchaft, durch Amulete, Zauberworte, Zauberlieder und andere geheimnißvolle Mittel Krankheiten zu heilen u. ſ. w.

So wurden die Prieſter nach und nach zu Wahrſagern, Zeichendeutern, Aerzten und Wundermännern; ſo kam das Schickſal ganzer Völker, das Glück und Unglück der Familien und ſogar das Leben der Menſchen in ihre Gewalt; ſo bemächtigten ſie ſich der zwei ſtärkſten Triebfedern der menſchlichen Natur, der Furcht und der Hoffnung, um über unwiſſende Wilde und Barbaren unumſchränkt zu herrſchen; kurz, ſo wurde aus Religion Dämoniſterei, aus Prieſterthum Magie.

Beide walteten unter allerlei Namen und Modificationen über den Erdboden, als die chriſtliche Religion entſtand und, durch eine beim erſten Anblick erſtaunliche, bei unbefangener Unterſuchung aber ſehr begreifliche Revolution, der Vielgötterei in dem ganzen Umkreiſe des alten römiſchen Reichs ein Ende machte, um auf die Trümmer der alten Religion eine neue Art von Theokratie und Hierarchie zu gründen, die ſich durch die wohlthätigſten Abſichten ankündigte und beliebt machte. Aber, wie himmliſch auch ihr Urſprung, wie wohlthätig ihr Zweck, wie einfach und unſchuldig ihre Mittel waren, ſie wurde — unter Menſchen — durch Menſchen ausgebreitet und konnte alſo nicht lange ſo rein bleiben, wie ſie aus ihrer erſten Quelle gefloſſen war.

Die Vorſteher der Gemeinen lernten bald genug durch die Leichtigkeit, womit ſie ſich der Herzen zu bemächtigen gewußt hatten, die Schwäche der Menſchen und die Stärke ihrer eigenen Hülfsmittel kennen; und wie hätte der Biſchof der Hauptſtadt der Welt nicht endlich verleitet werden ſollen, die Macht eines gewiſſen wundervollen Doppelſchlüſſels immer weiter auszudehnen? Unglücklicherweiſe bediente man ſich derſelben mit ſo wenig Beſcheidenheit, daß ihr Einfluß und ihre Oberherrſchaft endlich drückender, ſchädlicher, grauſamer und verderblicher für die Humanität und die bürgerliche Geſellſchaft wurde, als es der in ſeiner eigenen unverlarvten Geſtalt herrſchende Dämonismus und Magismus nie geweſen war.

XXVII.

Man weiß, — bringt es aber öfters bei den wichtigſten Gelegenheiten viel zu wenig in Anſchlag, — wie mächtig

Gewohnheit und Vorurtheile, in denen wir aufgewachsen ſind, über den gemeinen Menſchenverſtand tyranniſiren: und wie ſollten ſie — ſie, die uns fähig machen, gegen das Zeugniß unſrer eigenen Sinne zu glauben — nicht die Gewalt haben, unſre Vernunft zu feſſeln, und uns zum Beiſpiel in einem Buche, für deſſen Buchſtaben man uns ſchon die tiefſte Ehrfurcht eingeprägt hat, ehe wir den Sinn und Geiſt desſelben zu faſſen, ja nur zu ahnen fähig waren, nicht Dinge verborgen bleiben laſſen, die einem jeden ganz unbefangenen Menſchen beim erſten Leſen desſelben in die Augen ſpringen?

Es ſoll mich alſo nicht wundern, wenn das, was ich jetzt ſagen werde, vielen meiner Leſer anſtößig wäre, wiewohl es darum (wenigſtens meiner Ueberzeugung nach) nicht weniger wahr iſt — und das iſt: daß zwiſchen dem Geiſt und Zweck Jeſu, — ſo wie er ſich uns in dem größten Theile der vier Evangelien darſtellt, in welchen Alles, was wir von ſeiner Perſon und Geſchichte wiſſen, enthalten iſt — und zwiſchen einigen Dingen, die er geſagt und gethan haben ſoll, eine ſo auffallende Disharmonie, ein ſo ſtarker Widerſpruch obwaltet, daß es beinahe unmöglich, wenigſtens gegen alle Regeln der Kritik iſt, zu glauben, daß er dieſe letztern Dinge wirklich geſagt und gethan habe.

Meine Gedanken über dieſes Phänomen ausführlich zu entwickeln, würde mich hier zu weit führen und bleibt auf eine andre Gelegenheit ausgeſetzt; ich ſage alſo zu meiner dermaligen Abſicht nur ſo viel und hoffe, daß wenigſtens Mancher, der die Evangelien mit etwas mehr als gewöhnlichem Nachdenken geleſen hat (denn gewöhnlich werden ſie ohne alles Nachdenken geleſen), darin mit mir einſtimmig ſeyn werde: daß Chriſtus zwar die Religion ſeines Volkes habe reinigen und verbeſſern, aber keine eigentliche neue,

noch weniger eine neue politische Religionsverfassung, am allerwenigsten aber die, welche mehrere Jahrhunderte nach seinem Tode auf dem von seinen Jüngern schon gelegten Grunde nach und nach aufgeführt wurde, habe stiften wollen.

Die Religion, von welcher er zugleich Lehrer und Vorbild war, die, welcher der Name der christlichen, das ist der Religion Christi, im eigentlichsten Sinne zukommt, ist kein Institut, das einen Theil der bürgerlichen Verfassung ausmacht, sondern bloße Angelegenheit des Herzens. Sie ist ganz auf das Verhältniß zwischen Gott, als allgemeinem Vater der Menschen, und diesen, als seinen (gutartigen oder verkehrten, gehorsamen oder widerspenstigen) Kindern, gegründet. Sie erhebt das dunkle Gottesgefühl, das der menschlichen Natur angeboren und eigen scheint, zu der einfachsten, humansten, der Gottheit würdigsten und dem Bedürfniß der Menschheit angemessensten Vorstellung von Gott, reinigt sie von allem dämonistischen und magischen Aberglauben und macht sie in jeder menschlichen Seele, in welcher sie lebendig und herrschend wird, zu einer unversieglichen Quelle von grenzenlosem Vertrauen auf Gott, von Liebe alles Guten, von allgemeiner Humanität, von aushaltender Stärke im Unglück, von Mäßigung und Bescheidenheit im Wohlstand, von Geduld im Leiden, von Geringschätzung Alles dessen, was uns die Weisheit gering schätzen lehrt, von innerm Frieden des Herzens, Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen und immer währender Hoffnung einer bessern Zukunft. — Seine Religion war echte Theosophie im einfachsten Sinne dieses Wortes. — Gott war ihm Alles in Allem, Alles in der Natur, Alles in ihm selbst. Daher das Reich Gottes, dessen Annäherung er ankündigt, wozu er alle Menschen einlader, wozu Alle berufen, aber Wenige auserwählt

ſind: weil ihm unverborgen war, daß nur wenige Menſchen ſo einfältigen Sinnes und guten Willens ſind, um mit ganzer Seele in dieſe ſeine Vorſtellungsart und Geſinnungen einzugehen und ihm in Allem dieſem — das iſt in Allem, was er mit den weiſeſten und beſten Menſchen, die jemals lebten, gemein, und was er vor ihnen voraus hatte — gleichförmig zu werden und alſo den Namen ſeiner Jünger im eigentlichen Verſtande zu verdienen. Alle konnten und mußten dazu eingeladen werden: aber die Natur der Sache brachte es mit ſich, daß diejenigen, die wirklich mit ihm eines Sinnes und Geiſtes waren, nur eine kleine Geſellſchaft von Brüdern ausmachten; und eben in dieſer kleinen Anzahl und in der Einförmigkeit ihres innern Sinnes lag der Grund der brüderlichen Gleichheit, die er unter ihnen einführte, und der engen liebevollen Verbindung, worin ſie, als Kind eines Vaters, unter einander lebten oder leben ſollten.

XXVIII.

Indem ich mir dieſe Vorſtellung von der Religion Jeſu und der erſten Brüdergemeine, deren Stifter er war, mache, begehre ich keineswegs zu leugnen, daß es in der Folge nicht möglich ſollte geweſen ſeyn, eine mit den Grundſätzen und der Moral desſelben übereinſtimmende Volks- und Staats-Religion zu gründen, die von allem dämoniſtiſchen und magiſchen Aberglauben rein hätte bleiben können. Ja, ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich ſage, daß ſich ſogar eine auf jene Grundſätze gebaute hierarchiſche Religionsverfaſſung denken (nur nicht ſo leicht ins Werk ſtellen) laſſe, die von allen Prieſterkünſten, aller tyranniſchen Prieſtergewalt,

Herrſchaft über die Gewiſſen, Unterdrückung der Vernunft, Intoleranz, ungebührlicher Einſchränkung der Vorſtellungen, die man ſich von den überſinnlichen und unbegreiflichen Dingen zu machen habe, und ſo weiter, mit einem Worte, von der ganzen Litanei der Mißbräuche, die ſeit ſo vielen Jahrhunderten unter der ſogenannten Chriſtenheit im Schwange gingen, frei wäre; — wie denn etwas dieſem von fern Aehnliches ſeit den Zeiten der Königin Eliſabeth in England zu ſehen iſt.

Wie ſchön aber auch das Ideal ſeyn möchte, welches man auf dieſe Möglichkeit bauen könnte, — dieß wenigſtens iſt unwiderſprechlich: daß von des erſten Conſtantins Zeiten an (ja, ſchon lange zuvor) das Chriſtenthum und ſeine kirchliche Verfaſſung ſich von dem Geiſte deſſen, nach welchem es ſich nannte, immer mehr und mehr entfernte; daß es beinahe in allem das Gegentheil deſſen wurde, was es hatte ſeyn ſollen; und daß eine allgemeine gründliche Verbeſſerung endlich der große Gegenſtand mehr als einer Kirchenverſammlung und der ſehnliche Wunſch aller Laien, ja ſogar eines beträchtlichen Theils des Klerus wurde.

XXIX.

Dieſe Kirchenverbeſſerung, — die ſchon ſo lange für nöthig gehalten, mehrmals angefangen, von Rom aus immer wieder hintertrieben, aber ſelbſt durch alle dieſe Bewegungen nicht weniger, als durch die Einflüſſe der wieder erweckten griechiſchen und lateiniſchen Literatur, vorbereitet worden war, — ereignete ſich endlich in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts mit dem bekannten Erfolge, wiewohl unter ſo heftigen Erſchütterungen, unter einem ſo hartnäckigen

Widerſtande der herrſchenden Partei und ſo vielen wilden Ausbrüchen fanatiſcher Leidenſchaften auf beiden Seiten, daß die errungnen Vortheile mit dem Preiſe, den ſie gekoſtet haben, in gar keiner Proportion ſtänden, wofern die Verbeſſerung auf halbem Wege ſtehen bleiben, und nicht mehr wahrer Gewinn für die Menſchheit davon heraus kommen ſollte, als woran ſich diejenigen genügen laſſen, die alle fernere Verbeſſerung unnöthig finden, ja wohl gar die bloſe Meinung, daß das angefangene Werk noch weit von ſeiner Vollendung ſey, für frevelhaft erklären.

In keinem andern Jahrhundert, ſelbſt in den ſcheußlichen Zeiten der Kreuzzüge, der Waldenſer-Verfolgung und der Ausrottuug der Tempelherren, ſind der Religion in allen Theilen von Europa zahlreichere Hekatomben von Menſchenopfern geſchlachtet worden, als in dieſem. Kein anderes bietet reichhaltigeren Stoff zu Betrachtungen über den gewaltigen Einfluß der Religion auf das zeitliche Wohl und Weh der Menſchen dar!

Können wir, beim Ueberblick des unermeßlichen Elendes, das in dieſen ſchrecklichen Zeiten durch Intoleranz, hierarchiſche Tyrannei, fanatiſchen Neuerungs- und Empörungsgeiſt, wüthenden Eifer der neuen, kaltblütige Grauſamkeit der alten Partei, theils aus wirklicher religiöſer Leidenſchaft, theils unter der Larve der Religion, über Europa gebracht worden iſt, — einen auffallendern, einleuchtendern Beweis verlangen, wie unendlich viel der menſchlichen Geſellſchaft daran gelegen ſey, durch die möglichſte Reinigung der Religion auch der bloſen Möglichkeit zuvorzukommen, daß wir oder unſere Nachkommen ſolche Gräuel, ſolche Unmenſchlichkeiten, ſolche Teufeleien um Gottes Willen wieder erleben könnten?

XXX.

„Dazu, sagt man, wird es so leicht nicht wieder kommen. Der Geist der Toleranz, der in unsern Zeiten herrschend geworden ist und selbst in Ländern, wo er die Oberhand noch nicht gewonnen, doch die Art, mit den Glaubensbegriffen denten zu verfahren, sehr gemildert hat, ist uns Bürge dafür.“

Gut! Aber wer bürgt uns für diesen Geist der Toleranz selbst? Von wie langer Dauer wird sein Reich, von welcher Stärke wird seine Macht gegen Aberglauben und Fanatismus seyn, wenn diese Duldung — deren bloser Name schon wider sie zeugt — nur eine momentane Folge vorübergehender Eindrücke einiger Modeschriften, nicht die natürliche Frucht wahrer allgemein verbreiteter Aufklärung und Ueberzeugung ist? wenn sie blos von der Denkart oder Laune oder Bonhommie oder Gleichgültigkeit der Regenten und von der zufälligen Schwäche über ihre Unmacht heimlich seufzender Molochspriester abhängt, anstatt auf dem festen Grunde der allgemeinen Vernunft und auf unwiderruflichen Staatsgesetzen zu beruhen? Kurz, was für Ursache haben wir, uns für sicher zu halten, wenn der wüthende unbezähmte Tiger — nur schläft, anstatt, wie der Dedschial der Muhamedaner, wenigstens bis zum Weltgerichte mit unzerreißbaren Ketten gefesselt zu seyn?

Gegen eine Partei, bei welcher die Intoleranz (in gewissem Sinne) sogar ein Grundartikel ihrer Religion ist, kann uns, solange sie bei dieser Denkart beharret, nichts als unsere politische Macht sicher stellen. Aber worauf gründet sich unsere innere Sicherheit? Und was schützt uns gegen die Intoleranz der abergläubischen Anhänglichkeit an alte

Terminologie und Formulare, gegen den fanatiſchen Eifer für die vermeinte Sache Gottes u. ſ. w. in unſerm eigenen Mittel?

Die unter uns im Schwang gehende Gleichgültigkeit gegen die Religion iſt eine ſehr unzuverläſſige, von dem leichteſten Anſtoß zuſammen fallende Schutzwehre. Wer mit der Geſchichte der Menſchheit und Religion bekannt iſt, kann unmöglich gleichgültig darüber ſeyn, in welchem Zuſtande ſich eine Sache befinde, die in den Händen des Thoren, des Schwärmers, des Tartuffe, ſobald er mit einigem Anſehen bekleidet iſt und Einfluß hat, zum Werkzeuge ſo vieles Unheils werden kann. Die Erfahrung unſerer eigenen Zeit könnte und ſollte uns belehren, daß dieſe Gleichgültigkeit, die dem anſehnlichſten und aufgeklärteſten Theile der Geſellſchaft eine Zeit lang die Augen gegen viele ihrer Aufmerkſamkeit würdige Dinge verſchloß, von den Antipoden der Vernunft ſehr vortheilhaft benutzt wurde, und daß ſie gerade der Schatten iſt, worunter alle Arten von religiöſem Unkraut am beſten gedeihen. Vielleicht braucht es nicht mehr, als noch fünfzig Jahre wie die letztverfloßnen, um es dahin zu bringen, daß Schwärmer und Zeloten unſern Nachkommen nicht mehr Freiheit zu denken und zu glauben übrig laſſen, als die heilige Inquiſition den Einwohnern zu Goa. Solange der Gebrauch dieſer Freiheit blos zufällige Duldung iſt; ſolange das Recht der Proteſtanten „an unbeſchränkte Gewiſſensfreiheit und unbeſchränkte Unterſuchung aller menſchlichen Meinungen, Auslegungen und Entſcheidungen in Glaubensſachen“ nicht als etwas Ausgemachtes anerkannt, ſondern den Einen noch ein Problem, den Andern ſogar Ketzerei iſt: ſo lange haben wir wenig Urſache, uns vor einem Rückfall unter das Joch, das unſre Väter nicht ertragen konnten, [illegible]r zu glauben.

XXXI.

„Aber wie kann (ſollte man billig fragen), wie kann jenes Recht, auf welchem ſelbſt die Exiſtenz der Proteſtanten beruht, in ihrem eigenen Mittel noch problematiſch ſeyn? Wo iſt die Urkunde, durch welche diejenigen, die ſich ſelbſt in Freiheit geſetzt hatten, ihre Nachkommen zu neuen willkürlichen Feſſeln verurtheilt hätten? Oder, wenn es eine ſolche Urkunde gäbe, welche Verbindlichkeit könnte ſie für uns haben? Wer kann im Namen ſeiner Kinder auf den künftigen Gebrauch ihrer Vernunft Verzicht thun? Unter welchem Vorwande könnte eine ſo unnatürliche Enterbung jemals Statt finden? Das Recht, wovon hier die Rede iſt, wenn ſie ſelbſt es hatten, mußten ſie auch uns hinterlaſſen: denn es war entweder Naturrecht oder nichts.“

Unſere Väter im ſechzehnten Jahrhundert warfen das Joch des blinden Glaubens ab, das die ihrigen ſo lange ziemlich ruhig getragen hatten. Sie erinnerten ſich der heilſamen Ermahnung des Propheten: „ſeyd nicht wie Roß und Mäuler, die nicht verſtändig ſind,“ und fingen an zu merken, daß die ſehr reellen Uebel, von denen ſie zu Boden gedrückt wurden, bloſe Folgen einer Art von Bezauberung ſeyen, welche in dem Augenblick vernichtet iſt, da man aufhört, ſich für bezaubert zu halten. Vorurtheile, die durch Alles, was man ſah und hörte, von Kindheit an den Gemüthern eingeprägt worden waren, Wahnbegriffe, die durch alle Schrecken des zeitlichen und ewigen Feuers gegen den bloſen Gedanken, ſie zu bezweifeln, ſo lange geſichert geweſen waren, — wurden vor den Richterſtuhl der Vernunft gezogen, in Unterſuchung genommen und ſo, wie ſie für das, was ſie waren, für Vorurtheile und Wahnbegriffe, erkannt wurden, verworfen.

Tradition, Beſitz von undenklichen Zeiten her, Entſcheidungen von St. Peters Stuhl herab, Meinungen der heiligen Kirchenväter und Doctoren, ja ſogar jene Ehrfurcht gebietende Formel der erſten Synode zu Jeruſalem — „es gefällt dem heiligen Geiſt und uns“ — im Munde allgemeiner Kirchenverſammlungen wurden von den Reformatoren und ihren Anhängern für nichts geachtet, ſobald ſie ihrer eigenen innern Ueberzeugung und den Beweisgründen, worauf ſie beruhete, entgegen ſtanden.

XXXII.

Alles dieß aber erfolgte nach und nach. Man wußte anfangs ſelbſt nicht, wie weit und wohin der Weg, den man eingeſchlagen hatte, führen würde, und war (wie es unter den damaligen Umſtänden nicht wohl anders ſeyn konnte) weit entfernt, auf einmal alle Autorität des römiſchen Stuhls, der Kirchenväter, der Concilien und der Tradition verwerfen zu wollen. Man empörte ſich anfangs gegen bloſe Mißbräuche, welche die ſogenannte Disciplin der Kirche betrafen; aber bald ſah man ſich genöthigt, auch die Dogmen anzugreifen, hinter welche ſich jene verſchanzten. Jeder falſch befundene Satz zog natürlicher Weiſe die Unterſuchung anderer nach ſich, mit denen er zuſammenhing: und ſo konnte es nicht fehlen, daß man in wenigen Jahren einen großen Theil des alten Lehrgebäudes ſo wurmſtichig und baufällig finden mußte, als er wirklich war. Man berief ſich auf den Papſt, ſolange man ſich Hoffnung machte, daß er den Mißbräuchen, auf die der erſte Angriff gerichtet war, abhelfen würde; aber ſobald er gegen das, was Luther und ſeine Anhänger für unumſtößlich erwieſene Wahrheit hielten, entſchieden hatte,

ſah man ſich gezwungen, die Autorität der päpſtlichen Heiligkeit näher zu beleuchten, und fand am Ende, daß er ein ſo fehlbarer Menſch ſey, als ein anderer, und daß es mit ſeiner Statthalterſchaft Chriſti nicht beſſer ſtehe, als mit ſeiner Nachfolgerſchaft auf dem Stuhle des heiligen Peters, welcher Rom nie geſehen hatte, oder mit ſeiner Erbfolge in den Titeln und Rechten eines Pontifex Maximus, welche den Kaiſern angehörten.

Eben ſo mußte es vermöge der Natur der Sache mit allen übrigen Autoritäten gehen. Man gab ſich alle Mühe, die heiligen Väter, die großen Kirchenlehrer, die Tradition, die Entſcheidungen der Concilien ſo viel möglich auf ſeine Seite zu ziehen; aber, ſobald ſie für die Gegner zeugten, wurde ihr Zeugniß abgelehnt und von ihrer Autorität an eine höhere appellirt.

Auch die ſo oft wiederholte Appellation an eine zu veranſtaltende allgemeine Kirchenverſammlung, wenn ſie etwas mehr als ein durch die Noth der Umſtände abgedrungener Behelf war, ſetzte ein Vertrauen auf die Majorität einer ſolchen Verſammlung voraus, die der Ueberzeugung der Reformatoren von der Güte ihrer Sache gleich war. Denn, geſetzt, das Concilium würde gegen ſie entſcheiden, — welches denn auch das tridentiniſche zu thun nicht ermangelte — was blieb ihnen Anderes übrig, als die ganze verſammelte Hierarchie für Menſchen zu erklären, die zuſammen genommen eben ſo wenig unfehlbar, dem Irrthum eben ſo unterworfen ſeyen, als einzeln.

XXXIII.

Man ſah ſich alſo bald genöthigt, die heilige Schrift für den einzigen entſcheidenden Richter in Glaubensſachen und für

die einzige Quelle, woraus die christliche Glaubenslehre geschöpft werden müsse, zu erklären und alle übrige Autoritäten nur in so fern, als sie mit derselben vollkommen übereinstimmen, gelten zu lassen.

Wie viel oder wenig dadurch gegen die römische Kirche gewonnen wurde, und was diese mit Schein oder Recht dagegen einzuwenden hatte, gehört nicht hierher: genug, es konnte bei dem allmählig zunehmenden Tage nicht fehlen, daß man früher oder später gewahr werden mußte, daß ein Buch, wie untrüglich und göttlich es übrigens seyn möchte, nur alsdann für einen entscheidenden Richter in Glaubenssachen gelten könnte, wenn es (wie die Elemente der Geometrie) so beschaffen wäre, daß alle Menschen, die es läsen und verständen, nicht nur vollkommen einerlei dabei dächten, sondern auch von der Wahrheit seines allen Menschen gleich verständlichen und keiner Vieldeutigkeit unterworfenen Inhalts so anschaulich und innig überzeugt würden, daß es ihnen schlechterdings unmöglich wäre, daran zu zweifeln, oder über den Sinn und die Deutung dieser oder jener Stellen verschiedener Meinung zu seyn.

Ob ein solches Buch möglich sey, ist eine Frage, die ich mir so wenig zu beantworten anmaße, als sie zu meinem Zwecke gehört; aber dieß wird doch wohl Niemand zu leugnen begehren, daß die Bibel dieses Buch nicht ist. — Unstreitig muß man sehr viel Hebräisch und Griechisch wissen, sehr viele andere Bücher gelesen haben und eine unendliche Menge historischer, kritischer, antiquarischer, chronologischer, geographischer, physikalischer und anderer wissenschaftlicher Kenntnisse besitzen, um es mit Verstande zu lesen; und dessen ungeachtet enthält es, selbst für Leser, die mit allen diesen Kenntnissen versehen sind, beinahe auf allen Blättern solche

Stellen, die von verſchiedenen Perſonen verſchieden verſtanden und ausgelegt werden. Nichts von vielen Stellen zu ſagen, die mit einer ſo unerklärbaren Unbegreiflichkeit behaftet ſind, daß alle angeſtrengte Bemühungen, den Glaubenspunkten, die deſſen ungeachtet daraus gezogen wurden, nur ſo viel Licht, als zu einem nicht ganz vernunftwidrigen Glauben nöthig iſt (d. i. nur ſo viel Licht, um zu wiſſen, was man glaube), zu geben, bis auf dieſen Tag fruchtlos geweſen ſind.

XXXIV.

Bei dieſer unleugbaren und weltbekannten Beſchaffenheit der Sache bleibt alſo — ſoviel ich wenigſtens begreifen kann — in Anſehung Alles deſſen, was in der Bibel vieldeutig, geheimnißvoll, im Widerſpruch mit allgemeinen Vernunft- und Erfahrungswahrheiten oder mit andern Stellen der Bibel ſelbſt, mit einem Worte, was nicht allgemein faßlich und verſtändlich iſt, — nichts übrig, als dieſe Alternative:

„Entweder ſich einem unfehlbaren Richter in Glaubensſachen, der allein über den Sinn zweifelhafter Worte und Sätze zu entſcheiden berechtigt iſt, zu unterwerfen,“

Oder „Allen, die darin mit uns übereinſtimmen, daß ſie ſich zur Religion Chriſti halten und keinen unfehlbaren Richter in Sachen des Glaubens über ſich erkennen, das Recht, nach ihrer eigenen Ueberzeugung zu glauben, oder (welches einerlei iſt) das Recht, ſich über alles Dunkle und Unbegreifliche der Religion diejenige Vorſtellungsart zu machen, die ihnen die richtigſte ſcheint (wie verſchieden ſie auch von der unſrigen ſeyn mag), einzugeſtehen, ſie dieſer Verſchiedenheit ungeachtet für unſre Brüder zu erkennen und, durch dieſe dem Geiſte Chriſti höchſt gemäße Sinnesart, allen

gehässigen Zänkereien, Verketzerungen und Verfolgungen sammt allem in der bürgerlichen und christlichen Gesellschaft daraus entstehenden Unheil auf einmal und auf ewig ein Ende zu machen."

Wollen wir die erste Partei ergreifen, so sehe ich dann keine neue Alternative mehr. Dann bleibt uns nichts übrig, als gerades Weges uns zu den Füßen des „dreimal gesegneten Vaters in dem dreifach gekrönten Heiligthum" zu werfen, uns mit unsrer guten alten Mutter, der katholischen Kirche, aussöhnen zu lassen und zu glauben, was sie uns zu glauben befiehlt, wie übel sich auch unsre arme murrende Vernunft an der Kette dieses blinden Glaubens und leidenden Gehorsams befinden mag.

Oder welchem Doctor der Theologie aus unserm eigenen Mittel sollten wir das Recht zugestehen, uns vorzuschreiben, was und wie wir glauben sollen? die Linie auszustecken, über die wir im Forschen nach Wahrheit, im Streben nach Licht, im Versuch, unsern Verstand von verworrenen, materiellen, unschicklichen und mit den ersten Grundwahrheiten der Vernunft unverträglichen Vorstellungsarten in Sachen der Religion zu reinigen, nicht hinaus gehen dürften? Wer darf so dreist seyn, seinen Verstand, seine Einsichten nicht nur zum Maßstabe, sondern sogar zur Regel und zum Gesetz aller übrigen zu machen? Und wenn es vor zwei oder drei hundert Jahren erlaubt war, sich in Glaubenssachen gegen Autorität und Machtsprüche, gegen Papst, Kirchenlehrer und Concilien aufzulehnen: seit wann ist es unerlaubt worden. eben dasselbe gegen die Autorität und Machtsprüche einer noch so großen Anzahl protestantischer Kirchenlehrer zu thun, die (meines Wissens) kein echteres Creditiv ihrer Unfehlbarkeit, als die hochheilige Synode zu Trident, aufzuweisen haben?

Durften unſre Vorfahren prüfen und das Beſſere (d. i., was ihrer damaligen Einſicht und innern Ueberzeugung nach das Beſſere war) behalten: warum nicht auch wir? Warum ſollen wir nicht fortſetzen dürfen, was ſie nur anfangen, nicht vollenden konnten? was, vermöge der Natur der Sache, nie vollendet werden kann? Wer gab ihnen ein Recht, die Vernunft ihrer Nachkommen zu feſſeln? ihren Glauben in Formulare zu zwingen? ihnen Vorſtellungsarten aufzudringen, die mit den Einſichten und Kenntniſſen, welche ihnen das Wachsthum aller Wiſſenſchaften nach und nach verſchafft hat, unverträglich ſind? mit einem Worte, über ihren Verſtand zu herrſchen und ihr Gewiſſen zu tyranniſiren?

XXXV.

„Das wollen wir nicht," ſagen die Verfechter der Formulare und alt hergebrachten Glaubensreglements. „Es ſteht bei euch, zu glauben, was ihr könnt: nur geht von uns aus, verlaßt Amt, Einkommen, Haus, Hof und Vaterland, entſagt eurer ganzen bürgerlichen Exiſtenz, ſucht euch in den Sandwüſten von Africa oder in den noch unbewohnten Inſeln des Südmeers einen Ort aus, wo ihr unangefochten philoſophiren, glauben und hungern könnt, ſo viel euch beliebt; nur verlangt nicht, daß wir euch für Brüder und Mitchriſten erkennen und die bürgerlichen Vortheile, zu denen uns unſere Terminologien und Formulare berechtigen, mit euch theilen, ſolange ihr ſelbſt geſteht, daß ihr, als Diſſidenten, nicht dazu berechtigt ſeyd."

XXXVI.

Ich habe dem Proteſtanten, der ſo zu reden oder doch zu handeln fähig iſt, als ob er ſo dächte, keine Antwort zu geben.

Aber ich frage jeden unbefangenen ehrlichen Mann, ob eine ſolche Art, mit denen zu verfahren, die über dunkle und geheimnißvolle Glaubenspunkte anders denken als gewiſſe Doctoren des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, oder als die nicäniſche oder irgend eine andere Kirchenverſammlung, ob eine ſolche Art zu verfahren dem Geiſte des Proteſtantismus gemäß ſey?

Unſere Vorfahren konnten zu der Zeit, da ſie die Feſſeln des blinden Glaubens und Gehorſams abſchüttelten, durch politiſche Verhältniſſe und Erforderniſſe der Zeit genöthigt ſeyn, von ihrem Glauben öffentlich Rechenſchaft zu geben: aber weder ſie noch irgend eine menſchliche Gewalt konnte berechtigt ſeyn, eine ſolche Confeſſion zu einer abſoluten Glaubensregel für ihre noch ungebornen Nachkommen zu machen. Das Recht, ſelbſt zu denken, ſelbſt zu unterſuchen, ihrer eigenen Ueberzeugung zu folgen, deſſen ſie ſich bedienten, weil ſie es hatten, haben auch ihre Kinder.

Ich ſage noch mehr: weder die allererſte chriſtliche Gemeine, noch irgend eine folgende, hatte ein Recht, konnte ein Recht haben, durch die Majorität zu beſtimmen, wie ihre Mitchriſten die dunkeln und verſchiedener Deutung fähigen Stellen der Reden Chriſti und der Schriften ſeiner Apoſtel zu verſtehen hätten oder Formeln feſtzuſetzen, wie ſie ſich über irgend einen Artikel, der nicht von einleuchtender Deutlichkeit iſt, auszudrücken ſchuldig wären. Chriſtus ſelbſt hat kein Glaubensformular feſtgeſetzt. Auch das apoſtoliſch genannte Symbolum iſt, ſeines reſpectabeln Alters ungeachtet, bekanntermaßen kein Werk der Apoſtel.

Wenn alſo die immer zunehmende Menge der Bekenner des chriſtlichen Glaubens es nöthig machte, die Artikel, worin ſie alle übereinſtimmten, in einen kurzen und faßlichen

Lehrbegriff zu bringen, der zum Unterricht der Jugend dienen konnte: so mußte doch wenigstens die Vorstellungsart über einen jeden Artikel, der verschiedene Vorstellungsarten zuläßt, frei bleiben; — oder man müßte (gegen alle Vernunft und gegen Alles, was in der Lehre Christi allgemein verständlich ist) behaupten wollen: „die christliche Religion könne ohne Gewissenszwang und willkührliche Herrschaft über den menschlichen Verstand nicht bestehen.“ — Eine abscheuliche Behauptung, deren Niemand fähig seyn kann, in dessen Seele jemals auch nur eine leise Ahnung von dem, was der Sinn und Geist Christi war, gekommen ist.

XXXVII.

Die Gemeine hatte also nie ein Recht, über Vorstellungsarten zu entscheiden, — das, was in der Schrift unbestimmt und problematisch ist, zu bestimmen, — noch in streitigen Fällen einer von den verschiedenen Meinungen eine ausschließliche Sanction zu geben: so wie die Lehrer nie berechtigt waren, ihre besondern Meinungen und Vorstellungsarten für die einzig wahren auszugeben und zu Glaubensartikeln zu machen.

Es ist Unsinn, unerklärbare Dinge erklären, unerweisliche Dinge beweisen zu wollen; aber es ist Unsinn und Frevel zugleich, in einem solchen Falle seine Erklärung, seinen Beweis Andern als Wahrheit aufzudringen. Den Vorstehern der Gemeinen oder vielmehr der Obrigkeit kam es zu, solchen Freveln in Zeiten auf eine schickliche Art zu steuern; aber nie und nimmermehr waren sie berechtigt oder können sie jemals berechtigt seyn, irgend eine Meinung, die den Grundgesetzen der Vernunft und den beiden Haupt- und

Grundartikeln der Religion Christi nicht offenbar widerspricht, unter verhaßten Benennungen zu einem Verbrechen zu machen und als ein solches zu bestrafen.

Daß einst eine Zeit war, wo man diese so sonnenklaren Wahrheiten mißkannte; — daß Leute mit solchen Köpfen und Herzen, wie der Bischof Alexander von Alexandria und sein getreuer Waffenträger Athanasius und ihres Gleichen nach andern Grundsätzen zu Werke gingen; — daß die Arianer um kein Haar besser waren als ihre Gegner und, sobald sie den Meister spielten, mit den nunmehrigen heterodoxen Orthodoxen eben so ungerecht, unmenschlich und unchristlich verfuhren, als die Alexandrianer und Athanasianer, wenn die Mehrheit der Stimmen und der Schutz der weltlichen Macht oder ihre Intriguen und Gewaltthätigkeiten ihre Partei zur rechtgläubigen machten, mit ihnen; — daß Constantin, zur Schmach des christlichen Namens der Große genannt, seine Pflichten und seine Rechte so wenig kannte, diese heillosen Händel, anstatt sie in der Geburt zu ersticken, durch die Art, wie er sich dabei benahm, zu unterhalten und selbst in die Flamme zu blasen: Alles dieß, mit allen den Gräueln, die aus diesen und ähnlichen die Menschheit schändenden Streitigkeiten und aus dem sinnlosen Betragen der Regenten dabei entstanden — was geht es uns Protestanten im achtzehnten Jahrhundert an? Und was Anderes als ein dem Menschengeschlechte gehässiger Dämon könnte uns noch jetzt — bei so unendlich veränderten Umständen und in einer Zeit, die an Erleuchtung und selbst an Sittlichkeit so viel vor den Zeiten der Constantine und Theodosier voraus hat, anstiften, diese Gräuel wieder erneuern zu wollen?

XXXVIII.

Wohl dem Lande, in welchem Aufklärung und Glaubensfreiheit gleichen Schritt mit einander halten, und wo wenigſtens diejenigen, die den Uebrigen zu Lehrern und Regenten geſetzt ſind, ſich überzeugt haben:

„Daß Religion eine Angelegenheit des Herzens, nicht des Kopfes iſt.

„Daß ſie nicht darin beſteht, daß wir über das göttliche Weſen grübeln und ſtreiten, ſondern, daß wir uns beſtreben, den Willen Gottes zu thun.

„Daß (nach dem klaren Ausſpruch Chriſti und ſeines Lieblingsjüngers) reine und thätige Liebe der Menſchen, die wir ſehen, das untrüglichſte Kennzeichen unſerer Liebe zu Gott, den wir nicht ſehen, iſt; und daß wir unſern Glauben nicht durch Bekenntniſſe und Formulare, ſondern durch unſere Werke zu zeigen angewieſen ſind.

„Daß Gott an unſerm Geſchwätz und Gezänke, was er ſey oder nicht ſey, an unſerm kindiſchen Lallen über ſein Weſen, ſeine Eigenſchaften, ſeine Wirkungen, ſeine Oekonomie, ſeine Abſichten, und was er wolle oder nicht wolle, könne oder nicht könne u. ſ. w., in der heiligen Schrift nirgends ſein Wohlgefallen bezeigt, hingegen auf alle mögliche Art erklärt hat: wer fromm ſey und recht thue, der ſey ihm angenehm; und

„Daß, mit einem Worte, nicht Uebereinſtimmung in religiöſen Meinungen und Formeln — ſondern thätiger Glaube an Gott und den von ihm zu den wohlthätigſten Zwecken auf die Welt geſandten Chriſtus, thätige Liebe der Menſchheit und lebendige Hoffnung eines beſſern Lebens für diejenigen, die ſich deſſen in dem gegenwärtigen fähig machen, — der wahre Vereinigungspunkt der Chriſten und, jene Geſinnungen

in dieſen zu bewirken, das Ziel desjenigen ſeyn müſſe, der des ehrwürdigen Namens eines Lehrers der unverfälſchten Chriſtusreligion würdig ſeyn will."

XXXIX.

Da die Anwendung meiner bisherigen Betrachtungen auf unſre gegenwärtige Zeit ſehr leicht zu machen iſt, ſo überlaſſe ich ſie dem eigenen Nachdenken meiner Leſer und ſetze, zu Vermeidung alles möglichen Mißverſtandes, nur noch dieſes hinzu:

Meine Meinung iſt keinesweges, irgend einem proteſtantiſchen Regenten zu rathen, daß er, durch ein öffentliches Proclama, alle Arten und Unterarten von Arianern, halben und ganzen Pelagianern, Eutychianern, Neſtorianern, Manichäern, Gnoſtikern, mit allen andern Anern, Aeern und Iſten, die es vom Jahre Chriſti 34 an bis auf dieſen Tag in der lieben Chriſtenheit gegeben hat, in ſeine Staaten einladen, ihnen Kirchen erbauen, Lehrer beſolden und ſich recht herzlich angelegen ſeyn laſſen ſolle, die möglichſte Verſchiedenheit in Religionsmeinungen unter ſeinem Volke zu veranlaſſen und ſorgfältig zu unterhalten.

Mein unmaßgeblicher Rath — wenn ich einen zu geben hätte — würde blos dahin gehen:

Gelehrten und hell denkenden Männern, beſonders unter denen, die zum Lehramte öffentlich berufen ſind, eine durch keine willkürliche oder alte nicht mehr paſſende Geſetze eingeſchränkte Freiheit zu laſſen, die Religionslehren ihrer Einſicht und Ueberzeugung gemäß vorzutragen.

Die Anwendung aller bereits erfundenen Ketzernamen auf irgend einen jetzt Lebenden und die Erfindung neuer öffentlich bei ſchwerer Strafe zu verbieten.

Nicht zu erlauben, daß irgend ein so genannter Ketzer der vergangenen Zeiten, wegen seiner Abweichung von dem, was in Kirchenversammlungen als die wahre Lehre über die geheimnißvollen und unerklärbaren Artikel des Glaubens festgesetzt worden, auf Lehrstühlen oder in Schriften für einen Feind Gottes erklärt oder mit andern verhaßten Benennungen belegt werde, die in dem christlichen Volke die Meinung erwecken müssen, als ob es Sünde und Verbrechen sey, sich in Religionssachen zu irren oder anders zu denken als wir.

Zu verordnen, daß man von den mehr besagten geheimnißvollen und über alle Vernunft gehenden Glaubensartikeln nie anders als in Worten der Schrift rede, sich aller Erklärung und spitzfindigen Speculationen über diese Dinge enthalte und sie überhaupt nur in so fern, als sie dem moralischen Zwecke der Religion förderlich seyn können, vortrage.

Sich in die gelehrten Streitigkeiten, die über speculative Sätze, Auslegung dieser oder jener Schriftstellen u. s. w. entstehen mögen, nicht einzumischen, keine öffentliche Partei darin zu nehmen und nur dahin zu sehen, daß die Herren Disputanten nicht aus den Schranken der allgemeinen Wohlanständigkeit hinaus gerathen, und aus einer bescheidenen Erörterung kein Stiergefechte werde.

Dafür zu sorgen, daß der öffentliche Religionsunterricht in Schulen und Kirchen von allen Ueberbleibseln der alten Barbarei gereinigt und in Allem dem großen Endzweck der innerlichen moralischen Besserung der Menschen (welcher offenbar der Zweck Jesu war) gemäß eingerichtet werde.

Außerdem würde ich mir die Freiheit nehmen, sie, wo möglich, zu überzeugen: daß unter den Lehrern diejenigen, die einen großen Eifer für die Sache Gottes, eine besondere

Frömmigkeit und eine eigene, aus Allem, was in der Bibel am unverſtändlichſten iſt, zuſammengeſetzte Sprache affectiren, immer gegen Aufklärung und Aufklärer griesgramen, über die Gefahr des chriſtlichen Zions und den Verfall der reinen Lehre ſtöhnen und den weltlichen Arm gegen die vermeintlichen Wölfe, die dem Schafſtall Chriſti drohen ſollen, auffordern, entweder übel organiſirte Köpfe oder arme kranke Leute ſind, die mit ihrem Arzt von der Sache ſprechen ſollten, oder zu einer Gattung gehören, die ein Andrer, der nicht ſo höflich wäre als ich, Heuchler, Phariſäer, Baalspriester und Tartuffen nennen würde; Leute, die, wenn ſie vor tauſend ſieben hundert ſieben und neunzig Jahren die Ehre gehabt hätten, im hochwürdigen Synedrium zu Jeruſalem zu ſitzen, aus wirklichem oder affectirtem Eifer für die Sache Gottes, das Kreuzige ihn! über den unſchuldigſten und beſten der Menſchen, über den erſten Gegner aller Gleißnerei, vermuthlich ſo laut als Kaiphas und Klopſtocks Philo geſchrien haben würden. Vor dieſer Art Menſchen würde ich den Fürſten rathen, ſich wohl in Acht zu nehmen, und mich übrigens verſichert halten, daß auf dem angerathenen Wege am Ende mehr Uebereinſtimmung des Glaubens heraus kommen werde, als auf demjenigen, den einige Zeloten ſo gern eingeſchlagen wiſſen möchten.

XL.

Und nun — noch ein paar wohlgemeinte Worte an die Philoſophen, für deren Freiheit ich bisher ſo laut geſprochen habe.

Anſtatt die Philoſophie mit Cicero als die Wiſſenſchaft der göttlichen und menſchlichen Dinge zu definiren, möchte ich ſie lieber die Wiſſenſchaft aller Begriffe nennen, welche ſich die Menſchen von natürlichen und göttlichen Dingen

machen können, und die Kritik aller Begriffe, die ſie ſich von jeher wirklich davon gemacht haben.

Ich kann mich unmöglich an Gott oder Chriſtus oder an der Unſterblichkeit der Seele oder an Himmel und Hölle, an den guten oder böſen Geiſtern, an Sonne und Mond, noch am Mann im Monde (wenn einer iſt) verſündigen, wenn ich die Vorſtellungen, Meinungen, Einbildungen, die ſich dieſe oder jene Menſchenkinder von ihnen gemacht haben, auf die Capelle bringe und nach den Geſetzen des vernünftigen Denkens unterſuche, was davon wahr oder falſch ſeyn, was in die Luft verfliegen oder als Schaum und Schlacken oben ſchwimmen, oder als Caput mortuum zu Boden ſinken möchte.

Es bleibt ewig dabei: Nichts in der Welt iſt ſo heilig, daß es ſich dem Richterſtuhl der Vernunft entziehen, daß es nicht unterſucht und auf die Probe gebracht werden dürfte: denn es ſind nicht die Sachen, ſondern die Begriffe und Meinungen der Menſchen von den Sachen, die wir in Unterſuchung nehmen.

Aber, liebe Herren und Freunde, wiewohl wir in gewiſſem Sinne Alles dürfen, ſo frommet doch nicht Alles.

Halt Maß in Allem, denn in Allem gibt's
Ein Mittel, deſſen Linie, was recht iſt,
Bezeichnet: dies- und jenſeits wird gefehlt!

ſagt Horaz. Ein weiſer Mann unterſagt ſich alle Speculationen, die zu nichts helfen, wohl aber zufälliger Weiſe viel ſchaden können.

In einem chriſtlichen Staate die Frage: ob ein Gott ſey? aufwerfen oder, welches auf Eins hinaus läuft, von dem Daſeyn Gottes als einem Problem ſprechen, weil die Beweiſe desſelben keine mathematiſche oder apodiktiſche Demonſtrationen ſind, iſt etwas eben ſo Weiſes, als wenn Einer

zu Rom die Frage: was iſt der Papſt? aufwerfen oder zu Frankfurt am Main öffentlich disputiren wollte: ob es nicht beſſer wäre, die kaiſerliche Würde eingehen zu laſſen?

Der Glaube an Gott, nicht nur als an die erſte Grundurſache aller Dinge, ſondern auch als unumſchränkten und höchſten Geſetzgeber, Regenten und Richter der Menſchen, macht, nebſt dem Glauben an einen künftigen Zuſtand nach dem Tode, die erſten Grundartikel der Religion aus. Dieſen Glauben auf alle mögliche Weiſe zu bekräftigen und zu unterſtützen, iſt eines der würdigſten und nützlichſten Geſchäfte der Philoſophie, iſt in Rückſicht der Unentbehrlichkeit desſelben ſogar Pflicht; ihn anzufechten und durch alle Arten von Zweifeln und Scheingründen in den Gemüthern der Menſchen wankend zu machen oder gar umzuſtoßen, kann nicht nur zu gar nichts helfen, ſondern iſt im Grunde um nichts beſſer, als ein öffentlicher Angriff auf die Grundverfaſſung des Staats, wovon die Religion einen weſentlichen Theil ausmacht, und auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit, deren Stütze ſie iſt.

Die Philoſophie hat nützlichere Dinge zu thun, als die Schärfe ihrer Werkzeuge an den Grundpfeilern der moraliſchen Ordnung und an dem, was zu allen Zeiten der Troſt und die Hoffnung der beſten Menſchen geweſen iſt, zu probiren; und der Philoſoph iſt kaum dieſes Namens werth, der nicht bedenkt, daß gegen *einen* Menſchen, der der Religion ohne Nachtheil ſeiner Moralität und Gemüthsruhe entbehren kann, zehntauſend ſind, die, wofern ſie auch ihren edelſten Zweck an ihnen verfehlte, doch ohne den Zaum, den ſie ihnen anlegt, ſchlimmer, oder ohne die Hoffnung, die ſie ihnen gibt, unglücklicher ſeyn würden, als ſie ſind.

Beilagen

zu der vorhergehenden Abhandlung.

An Herrn v. *** zu Br**.

Sie wünschen zu wissen, was ich von der Unterscheidung zwischen Preßfreiheit und Preßfrechheit denke, welche (wie Sie mir melden) vor Kurzem bei einer durch die Zeitungen schon bekannt gewordenen Gelegenheit geltend gemacht worden und einen kleinen panischen Schrecken in Ihren Gegenden verbreitet haben soll. Da das Recht, über alles Denkbare zu denken und das Gedachte Andern mitzutheilen, so gut man Beides kann, unter die Rechte gehört, die mit der Ehre, ein Mensch zu seyn, nothwendig verbunden sind: so nehme ich keinen Anstand, Ihnen freimüthig zu eröffnen, wie ich die Sache ansehe.

Ich halte mich versichert, daß der Urheber dieser Unterscheidung etwas ganz Bestimmtes dabei gedacht und einen ganz guten Zweck dabei gehabt haben oder zu haben vermeinen konnte (welches, wie Sie wissen, in Absicht des Willens auf Eins hinaus läuft), und daß es eben daher schwerlich seine Meinung war, sie jemals gegen die Freiheit der Presse geltend zu machen. Cajus oder Titius könnte ja wohl (wie uns

Allen im Eifer etwas Menſchliches begegnen kann) in einem an ſich gerechten, aber zu leidenſchaftlichen Eifer für das, was er für Wahrheit und Recht und alſo für Sache der Menſchheit erkannte, — in einer zu raſchen Bewegung der Lebensgeiſter und der Einbildungskraft, wovor ein Schriftſteller, der mit beiden reichlich verſehen iſt und über eine äußerſt intereſſante Sache ſchreibt, ſich nicht immer genug hüten kann, — ich ſage, dieſer Cajus, oder wie er heißt, könnte ja wohl in einer ſolchen Stimmung hier und da, gegen ſeinen Vorſatz, ein wenig über die ariſtoteliſche Linie der Höflichkeit und des Reſpects hinüber gekommen ſeyn, ein wenig hyperboliſirt und mehr geſagt haben, als etwa ein ſeine Ruhe liebender Römer einem Auguſtus oder Titus — geſchweige einem ihrer Diener (die es natürlicher Weiſe mit Beleidigungen immer ſchärfer nehmen als die Auguſte ſelbſt) — hätte ins Geſicht ſagen mögen, wiewohl man jenen Cäſaren mitunter ziemlich ſtarke Sachen ins Geſicht ſagen durfte. Cajus könnte es alſo einem Aſinius Pollio oder Lucius Piſo (oder wen Sie ihm ſonſt gegenüber ſtellen wollen) mit Recht nicht ſehr verdenken, wenn dieſer Miniſter Auguſts ſolche leidenſchaftliche (wiewohl gar nicht übel gemeinte) Extravaſationen, inſofern ſie über die gewöhnlichen Grenzen der Freiheit merklich hinaus gehen, mit einem Namen belegte, womit nach Adelungs Wörterbuche diejenigen bezeichnet werden, welche ſowohl die Gefahr unbeſonnener Weiſe verachten, als die Geſetze des Wohlſtandes und der Ordnung ohne Scheu verletzen. Cajus würde ſelbſt nicht leugnen können, daß es Fälle gibt, wo dergleichen Unbeſonnenheiten und Uebereilungen eine verhältnißmäßige Rüge nach ſich zu ziehen pflegen. Freilich könnte er ſich mit ſeinem gerechten Eifer für die Sache der Menſchheit entſchuldigen; aber man würde ihm

antworten, ein weiser Mann müsse seine Leidenschaften, wie gerecht und gut auch ihr Gegenstand und Zweck seyn möge, in den gehörigen Schranken zu halten wissen. Vielleicht würde es ihm nicht an einer scheinbaren Gegenantwort fehlen; aber auf alle Fälle bleibt es eine grosse Regel, seinem Gegentheile keine Blöse zu geben.

Nichts ist indessen natürlicher, als daß so leidenschaftliche Wesen, wie wir arme Menschlein, bei Gelegenheiten, wo unser Eifer gar zu stark gereizt wird, uns mehr erhitzen, als nöthig oder räthlich war. In vorliegendem Falle scheint wohl — wie allemal, so oft die Menschen in partes gehen — die Horazische Bemerkung Statt zu finden:

Iliacos intra muros peccatur et extra.

Der Mann (sagt ein Sprichwort meiner Landsleute) zerbricht die Schüsseln, und die Frau die Töpfe. Gewöhnlich kommt bei einer solchen Wirthschaft nichts heraus — als Scherben. Uebrigens, mein Freund, werde ich immer dabei bleiben, daß man auch die stärksten Wahrheiten ungestraft sagen könne, wenn man sie in einem gelassenen Tone und ohne persönliche Beleidigung der anders Denkenden vorbringt. Ich will nicht, daß man Wahrheiten, von denen das Wohl der Menschheit abhängt, kalt und gleichgültig sage: aber man kann sie mit aller Wärme des Gefühls, im Ton der eignen Ueberzeugung und des reinen Wohlwollens und doch mit Ruhe und Mäßigung sagen, und man wird Niemand dadurch beleidigen; oder, falls Jemand eigensinnig und unbillig genug wäre, sich durch einen bescheidenen Widerspruch beleidigt zu finden, würde man die ganze vernünftige Welt auf seiner Seite haben. Es ist unsäglich, wie viel der besten Sache durch eine heftige, trotzige und die Eigenliebe der Gegner kränkende Art, sie zu behaupten, geschadet wird. Schadeten

wir blos uns ſelbſt dadurch, ſo möchte es hingehen; wir hätten wenigſtens den Troſt, uns als Märtyrer der Wahrheit zu betrachten: aber die gute Sache leidet darunter. — Doch, verzeihen Sie mir eine Moral, die, wiewohl man ſie nie genug predigen kann, derjenige, den ſie trifft, uns immer mit dem Terenziſchen Tu si hic esses aliter sentias zurückzugeben pflegt.

Sie ſehen, mein Herr, daß ich die beſagte Unterſcheidung, welche Vielen ſo anſtößig geweſen iſt, in einem Sinne nehme, worin ſie für ſehr unſchuldig gelten kann, welches ſie keineswegs wäre, wenn ich ihr den gefährlichen Sinn zutraute, den man darin zu finden glaubt; nämlich, als ob es darauf abgeſehen ſey, um deßwillen, weil dieſer oder jener ſich der Freiheit zu denken mit einiger Unbeſcheidenheit bedient habe, die Schriftſteller überhaupt einer Art von Inquiſition zu unterwerfen und der Preßfreiheit, unter dem Vorwande, die Preßfrechheit zu verhindern, willkürliche Feſſeln anlegen zu wollen.

Ich weiß nicht, was manche wackere Leute für Urſache haben mögen, ſo Arges in ihrem Herzen zu denken; aber das bin ich gewiß, daß Auguſtus oder Titus es ſehr übel genommen haben würden, wenn ihnen Jemand nur den Gedanken zugetraut hätte, die Freiheit zu reden und zu ſchreiben, um des allzu kühnen Gebrauchs willen, den ein Laberius davon gemacht hatte, unterdrücken zu wollen. Was würde man von der Weisheit eines Solon gedacht haben, wenn er ſeinen Athenern täglich bei Unzen und Scrupeln hätte vorwägen laſſen wollen, wie viel ſie eſſen ſollten, weil die leidige Erfahrung lehrt, daß der Eine oder der Andere zuweilen mehr ißt, als recht iſt? Und glauben Sie, daß Solon ſelbſt (falls er die Vorſicht ſo weit zu treiben fähig

geweſen wäre) mit der Diſtinction zwiſchen Eſſfreiheit und Freßfreiheit bei den Großvätern der Sokraten und Ariſtophanen durchgekommen wäre?

Ich hoffe, Sie durch dieſe kleine Betrachtung völlig beruhigt zu haben. Wer die Eſſfreiheit zur Fresſerei gemißbraucht hat, muß ſich gefallen laſſen, ein Digeſtivpulver oder ein Brechmittel zu ſchlucken; wer die Preßfreiheit zur Frechheit gemißbraucht hat, verdient nach Beſchaffenheit des Vergehens eine verhältnißmäßige Züchtigung: aber die Preßfreiheit bleibt deſſen ungeachtet, ſo gut wie die Eſſfreiheit, ſo uneingeſchränkt als zuvor — oder — — deſto ſchlimmer!

An Ebendenſelben.

Wer einen Erfahrungskreis von vierzig bis fünfzig Jahren um ſich her hat, wie Ihr gehorſamſter Diener, findet ſich alle Tage mehr überzeugt, daß es keinen goldnern Spruch in der Welt gibt, als das berühmte Ne quid nimis des weiſen Chilon. Mich dünkt, alle praktiſche Weisheit der ganzen Welt ſey in dieſen drei Wörtchen, „nichts zu viel,“ oder in dem einzigen Wörtchen „mäßig“ enthalten; und ich bin vollkommen überzeugt, daß man — mit allen Eigenſchaften, welche erfordert werden, um der größte Feldherr, Staatsmann, Finanzminiſter oder der größte Dichter, Maler, Tonkünſtler oder der erſte aller Schneider und Schuſter, kurz in jedem Fach und jeder Profeſſion der Erſte zu ſeyn — in jedem Fach und jeder Profeſſion nur ein Pfuſcher iſt, wenn man ſich den tiefen Sinn dieſes mehr als goldnen Sprüchleins nicht ganz eigen gemacht und ſich gewöhnt hat, es nie aus den Augen zu verlieren. Ein einziger Moment, wo

uns dieſes Unglück begegnet, iſt hinlänglich, das ſchönſte Leben, ſo wie das ſchönſte Werk, zu verunſtalten.

Ich geſtehe Ihnen gern, daß ſo ein Sprüchlein leichter zu ſagen als auszuüben iſt, und daß nicht Jedermann ein ſo abgekühltes Blut haben kann als der alte Chilon und ſeine fünfzigjährigen Bewunderer. Aber der alte Chilon hat darum nicht weniger Recht; und gewiß würde er, wenn er noch lebte, auch Ihren beiden Parteien ſein Ne quid nimis! zurufen. Mag doch jede glauben, daß ſie allein Recht habe, daß ihre Sache die gute Sache ſey: wenn die Leute nur auch glauben könnten, daß die beſte Sache durch Unbeſcheidenheit, Uebereilung und Uebertreibung endlich zu einer ſehr ſchlechten Sache wird. Ein Wort zu viel kann eine ſonſt wahre Behauptung falſch machen; ein zu ſtarkes Wort, ein Grad von Hitze über dem Temperirten kann etwas zur Beleidigung machen, was, mit Mäßigung geſagt, den Gegner, wo nicht gewonnen, doch nicht erbittert hätte. Aber, in Leidenſchaften noch gar philoſophiren wollen, iſt eine große Unweisheit; und wer die Sache der Vernunft auch in den wichtigſten Dingen nicht ſo ruhig und gelaſſen führen kann, als ob es um die Auflöſung einer arithmetiſchen Aufgabe zu thun wäre, der thäte immer beſſer, er ſchwiege.

Ueberhaupt gibt es, wie Salomo ſagt, eine Zeit zu reden und eine Zeit zu ſchweigen. Schweigen nützt der guten Sache oft mehr, als declamiren wie ein Cicero, und immer unendliche Mal mehr, als ſich erhitzen und in dem Feuer, in welches man ſich ſelbſt hineingeſchrieben hat, Wahres und Falſches unter einander mengen und, um ſich recht ſtark und kräftig auszudrücken, mehr ſagen, als man verantworten kann. Was halfen Cicero's Philippicae der Republik? Nichts. Aber ihm ſelbſt koſteten ſie ſeinen grauen Kopf.

Mit Leuten, die ihre Partei ein für allemal genommen haben, oder die so weit getrieben sind, daß sie sich nicht überwunden geben können, ohne ihre ganze Existenz zu verlieren, ist nicht rathsam zu streiten; oder, wenn man ja unglücklicher Weise in einen solchen Streit gerathen ist, so thut man wohl, in dem Augenblicke aufzuhören, wo man merkt, daß die Galle rege wird. Und auch bei dem vernünftigsten und kaltblütigsten Manne kann und muß endlich die Galle rege werden, wenn er es entweder mit ausgemachten Schwärmern zu thun hat oder mit Leuten, die sich nur durch Sophismen und Sykophantenstreiche retten können. Denn gegen die Einen und gegen die Andern hilft kein Raisonniren. Zudem spielt der größere Theil des Publicums bei solchen Gelegenheiten immer die Rolle des Volkes bei einer Execution. Dieses läuft herbei, um einem interessanten Schauspiele zuzusehen, und schwebt, indem es zusieht, in einer nicht unangenehmen Bewegung zwischen dem Gefühl der Billigkeit, daß dem Verbrecher sein Recht angethan werde, und den sympathetischen Regungen der Menschlichkeit. Aber, sobald es glaubt, dem armen Sünder geschehe zu viel, so hört auf einmal alles Schweben auf; das Gefühl der Unbilligkeit und Grausamkeit fällt in die Schale des Mitleidens, sie sinkt zu Boden, alle Hände heben sich mechanisch auf, die beleidigte Humanität an dem Handlanger der Gerechtigkeit zu rächen, und wehe ihm, wenn man Ursache zu der Meinung zu haben glaubt, daß er den armen Sünder nicht aus Ungeschicklichkeit, sondern vorsätzlich, härter und länger habe leiden lassen, als recht und billig war. — Ich überlasse Ihnen, die Anwendung dieses Gleichnisses selbst zu machen, und bin u. s. w.

Ueber den Hang der Menschen,

an

Magie und Geistererscheinungen zu glauben.

Geſpenſter, Elementargeiſter, Mittelweſen zwiſchen Engeln und Menſchen, Feuer- und Luftgeiſter, Kobolde, Bergmännchen und Waſſernixen, Schutzgeiſter oder Plagegeiſter einzelner Menſchen, — mit einem Worte, alle Arten von angeblichen Erſcheinungen und wunderbaren Einwirkungen unſichtbarer Weſen, werden — aller Einwendung einer geſunden Philoſophie und aller durch ſie bewirkten Aufklärung zu Trotz — in der Einbildungskraft und ſelbſt in dem Herzen der Menſchen immer einen Fürſprecher finden, der ihre gänzliche Verbannung unmöglich machen wird. Jede Erzählung dieſer Art, Alles, was einer Anekdote aus der Geiſterwelt ähnlich ſieht und die Wirklichkeit dieſer phantaſtiſchen Weſen zu beſtätigen oder die Gründe, womit die Vernunft ſie beſtreitet, zu entkräften ſcheint, wird den Meiſten immer willkommen ſeyn. Selbſt der aufgeklärtere Theil der Menſchen — Perſonen, die es auf keine Weiſe von ſich geſagt wiſſen möchten, daß ſie Geſpenſter, Geſpenſter-Erſcheinungen, und was in dieſes Fach gehört, im Ernſte zu glauben fähig wären — unterhalten ſich doch gern mit Geſprächen oder Lectüren dieſer Art. Ja, ſogar der Philoſoph, indem er die Wahrheit der Begebenheiten, auf welche die Geiſterſeher ihren Glauben gründen, leugnet, fühlt ſich unvermerkt von ſeiner eignen Phantaſie überſchlichen und iſt oft ſelten von ſeinen Vernunftſchlüſſen überzeugt genug, daß nicht die inſtinctartige Neigung

zum Wunderbaren, die er mehr oder weniger mit den Ungelehrteſten gemein hat, den leiſen Wunſch, des Gegentheils durch unleugbare Thatſachen überführt zu werden, in ihm erregen ſollte.

Eine Tradition, die ſo alt als das Menſchengeſchlecht oder doch gewiß um viele Jahrhunderte älter als die Philoſophie iſt, hat eine Art von allgemeinem Glauben und Einſtimmigkeit aller Völker über dieſe Dinge hervorgebracht. Von Kindheit wird unſre Einbildungskraft mit Bildern, Mährchen und angeblichen Geſchichten angefüllt, welche ſich auf dieſen Glauben gründen und ihre anſteckende Kraft an uns beweiſen, zu einer Zeit, da wir uns noch keines Betruges verſehen, und die Vernunft uns noch mit keinen Waffen gegen unſre eigne und fremde Leichtgläubigkeit ausgerüſtet hat.

Die Dichter, welchen mit dem Wunderbaren die reichſte Quelle von Erfindung und Intereſſe genommen wurde, nähren dieſe Anlage auf eine ſo verführeriſche Art, daß, wenn wir gleich Verſtand genug haben, zu ſehen, daß ſie uns täuſchen, wir doch mit Vergnügen einwilligen, ſo angenehm getäuſcht zu werden. Mitten in der Ueberzeugung, daß die ganze Maſchinerie ihrer Götter- und Geiſter-Erſcheinungen, Zaubereien und Feereien aus bloſen Geſchöpfen ihrer Einbildungskraft zuſammen geſetzt ſey, ertappen wir uns über einem heimlichen Seufzer, daß doch dieſe Wunderdinge wahr ſeyn möchten; und je empfänglicher unſre Seele für die Einwirkungen dieſer Art von Dichtungen iſt, deſto geneigter ſind wir, uns durch Erzählungen, die ſich (dem Vorgeben nach) auf Erfahrung und Thatſache gründen, von der Wahrheit deſſen, was wir wahr zu finden wünſchen, überreden zu laſſen.

Wie viel endlich unter allen Völkern die Religion beigetragen habe, dieſe Dispoſition in den Gemüthern der Menſchen zu verſtärken, braucht hier kaum erwähnt zu werden. Und was iſt's Wunder, wenn Prieſter (welche hierbei ein eben ſo begründetes und in verſchiedenem Betracht ungleich wichtigeres Intereſſe hatten als die Dichter) geſchäftig geweſen ſind, den Glauben an übermenſchliche Weſen und übernatürliche Wirkungen zu befördern; da ſelbſt ein großer Theil der Philoſophen, vornehmlich die von der Pythagoriſchen, Platoniſchen und Alexandriniſchen Schule, dieſen Glauben begünſtiget und eine Geiſterlehre, in welcher alle Artikel des populären Aberglaubens Unterſtützung finden, zur Grundlage und zu den Hauptpfeilern des Lehrgebäudes gemacht haben?

Dieſe romantiſche Art zu philoſophiren, die zu gleicher Zeit der natürlichen Trägheit der Menſchen und ihrer Begierde nach erhabenen und wunderbaren Ideen ſchmeichelt, konnte nicht fehlen, ſich in eine deſto größere Achtung zu ſetzen, da ſie ſich, gleich den alten Myſterien (deren Stelle ſie unvermerkt einnahm), in ein heiliges Dunkel verbarg, in welches nicht einem Jeden einzudringen erlaubt war. Aber, je größer und abſchreckender die Schwierigkeiten, in dieſen Geheimniſſen eingeweiht zu werden, deſto glänzender waren auch die Vortheile der Glücklichen, die zu dieſem Vorzuge gelangten. Die magiſche Philoſophie, deren vorgebliche Meiſter ſich des Namens der Weiſen im erhabenſten Sinne des Wortes anmaßten (wie ſie noch bis auf dieſen Tag thun), verſprach nichts Geringeres als die größte Veredlung der Menſchheit, Erhöhung ihrer natürlichen Kräfte bis zur Gemeinſchaft mit der göttlichen Natur. Sie rühmte ſich, den Schlüſſel zu beſitzen zu den Pforten einer unſichtbaren

geiſtigen Welt, gegen welche die ſichtbare ſich verhalte, wie die Buchſtaben einer Schrift zu den Worten, und die Worte zu den Ideen, deren bloſe Zeichen ſie ſind, oder wie ein todtes Steinbild zu einem lebendigen Menſchen. Sie kannte (ihrem Vorgeben nach) nicht nur alle Arten von Geiſtern nach ihren verſchiednen Ordnungen, Stufen, Kräften, Wirkungskreiſen, Eigenſchaften und Verhältniſſen; ſie beſaß auch die Mittel, mit dieſen unkörperlichen Weſen in Verbindung zu treten, die Freundſchaft der guten unter ihnen zu erwerben, ſich die böſen zu unterwerfen und mit Hülfe der einen und der andern die wunderbarſten Wirkungen hervorzubringen.

Der romanhafte und ſubtile Lehrbegriff und die wenig verſtändlichen Schriften eines Plotinus verloren ſich während der langwierigen Finſterniß, welche nach Zerſtörung des alten römiſchen Reichs über Europa kam: aber die Begriffe und Träume von Mittelgeiſtern und Zauberkräften, womit der Norden, ſo wie der Orient, von jeher angefüllt war, erhielten ſich; und der immer tiefer einwurzelnde Aberglaube, von Mönchen und Romanendichtern auf alle mögliche Weiſe genährt, überhob die Adepten dieſer Zeiten der ungelegnen Mühe, ihre Behauptungen zu beweiſen oder mit der Vernunft in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Was Wunder, daß ſelbſt während der Dämmerung, welche im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert Europa die Wiederherſtellung der Literatur und höhern Aufklärung der Wiſſenſchaften vorbereitete, jene Afterphiloſophie, unter dem Schutze der ehrwürdigen Namen eines Hermes Trismegiſtus, Zoroaſter, Orpheus, Pythagoras, Platon u. ſ. w. ſich nicht nur in Anſehen erhielt, ſondern ſogar wieder eine wiſſenſchaftliche Form gewann, von welcher ſich einige der beſten Köpfe jener Zeiten verblenden ließen?

Irrthümer, die den Menſchen Jahrtauſende lang beherrſcht haben, ſind nicht ſo leicht zu verdrängen. Sie nehmen alle mögliche Geſtalten an und bedienen ſich aller möglichen Kunſtgriffe, wodurch eine des Lichts noch ungewohnte Vernunft hintergangen werden kann. Ehmals waren es die Mönche und die Verfaſſer der Ritterbücher geweſen; nun waren's Philoſophen, Aerzte, Naturforſcher, Chymiſten, die den populären Glauben an Geiſter-Erſcheinungen, wiederkommende Seelen der Verſtorbenen, Elementargeiſter, Kobolde, prophetiſche Träume und Ahnungen, Sympathien und Antipathien, Palingeneſien und Metamorphoſen, kurz, alle Wunder und Abenteuer der weißen und ſchwarzen Magie in ihren Schutz nahmen und mit neuem Anſehen bekleideten. Der Glaube an alle dieſe Dinge war im ſechzehnten Jahrhundert ſo allgemein, daß man kaum einen berühmten Mann dieſer Zeit wird nennen können, der nicht mehr oder weniger damit angeſteckt geweſen wäre.

Nun hat zwar, Dank ſey dem Himmel! dieſe poetiſche Art von Philoſophie ſeitdem einer andern Platz gemacht, welche, mit neu erfundnen Werkzeugen bewaffnet, ſich gleichſam neue Sinne zu verſchaffen und damit die größten Schwierigkeiten zu überſteigen gewußt hat, die ehmals Jedem entgegenſtanden, der mit der Fackel der Beobachtung ins Innere der Natur einzudringen verſuchte. Die verworrenen und ungewiſſen Formen der Dämmerung ſcheinen nun in dem immer zunehmenden Tage zerfloſſen, und die bezauberte Welt von der natürlichen auf ewig verdrängt zu ſeyn. Aber die Einbildungskraft findet immer wieder Mittel, ſich im Beſitz ihrer alten Rechte zu erhalten. Der Kreis ihrer Wirkſamkeit erweitert ſich zugleich mit dem Kreiſe unſrer Kenntniſſe. Die Natur (gleich als ob ſie eiferſüchtig ſey, ſich über ihren

verborgnen Myſterien von ſterblichen Augen überſchleichen zu laſſen, erſcheint immer wunderreicher, geheimnißvoller, unerforſchlicher, je mehr ſie gekannt, erforſcht, berechnet, gemeſſen und gewogen wird. Die unendliche Mannigfaltigkeit und der grenzenloſe Schauplatz ihrer Wirkungen verſchlingt unſern Geiſt; er verliert ſich in einem Ocean von Wundern, an welchen, wie viel wir auch erklären und begreifen zu können meinen, doch noch immer Unerklärbares und Unbegreifliches genug übrig bleibt, um die verlegene Imagination in ihre alte Lage zurückzuwerfen.

Denn was haben wir auch mit den ſcharfſinnigſten und unwiderſprechlichſten Erklärungen Alles deſſen, was im Himmel, auf Erden und unter der Erden iſt, am Ende zu Befriedigung unſers Vorwitzes gewonnen, als — Erſcheinungen zu kennen, deren Urſachen — Wirkungen zu berechnen, deren Kräfte — noch immer Geheimniß ſind? Und wenn wir auch das ganze Uhrwerk der Körperwelt bis auf ſeine erſten Beſtandtheile aus einander legen könnten; ſo nöthigt uns doch am Ende ein Gefühl, dem die Vernunft ſelbſt nachgeben muß, geiſtige Kräfte anzunehmen, welche der Materie Zuſammenhang, Bewegung, Leben, Empfindung und Gedanken geben, die nicht ihr eigen ſind: und ſo befinden wir uns immer wieder da, wo uns die Philoſophie gefunden hatte, glauben immer, daß ſie uns gerade das nicht ſagen könne, was wir am liebſten wiſſen möchten, uud fühlen uns alſo um ſo geneigter, Jedem Gehör zu geben, der unſre Einbildungskraft in Erwartung ſetzt und ihr eine Befriedigung zu verſprechen ſcheint, die ſie bei jener vergebens geſucht hatte.

Hierzu kommt noch ein andrer Umſtand, der eine eben ſo natürliche Folge der Aufklärung iſt, als er den Geiſterſehern günſtig zu ſeyn ſcheint. Je weiter die Grenzen unſrer

Kenntniſſe hinaus gerückt werden, je mehr wir die unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit der Natur im Detail ihrer Werke kennen lernen, deſto weiter dehnt ſich auch der Kreis des Möglichen vor unſern Augen aus; und vielleicht iſt es gerade der größte Naturforſcher, der ſich am wenigſten unterſteht, irgend etwas, das nicht augenſcheinlich in die Claſſe der viereckigen Dreiecke gehört, für unmöglich zu erklären.

Seitdem die unerſättliche Wißbegierde mit geſchärften Sinnen in alle Elemente eingedrungen iſt; ſeitdem uns die Vergrößerungsgläſer einen Abgrund von phyſiſchen Wundern, wovon Niemand zuvor die mindeſte Vorſtellung hatte, aufgeſchloſſen haben; ſeitdem uns die Entdeckung neuer, von keinem Demokrit oder Ariſtoteles nur geahneter Eigenſchaften der Materie die Natur von ganz neuen Seiten gezeigt, und der unermüdliche Fleiß der Forſcher faſt täglich in dem Falle iſt, auf Entdeckungen zu ſtoßen, welche die Hälfte deſſen, was man vorher für wahr gehalten, wieder umſtoßen oder zweifelhaft machen: ſeitdem haben auch unſre Begriffe vom Wunderbaren und Natürlichen, Möglichen und Unmöglichen eine merkliche Veränderung erleiden müſſen. Mitten zwiſchen den grenzenloſen Tiefen des Unendlichgroßen und Unendlichkleinen, wo jeder Sonnenſtaub eine Welt, und jede Welt ein Sonnenſtaub, jeder belebte Keim eine ganze Schöpfung, jeder Punkt im Unermeßlichen ein Schauplatz iſt, zu deſſen Durchſchauung das Leben eines Menſchen nicht zureichte, lernt der Menſch beſcheidner von ſeinen Einſichten denken und wird immer furchtſamer, zu entſcheiden, was die Natur könne oder nicht könne, je öfter er ſchon in ſeinen zu raſchen Urtheilen durch nachfolgende Erfahrungen beſchämt worden iſt. Vor einigen Jahrhunderten hatte das Wunderbare beinahe alle Begriffe vom Natürlichen aus den Köpfen unſrer Vorfahren

verdrängt: jetzt verenget die Natur immer mehr die Grenzen des Wunderbaren, und wir finden uns hier auf allen Seiten von ſo vielen Unbegreiflichkeiten umringt, daß uns beinahe nichts mehr in Erſtaunen ſetzt.

So günſtig indeſſen dieſer Umſtand den Geiſtererſcheinungen, beſonders den Geſpenſtern und Mittelgeiſtern (welche unter allen Einwohnern der bezauberten Welt noch immer die meiſten und ſcheinbarſten Zeugniſſe für ſich haben) ſeyn mag: ſo iſt doch unſer Unvermögen, ihre Unmöglichkeit zu beweiſen, Alles, was zu ihrem Behufe daraus geſchloſſen werden kann.

Und verbietet uns da nicht eben dieſe Vernunft — welche uns abhält, zu entſcheiden, daß etwas darum unmöglich ſey, weil wir uns keine deutliche Vorſtellung machen können, wie es möglich ſey — etwas blos darum für möglich zu erklären, weil wir nicht einſehen, wie und warum es unmöglich ſeyn ſollte?

Wir befinden uns alſo hierüber in einem ziemlich wagerechten Schwanken; und das Gewiſſeſte, wozu wir uns ſelber bringen können, iſt das Gefühl, daß ein erſcheinender Geiſt, an ſich ſelbſt und ohne Rückſicht auf beſondere Erfahrungen und Zeugniſſe, weder etwas ſo Unnatürliches ſey, um für ganz unmöglich gehalten zu werden, noch natürlich genug, um uns nicht, in jedem beſondern Falle, gegen ſeine Wirklichkeit mißtrauiſch zu machen.

Der Erzähler einer Geiſtergeſchichte, die er als vorgeblicher Augen- oder Ohrenzeuge in ganzem Ernſte für wahr gibt, kann ſich heutiges Tages darauf verlaſſen, daß er die meiſten Perſonen von Erziehung und Kenntniſſen, ſogar diejenigen, die hierin bloſe Prätendenten ſind, unglaubig finden werde. Wie glaubwürdig auch der Gewährsmann in unſern

Augen ſeyn mag, die Erzählung ſelbſt iſt es niemals; denn es iſt einem ſeiner Vernunft mächtigen Menſchen eben ſo natürlich, eine ſolche Geſchichte nicht zu glauben, als zu glauben, daß die Sonne morgen wieder aufgehen werde. Dieſer Glaube und jener Unglaube beruhen auf einerlei Grunde.

Laſſen wir aber einen Philoſophen auftreten und in einem ausdrücklich dazu geſchriebenen Buche mit ſcharfſinnigen und ſcheinbaren Gründen aller Art beweiſen, daß alle für hiſtoriſch wahr ausgegebene Geſpenſter- und Geiſtergeſchichten auf gar keinem glaubwürdigen Zeugniſſe beruhen; und daß dieſe Erſcheinungen, welche man ohne Einwirkung ſolcher Weſen, die zu keinem der bekannten Naturreiche gehören, nicht erklären zu können glaubt, ſich aus bekannten natürlichen Urſachen ſehr wohl erklären laſſen: augenblicklich wird etwas, das (wenn ich nicht irre) nicht blos Widerſprechungsgeiſt iſt, in uns rege, welches uns drängt, die verfolgten Phantome in unſern Schutz zu nehmen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, dieſe doppelte Bemerkung zu machen; und, ohne ſie darum für etwas Allgemeines zu geben, glaube ich, daß man von dem größern Theile derjenigen, welchen dermalen die Benennung von Perſonen von Erziehung zukommt, ſagen könne: daß ſie, ungeachtet des Unglaubens, den ſie allen Erzählungen von Geiſtererſcheinungen, welche bei Gelegenheit in einer Geſellſchaft circuliren, entgegen ſetzen, im Herzen doch ſehr geneigt ſind, die Partei der Geiſter gegen einen Jeden zu halten, der ihnen entweder das Daſeyn ſelbſt oder wenigſtens alle Gemeinſchaft mit uns irdiſchen Menſchen abſprechen wollte.

Mir däucht, dieſe Neigung habe, außer der Liebe zum Wunderbaren, noch einen beſondern Zuſammen ng der

Hoffnung (die dem Menſchen eben ſo natürlich iſt als jene), nach dieſem Leben in einem andern perſönlich fortzudauern. Von Kindheit an mit Geſpenſtergeſchichten genährt, welche ſehr zuverſichtlich auf angebliche Erfahrungen oder glaubwürdige Berichte geſtützt werden, gewöhnt ſich unſre Phantaſie, die Geſpenſter und die übrigen Geiſter, deren Daſeyn auf der Tradition beruht, als Einwohner jener unſichtbaren Welt anzuſehen, in welche dereinſt überzugehen unſer Schickſal ſeyn werde. Ohne einen beſondern religiöſen oder philoſophiſchen Glauben, der uns von dieſem künftigen Leben angenehme und wünſchenswürdige Vorſtellungen macht, iſt der Menſch, natürlicher Weiſe nichts weniger als geneigt, ſich dieſes Land der Seelen ſehr reizend vorzuſtellen. Es ſind ihm, wie dem guten Kaiſer Hadrian, Loca pallida, lurida, livida, bleiche, bleifarbne, licht- und freudenleere Gegenden. Der Sund, der zwiſchen ſeinem jetzigen Leben und einem künftigen liegt, ſchneidet alle natürliche Gemeinſchaft zwiſchen beiden ab: er weiß, was er zurücklaſſen und verlieren wird; aber, was er gewinnen werde, iſt unbekannt oder ungewiß. Er erwartet es alſo zwiſchen Furcht und Hoffnung. Aber da der Gedanke an dieſe große Veränderung, ſo gern er ihn gänzlich aus dem Geſichte verliert, ſich doch von Zeit zu Zeit aufdrängt, und der Menſch ſich nun einmal nicht verbergen kann, daß es dazu kommen muß: ſo iſt ihm Alles intereſſant, was einer Nachricht aus dem unbekannten Lande gleich ſieht; und gerade darum, weil er weiß, daß ordentlicher Weiſe Niemand von dort zurück kommt, bemächtigt ſich Jeder, der ſich als einen außerordentlichen Geſandten oder Ueberläufer aus demſelben ankündigt — ſo unglaublich auch die Sache an ſich ſelbſt iſt — ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit.

Dieſe Vorſtellungsart liegt, wenn ich mich nicht ſehr irre, mehr oder weniger bei jedem Menſchen zum Grunde, auf welche Weiſe ſie auch durch andre Umſtände modificirt worden ſeyn mag. Der Philoſoph mag ſich ſelber noch ſo deutlich beweiſen, daß Geſpenſter und Hausgeiſter (Spiritus familiares) und Waſſerniren, welche die Kinder ins Waſſer hinab ziehen, um ſie mit Mandeln und Roſinen hübſch rund zu füttern und dann aufzueſſen, — in eine und eben dieſelbe Kategorie, nämlich in das Fach der Ammenmährchen, gehören; der Weltmann mag alle ſolche Dinge, die nach dem Aberglauben unſrer guten dummen Altvordern riechen, noch ſo witzig belächeln; und das Hofgeſindel des guten Königs von Schlaraffenland Alcinous mag noch ſo laut und bacchantiſch über die Leute lachen, die keinen Magen und keinen Bauch mehr haben: Philoſophen, Weltleute und luſtige Brüder ſind am Ende doch nur — Menſchen wie Andere, und (einen Jeden ausgenommen, der ein ordentliches ſcientifiſches Buch gegen die Geſpenſter geſchrieben hat) gilt auch in dieſem Stücke von ihnen Allen, was Horaz von der Natur überhaupt ſagt: „Wie verächtlich wir auch gewiſſe Gefühle, die allen Menſchen gemein ſind, von uns ſtoßen, immer gibt es Augenblicke, wo ſie uns unvermerkt überſchleichen.“ Wo die Natur den Menſchen überhaupt ſchwach gelaſſen hat, da iſt jeder zu verwunden, hätte er auch die gefährliche Stelle mit ſiebenfältigem Erze verwahrt.

Dieſe Erwägungen wären allein ſchon hinreichend, uns gewiſſe auffallende Thatſachen begreiflich zu machen, wodurch ſeit einigen Jahren unſre Zeit, aller ihrer gerühmten Aufklärung zu Trotz, auf einmal in die dickſte Verfinſterung der barbariſchen Jahrhunderte zurück zu ſtürzen ſcheint. Ein Rückfall, der Vielen nicht ſo unbegreiflich vorkommen würde,

wenn ſie bedächten, daß, aus immer fortdauernden, in der ſchwachen Seite des Menſchen gegründeten Urſachen, nicht nur Aberglaube und Schwärmerei unter dem größten Theile der Menſchen mit der Aufklärung unter dem kleinſten Theile immer gleichen Schritt hält; ſondern, daß die Zeiten der größten Verfeinerung, des größten Luxus und der ungezähmteſten Liederlichkeit von jeher immer diejenigen geweſen ſind, wo die ſchelmiſchen Schlauköpfe, die von Allem dieſem zu Erreichung ihrer geheimen Abſichten Vortheil zu ziehen wiſſen, das beſte Spiel haben.

Ich berühre dieſe unangenehm ſchnarrende Saite blos darum, weil es ſehr gegen meine Abſicht wäre, wenn Jemand meine bisherigen Betrachtungen ſo ausdeuten wollte, als ob ich dem groben und, wofern er minder ſchädlich wäre, lächerlichen Mißbrauche, der in unſern Tagen von dem Hang der Menſchen zum Wunderbaren und Uebernatürlichen gemacht wird, und der in eine wahre Dämonomanie auszuarten anfängt, das Wort reden wollte. Wenn wir gleich eine ſchwache Seite haben müſſen; wenn es ſogar wahr iſt, daß dieſe ſchwache Seite mit gewiſſen Empfindungen und Neigungen, die einen Theil unſrer Glückſeligkeit ausmachen, unmittelbar zuſammen hängt: ſo bleibt darum nicht weniger wahr, daß unſer angelegenſtes Intereſſe erfordert, gegen die gefährlichen Täuſchungen, denen ſie uns blos ſtellt, auf unſrer Hut zu ſeyn. Der Hang zum Neuen und Wunderbaren, das Verlangen, in den Myſterien der Natur ohne langwieriges und anſtrengendes Studium initiirt zu werden, der Glaube an geiſtige Beweger der Natur und an eine unſichtbare Welt, in welche wir überzugehen wünſchen, die Deiſidämonie oder die Furcht vor den unſichtbaren Bären, gegen die wir uns eben darum nicht wehren können, weil ſie unſichtbar ſind, der

Wunſch, daß das Waſſer der Unſterblichkeit, das Elixir der ewigen Geſundheit, das Hütchen des Fortunatus, das Horn und der Becher Oberons und der Stein der Weiſen wirkliche Dinge und in unſrer Gewalt ſeyn möchten, ſind freilich lauter Neigungen und Wünſche, die theils dem menſchlichen Herzen, theils der menſchlichen Trägheit, Leichtfertigkeit und Albernheit ſehr natürlich ſind. Aber folgt daraus, daß wir uns, mit geſchloſſenen Augen und gebundnen Händen, von Iſispriestern, Magen, Fakirn, Bonzen, Myſtagogen, Traumdeutern, Weiſenmeiſtern, Spähmannen und Thyrſpakurn, Schatzgräbern und Geiſterbannern, wie die unwiſſendſten nord- und ſüdländiſchen Wilden, zu Narren machen laſſen ſollen? — Eben darum, weil der Hang zum Uebernatürlichen, der Glaube an unſichtbare Bären und der Wunſch, mehr zu wiſſen und zu können, als Menſchen wiſſen und können ſollen, das arme menſchliche Geſchlecht von jeher allen dieſen Betrügern in die Hände geliefert, ihm dadurch unzerreißliche Ketten angelegt und unheilbare Wunden geſchlagen hat: eben darum nenne ich dieſen Hang, dieſen Glauben, dieſen Wunſch — die ſchwache Seite der menſchlichen Natur; und eben darum iſt es ſo nöthig, daß wir uns da, wo die größte Gefahr iſt, durch die untrüglichen Grundſätze, welche Natur, allgemeine Erfahrung und allgemeiner Menſchenverſtand darbieten, auch am ſtärkſten zu befeſtigen ſuchen.

Euthanasia.

Erstes Gespräch.

Selmar und Wilibald, Bewohner einer kleinen Stadt in **, leben von ihren Schuljahren an in einer Art von freundschaftlicher Verbindung, die weder durch äußere Umstände noch irgend etwas Unverträgliches in ihrer Sinnesart und Lebensweise gestört wird und sich daher, mancher Ungleichheiten ungeachtet, ja vielleicht eben dieser wegen, schon seit vielen Jahren immer gleich erhalten hat. Durch eine lange Gewohnheit ist es ihnen zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, alle Wochen wenigstens ein paar Abende allein bei einander zuzubringen, um sich unter vier Augen, in zwangfreier Offenheit, mit diesem oder jenem, was der Moment zufällig darbietet, und was für beide Interesse hat, zu unterhalten. Niemals oder sehr selten wird eine dritte Person zu diesen traulichen Abenden zugelassen; Blandinen, Wilibalds Schwester, ausgenommen, eine junge Wittwe, die bei ihrem Bruder lebt und, in einer Ecke des Zimmers mit der Stricknadel beschäftigt, gewöhnlich nur als Zuhörerin an der Unterredung Antheil nimmt; es wäre denn, daß die beiden Freunde selbst sie darein zu ziehen suchen, oder die Sache, worüber gesprochen wird, von solcher Art ist, daß eine gebildete und gesetzte Person ihres Geschlechts sich ohne Anmaßung berechtigt glauben kann, eine active Rolle dabei zu spielen.

Es war an einem solchen Abend, daß folgendes Gespräch vorfiel, zu welchem eine vor Kurzem erschienene seltsame Druckschrift die Veranlassung gab. Blandine, die unter andern

Vorzügen ein außerordentliches Gedächtniß beſitzt, konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, es Tags darauf, ohne Vorwiſſen ihres Bruders, von Wort zu Wort aufzuſchreiben. Eine Freundin, der ſie es zu leſen gab, konnte ſich eben ſo wenig enthalten, es im Vertrauen einer andern mitzutheilen; und ſo gerieth es von einer Freundin zur andern endlich in die Hände eines Freundes, der es heimlich abſchrieb und, da er ſelbſt ein Schriftſteller iſt, die üble Gewohnheit hat, von Allem, was ihm leſenswürdig däucht, gedruckte Abſchriften in die Welt zu ſchicken.

Selmar fand, bei einer seiner nächtlichen Zusammenkünfte mit Wilibald, ein kleines Buch aufgeschlagen auf dem Lesepult seines Freundes liegen. Er nahm es auf und fand mit einem sichtbaren Ausdruck von Vergnügen, daß es die von einem durch die Buchstaben D. J. K. W** bezeichneten Ungenannten „Jedermann zur Beherzigung und den Psychologen zu unparteiischer Prüfung dargestellte Geschichte der wirklichen Erscheinung seiner Gattin nach ihrem Tode" war.

Ich habe dich doch nicht im Lesen gestört, lieber Wilibald? sagte Selmar, indem er das Buch wieder hinlegte, wie es gelegen hatte.

Wilibald. Ich bin kurz vor deinem Hereintreten damit zu Ende gekommen.

Selmar. Findest du es nicht auch sonderbar, daß eine so merkwürdige Geschichtserzählung wie diese so wenig Aufmerksamkeit bei den Psychologen und im großen Publico überhaupt zu erregen scheint?

Wilibald. Mir, lieber Selmar, käm' es noch viel sonderbarer vor, wenn eine solche Geschichte Aufmerksamkeit erregte.

Selmar. Und warum das, wenn ich bitten darf?

Wilibald. Das solltest du mich kaum fragen, wenn du die Schrift des D. W**ls gelesen hast.

Selmar. Ich habe sie gelesen und wiederhole eben darum meine vorige Frage.

Wilibald. Nun dann, so ist meine Antwort: weil in unsern unglaubigen Zeiten schwerlich Jemand lebt, der sich

weiß machen läßt, daß Madame W**l ihrem Gemahl nach ihrem Tode wirklich erſchienen ſey.

Selmar. So beweiſe wenigſtens ich mit meiner Perſon gegen deine Behauptung. Ich bin, wie du weißt, eben Keiner von den Leichtgläubigſten und habe bei Weitem den größten Theil der Geſpenſtergeſchichten, deren ich eine unzählige Menge in meinem Leben gehört und geleſen, immer mit den Mährchen meiner Mutter Gans in einerlei Rubrik geſtellt; aber unter jenen allen iſt auch vielleicht nicht eine, an welcher ich ſo auffallende Kennzeichen der Glaubwürdigkeit und Wahrheit gefunden hätte, als an dieſer.

Wilibald. Was die Glaubwürdigkeit der Erzählung betrifft, lieber Selmar, ſo begehre ich nicht zu leugnen, daß Herr D. W**l ſich wirklich einbilden mag, Erſcheinungen von ſeiner Frau nach ihrem Tode gehabt zu haben: aber, ob ihm ſeine Einbildung keinen Streich geſpielt, das iſt ein Anderes, und davon kann ich mich weder aus ſeiner Erzählung noch aus ſeiner Hypotheſe von der feinern Körperhülle der Verſtorbenen auf keine Weiſe überzeugen.

Selmar. Aber ich bitte dich, Wilibald, was kannſt du, um der Erzählung einer geſchehenen Sache Glauben beizumeſſen, mehr verlangen, als Alles, was du bei dieſer vereinigt findeſt? Der Erzähler iſt — wie er ſelbſt mit einer Freimüthigkeit verſichert, die das Bewußtſeyn vorausſetzt, daß Niemand, der ihn kennt, das Gegentheil behaupten könne — der Erzähler, ſage ich, „iſt ein Gelehrter, der ſich durch Schriften über beinahe alle philoſophiſche Diſciplinen nicht unvortheilhaft bekannt gemacht hat. Freunde und Feinde (ſagt er) müſſen ihm bezeugen, er habe von Kindheit an einen bemächtigten Unglauben an Hexen, Geſpenſter, Geiſter u. ſ. w. geäußert und, ſo oft ſich etwas dieſer Art ereignet haben

ſollte, nichts angelegener gehabt, als die Sache mit der größten Unerſchrockenheit ſelbſt zu unterſuchen, um ihr auf den Grund zu kommen und ſich und Andere von der Nichtigkeit ſolcher Hirngeſpinſter zu überzeugen; und wiewohl der Uebermuth, womit er dabei verfahren zu ſeyn geſteht, ſich in ſeinen männlichen Jahren allmählich gemildert, ſo habe er doch nie aufgehört, allen Arten von Vorurtheilen, beſonders dem Aberglauben auf der einen und dem grundloſen Unglauben auf der andern Seite, bei jeder Gelegenheit eifrigſt entgegen zu wirken." Dieſem Charakter gemäß bewies Herr D. W**l in der ganzen Erſcheinungsgeſchichte, die er uns bis auf die kleinſten Umſtände darzuſtellen befliſſen iſt, einen in ſolchen Fällen vielleicht beiſpielloſen Grad von Muth, Beſonnenheit und Vorſichtigkeit gegen alle mögliche Täuſchung. Er blieb immer ſo ganz Herr über ſeine Einbildungskraft, hütete ſich ſo ſorgfältig vor jeder Ueberraſchung, jedem voreiligen Trugſchluß, leiſtete ſo treulich Alles, was von einem zuverläſſigen Beobachter gefordert werden kann, daß mir wenigſtens keine angebliche Begebenheit dieſer Art bekannt iſt, wobei derjenige, dem ſie begegnet ſeyn ſoll, nur halb ſo viel Behutſamkeit angewandt hätte, um weder von ſich ſelbſt noch von Anderen betrogen zu werden. Wenn mich nun ein ſolcher Mann in ganzem Ernſt verſichert, daß ſeine verſtorbene Ehegattin, einem vor ihrem Tode gegebenen (wiewohl nachher wieder zurückgenommenen) Verſprechen zufolge, ihm bei völligem Bewußtſeyn, daß er mit allen ſeinen Sinnen wache, bei Nacht und ſogar bei hellem Tag erſchienen ſey und ihn vernehmlich angeredet habe: ſo muß ich bekennen, ich ſehe nicht, wie ich ihm meinen Glauben verſagen könnte. —

Wilibald. Nämlich, daß er ſich's wachend oder träumend eingebildet, ja! dieſen Glauben können wir ihm ohne

Beleidigung nicht verſagen: aber, zu glauben, daß die Verſtorbene ſelbſt ſich ihm in eigener Perſon wirklich dargeſtellt habe, dazu finde ich, wie geſagt, in ſeinem ganzen Buche keinen hinreichenden Grund; wiewohl vielleicht Niemand lebhafter wünſchen mag, als ich, ſich von der Realität einer ſolchen Erſcheinung überzeugen zu können.

Selmar. Ich bin ſehr begierig zu hören, was du gegen den vorliegenden Fall einzuwenden haben kannſt.

Wilibald. So vieles, lieber Selmar, daß ich dir rathe, dich vorläufig mit Geduld zu waffnen; denn du nöthigeſt mich, in eine Unterſuchung einzugehen, womit wir vor der Geiſterſtunde ſchwerlich zu Rande kommen werden.

Blandine. Da könnte ja Madame W**l dir, Bruder, und uns Andern einen großen Dienſt erweiſen, wenn ſie ſo artig wäre, ſelbſt zu kommen und ihrem Manne Zeugniß zu geben, daß er ſie wirklich geſehen habe. Das würde uns ohne weitere Unterſuchung auf einmal aus dem Wunder helfen. —

Wilibald. — oder uns noch zehnmal tiefer hinein werfen.

Selmar. Wie, Blandine? Sie hätten den Muth, ſich eine ſolche Erſcheinung zu wünſchen, und getrauten ſich, ſie auszuhalten?

Blandine. Warum nicht? Was ſollte ich von einem guten Geiſte zu befürchten haben? Zumal in ſo guter Geſellſchaft —

Wilibald. — und da die Geiſter der Verſtorbenen, wie der größte aller Geiſterſeher Swedenborg bezeugt, ſich weit mehr vor uns Lebenden fürchten, als wir uns vor ihnen.

Selmar. Ich denke doch, wir würden alle drei große Augen machen, Blandine, wenn wir einen ſolchen Beſuch

bekämen; ihr unglaubiger Bruder vermuthlich die größten. Aber, weil ſich doch wohl auf eine ſolche Gefälligkeit gegen unſre Sinnen von Seiten der ſeligen Frau Doctorin keine Rechnung machen läßt, ſo würdeſt du mich ſehr verbinden, Freund Wilibald, wenn du einſtweilen meinem Verſtande zu Hülfe kommen und mir die Einwendungen ausführlich mittheilen wollteſt, die du gegen die Erſcheinung der W**lſchen Gattin zu machen haſt. Alles, was ich mir dabei ausbedinge, iſt, daß du dich, da ich kein Philoſoph von Profeſſion bin, ſo viel möglich zu mir herablaſſeſt und nichts vorbringeſt, wozu mehr als Menſchenverſtand und gewöhnliche Sprachkenntniß erfordert wird.

Wilibald. Du ſollſt dich nicht über mich zu beklagen haben, Selmar. Alſo ohne Weiteres zur Sache oder zu dem, was Herr D. W**l das Experiment und Factum ſelbſt nennt. Die Dame, die dieſes ſonderbare Duodrama mit ihm ſpielt, und die er uns als eine Frau von vorzüglichen Eigenſchaften ſchildert, wurde etwas über ein Jahr vor ihrem Tode von einem bösartigen ſchleichenden Fieber befallen, welches endlich eine entſchiedene Waſſerſucht herbeiführte, wie der Herr Doctor als Phyſiolog vermuthet hatte, ungeachtet ſein damaliger Arzt dieſe Vermuthung lächerlich fand und behauptete, „daß eine ſo ſtarke, große, robuſte und junge Frau in ihren beſten Jahren eher alles Andere in der Welt bekommen könne als die Waſſerſucht.“ Gleichwohl traf die Vorherſehung des ſcharfſichtigern Gemahls nur zu bald ein; und wiewohl ein anderer geſchickterer Arzt die Waſſerſucht dreimal hob, ſo mußte doch, da ſie zum vierten Mal wieder kam, auch dieſer geſtehen, daß alle ärztliche Hülfe und Kunſt an dieſer hartnäckigen Krankheit ſcheitern werde. Nun begab ſich's, „da der Tod in den beiden letzten Monaten

[illegible] „daß Herr D. W**l (dessen [illegible] Fröhlichkeit auch eine [illegible] anhaben konnte) seine todtkranke [illegible] als im Ernste bat, ihm (wenn [illegible] auf irgend eine für ihn [illegible] und befriedigende Art [illegible] zu erscheinen; damit er, wie- [illegible] der menschlichen Seele als Mensch [illegible] als Philosoph von der lebendigen [illegible] Geistes nach diesem Leben auf [illegible] werden möchte." — Die [illegible] ob ihr „die pünktliche [illegible] möglich seyn würde," [illegible] Lächeln und feierlichem Ernst [illegible] nach ihrem Tod erscheinen [illegible] am Abend vor ihrem Ab- [illegible] den Philosophen, der ihr so [illegible] beschämen sollen) wieder zurück [illegible] desselben zu entlassen: entweder [illegible] daß sie durch ihr gegebenes [illegible] ihm auch wider ihren Willen [illegible] Erfüllung desselben für eine [illegible] allein sie loszählen könne." [illegible] mit Freuden, und [illegible] gedacht.

[illegible] am 31. Juli, erhielt [illegible] alten Mutter und [illegible] Abends, da sie in der [illegible] worin die Frau Doc- [illegible] beisammen [illegible] begreife nicht, was

mit dem Lichte vorgeht; der Wind ſcheint es beinahe auszulöſchen, und doch weht draußen kein Lüftchen, das Fenſter iſt auch zugemacht, und es iſt kein Zug auf dem Tiſche möglich. Ei, ſagte die Nichte, wie der Wind draußen im Schlafcabinet braust und hier mit dem Vorhang weht! Er muß alſo doch gehen. — Um ſich hiervon zu überzeugen, öffnete der Herr Doctor (der weder von dem Fackeln des Lichts noch von dem brauſenden Wind im Schlafcabinet etwas gemerkt zu haben ſcheint) das Fenſter, „konnte aber nicht den geringſten Luftzug oder auch nur ein ſanftes Wehen wahrnehmen; vielmehr ſchien die ganze Natur zu ſchlummern und vom höchſten Grade der Hitze ermattet dahingeſunken zu ſeyn.“ — Nun, Blandine, was ſagſt du zu dieſem Wunder?

Blandine. Es iſt offenbar, ſollt' ich meinen, daß entweder die beiden Frauenzimmer getäuſcht wurden, oder das Wehen und Brauſen eine Urſache gehabt haben muß.

Selmar. Eine Urſache allerdings; aber was für eine natürliche Urſache läßt ſich hier denken?

Blandine. Zu einer körperlichen Bewegung denke ich mir immer eine körperliche Urſache, wenn ich ſie gleich nicht immer beſtimmt angeben kann. Wie oft begegnet nicht, daß wir, zumal bei Nacht, etwas ſehen oder hören, ohne daß wir uns von der eigentlichen Urſache gewiß machen können? Am Ende hatte wohl die Nichte Recht; es wird doch ein Wind gegangen ſeyn. Auf jeden Fall hätte Herr W**l wohl gethan, uns die ganze innere Beſchaffenheit ſeiner Wohnung aufs genaueſte zu beſchreiben.

Selmar. So viel wenigſtens ſagt er ausdrücklich, daß aus dem Schlafcabinet oder Alkoven ein kleines Fenſter in die Stube, worin ſie ſich befanden, gehe —

Wilibald. Und daß dieses kleine Fenster verschlossen gewesen, sagt er nicht ausdrücklich. Es ist also zu vermuthen, daß es offen war.

Blandine. Ehe ich ein Wunder glaube, will ich mir lieber einbilden, daß eine Fledermaus das Gebrause in dem Schlafzimmerchen und, etwa durch ein Loch in der Fensterscheibe, das Wehen des Lichts auf dem Tische hervorgebracht habe.

Wilibald. Bravo, Schwester! Auch unser Philosoph war nicht weniger unglaubig als du und suchte (wie er versichert) den beiden Personen das bemerkte Wehen und Windbrausen „ganz natürlich zu erklären, ohne dabei im mindesten an etwas Anderes zu denken.“ Die Sache mußte ihm also als etwas ganz Natürliches vorkommen; nur hätte er seine natürliche Erklärung den Lesern um so weniger vorenthalten sollen, da er überhaupt kein Bedenken trägt, seine Erzählung ohne alle Noth und wo seine Umständlichkeit für die Hauptsache ganz überflüssig ist, bis zum Ueberdruß der Leser in die Länge und Breite auszudehnen. Noch sonderbarer ist, daß „Tags darauf derselbe Fall wieder eintrat, aber die Aufmerksamkeit der drei anwesenden Personen im Ganzen (wie Herr W. sich ausdrückt) noch weniger auf sich zog als Abends zuvor; wiewohl auch an diesem ersten August kein wehendes Lüftchen in der Atmosphäre zu spüren war.“ — Ungeachtet dieser wenigen Aufmerksamkeit auf ein so außerordentliches, zum zweiten Mal wiederkommendes Ereigniß (welche mir weder an den beiden Frauenzimmern noch an dem Herrn Doctor selbst sehr natürlich scheint) ging er dennoch „erst ohne Licht, hernach mit brennendem Wachsstock in das Schlafcabinet, um zu sehen, ob etwa die in den Hof gehenden Fenster offen ständen und den Zug beförderten.

Aber Alles war zu, und nicht der geringſte Zug vorhanden.“ — Nun erklärte der Herr Doctor dieſes ganze Wehen theils für ſinnliche Täuſchung, theils für etwas ſehr Natürliches, weil doch wenigſtens die Thür offen ſtehe, „ohne daß er auch jetzt ſich irgend einen andern Gedanken einfallen ließ, noch (wie er ſagt) ſich einfallen laſſen konnte.“ Ich geſtehe, daß ich dieſe Unmöglichkeit nicht einſehe; im Gegentheil, jeder Andere in ſeiner Lage würde durch eine unfreiwillige, aber höchſt natürliche Wirkung der Einbildungskraft und des Gedächtniſſes genöthigt worden ſeyn, an das ehemalige Verſprechen der kürzlich Verſtorbenen zu denken. Sie hatte es zwar mit ſeiner Bewilligung zurückgenommen: aber war es denn unmöglich, daß ſie ihren Sinn zum zweiten Male geändert hätte? Und wenn dieß der Fall war, iſt es denn etwas ſo Undenkbares, daß der mehrbeſagte unerklärbare Wind eine Art von ſchonender Anmeldung ſeyn konnte, wodurch ſie ihren Gemahl zu einer künftigen Erſcheinung vorbereiten wollte? —

Blandine. Halt, Bruder! Mir fällt ein Ausweg ein, wie es mit dieſem anſcheinenden Wunder ganz natürlich zugegangen ſeyn könnte.

Selmar. Laſſen Sie hören!

Blandine. Man hat Beiſpiele, daß es muthwillige Spaßvögel gibt, die ſich kein Gewiſſen daraus machen, mit ſo hochgelahrten und treuherzigen Leuten, wie unſer Doctor zu ſeyn ſcheint, bei Gelegenheit ihr loſes Spiel zu treiben. Könnte nicht der Inhalt der zwiſchen Herrn W. und ſeiner ſterbenden Gattin, des Erſcheinens wegen, in Gegenwart der Krankenwärterin vorgefallenen Unterredung auf dieſe oder jene Art einem ſolchen Spaßmacher zu Ohren gekommen ſeyn? — Bei nächtlicher Weile läßt ſich leicht eine kleine

Leiter an eines der in den Hof gehenden Fenster, die der großen Hitze wegen offen ſtanden, anlegen. Braucht es ſodann mehr als einen tüchtigen Blaſebalg, um in dem Schlafcabinet ſo viel Wind zu machen, als nöthig war, damit Licht und Vorhang in dem anſtoßenden Zimmer durch die offenſtehende Thür in einige Bewegung gerathen konnten?

Wilibald. Deine Hypotheſe läßt ſich hören, Blandine, und wir werden uns vielleicht noch gezwungen ſehen, unſre Zuflucht zu ihr zu nehmen. Für jetzt folgen wir der Entwicklung dieſer in ihrer Art einzigen Geſpenſtergeſchichte. Am Abend desſelben Tages legt ſich der Herr Doctor zur Ruhe, kann aber ſo wenig als an den vorgehenden vierzehn Tagen und Nächten ſchlafen und ſieht ſich daher genöthigt, „zum Zeitvertreib an ſeine gelehrten Arbeiten, Beſchäftigungen und Plane (kurz, eher an alles Andere als an ſeine ſelige Frau) zu denken.“ — Auf dieſe Weiſe „war es bei ſtiller mondheller Nacht über halb Eins geworden, als auf einmal, wie es ihm vorkam, ein plötzlicher Sturmwind ſich erhob und zuerſt zu dem kleinen, offenſtehenden, oben an der Decke befindlichen Alkovenfenſterchen, von dem vorderſten Saal an der Treppe aus dem Hofe herein, ſo ſtark zu blaſen ſchien —“

Blandine (zu Selmar leiſe). Merken Sie ſich den Sturmwind, der zu blaſen ſcheint —

Wilibald. — daß ſein Deckbette wirklich in eine ſtarke Bewegung gerieth. „Sein erſter Gedanke war, Gott zu danken, daß doch wieder einmal ein kühles Lüftchen wehe;“ aber, dieſes frommen Dankgefühls ungeachtet, wandte er ſein nach der Wand des Alkovens gerichtetes Geſicht verdrießlich auf die Seite vor dem Bette herum. Siehe! da fühlte er, „daß ein eiskalter Wind ihm unter der durch

denſelben aufgehobenen Decke auf den Rücken blies, und es nicht anders war, als ob ihm Jemand ſein Deckbette mit Gewalt entreißen wolle.“ — Deſſenungeachtet ließ ſich Herr W**l noch immer nicht einfallen, daß etwas Anderes als ein wirklicher Sturmwind ſo unhöflich ſeyn könne. Ich will doch aufſtehen, dacht' er weislich, und die Fenſter zumachen. Geſagt, gethan! Aber, als er zu den Fenſtern auf die Straße hinaus ſah, war kein Lüftchen weder zu fühlen noch zu hören. Er machte nun auch die Fenſter auf der hintern Etage zu und konnte auch dort nichts von einer Bewegung der Luft verſpüren. Das ſcheint nun allerdings nicht recht natürlich zugegangen zu ſeyn, und dennoch machte es auf den hartglaubigen Mann „nicht den mindeſten Eindruck.“ Er ging ruhig in ſein Bette zurück; freilich nicht, um zu ſchlafen, ſondern blos, „um ſeine unterbrochnen Meditationen weiter fortzuſetzen, ohne ſich vor der Hand um dieſen Zufall weiter zu bekümmern.“

Was für eine Vorſtellung will Herr W**l daß wir uns von ihm machen ſollen? Er hört mitten in der windſtillſten Nacht plötzlich einen Sturmwind, der ihm die Bettdecke nehmen will und ihm von der Wand her eiskalt in den Rücken bläst; wie er aufſteht, um ſich genauer zu erkundigen, überzeugt er ſich, daß nicht das leiſeſte Lüftchen geht, und doch fällt ihm nur nicht ein, ſich darüber zu verwundern und der Urſache eines ſo unnatürlichen Vorfalls nachzudenken. Das heiße ich doch das Epikuräiſche Nil admirari weit getrieben!

Selmar. Ich auch; indeſſen beweiſet es mir die erſtaunliche Unbefangenheit des Mannes bei dieſer Geſchichte, und wie wenig dieſe unerklärbaren Ereigniſſe auf ſeine Einbildung wirkten, wie völlig er alſo in der Verfaſſung war,

die dazu erfordert wird, eine außerordentliche Begebenheit mit kaltem Blut und freiem Geiste zu beobachten.

Wilibald. Es fällt ziemlich stark in die Augen, daß unser Philosophus diese Meinung von sich zu erwecken beflissen ist, um desto glaubwürdiger zu scheinen, wenn er endlich, nach so vielem Präambuliren, zur Hauptsache kommen wird. Indessen bleibt gerade diese seine Gleichgültigkeit, wenn sie nicht angenommen ist, immer ein noch größeres Wunder als der Sturmwind bei ruhiger Luft; und ich denke mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es mit dem besagten Sturmwinde nicht so ganz richtig zugegangen seyn müsse. Es könnte leicht seyn, daß Blandinens Blasebalg hier im Spiel gewesen wäre. Vierzehn schlaflose Nächte hinter einander müssen endlich den kältesten Kopf erhitzen, die derbsten Fibern schlaff, und die stärksten Nerven allzu reizbar machen. Tief in der Nacht kann ein Mann, der sich in diesem Falle befindet, zwischen Wachen und Schlummern den plötzlichen Wind aus einem Blasebalg leichtlich, einen Augenblick lang, für einen Sturmwind halten. Fenster und Thüren standen offen, und das Wohnhaus des Herrn Doctors — wiewohl wir uns aus dem, was er nach und nach davon offenbart, keinen sehr deutlichen Begriff machen können — scheint doch so beschaffen zu seyn, daß der Spaßvogel, der in Blandinens Hypothese diesen Spuk macht, gar wohl Mittel und Wege finden konnte, einen Mann, der so fest entschlossen war, keine Gespenster zu glauben, um so leichter zu täuschen, je weniger Mißtrauen dieser in sich selbst setzte. Und daß der Sturmwind so gar arg nicht gewesen seyn könne, läßt sich auch schon daraus schließen, daß Herr W**l so wenig daraus machte, ihn in seiner Danksagung an Gott nur für ein kühles Lüftchen gelten ließ und, sobald er sich von der

Stille der äußern Luft überzeugt hatte, ruhig wieder zu Bette stieg, „ohne die Sache des geringsten Nachdenkens zu würdigen.“

Aber nun erfolgte etwas, das seinen Gedanken auf einmal eine andere Richtung gab. Wie er in seinen Alkoven zurückkehren wollte, schlug sein Hund, Mignon (der in einem Korbe neben ihm zu schlafen pflegte), an, da er doch, kurz zuvor, bei dem Geräusch (des Sturmwindes oder des aufsteigenden Doctors?) munter geworden war und sich, ohne einen Laut von sich zu geben, gescharrt hatte. Nichts scheint weniger außerordentlich, als daß der Hund, der bisher geschlafen, durch das Geräusch, das der Herr Doctor beim Aufstehen machte, halb aufgeweckt und seinen Herrn witternd, sich ohne anzuschlagen blos vollends aus dem Schlaf kratzte und erst, da der Herr zurückkam, zu bellen anfing, um ihm einen Beweis seiner Wachsamkeit zu geben. Aber der Herr Doctor (dessen Imagination so unthätig nicht gewesen seyn mochte, als er uns glauben machen will, und der sich plötzlich erinnert zu haben scheint, daß die Hunde, wenn sie ein Gespenst wittern, vor Furcht keinen Laut von sich geben sollen) „fand es sonderbar,“ daß der Mignon, der sonst bei jedem Geräusch zu bellen pflegte, jetzt nicht den geringsten Laut von sich gab. „Du willst doch, dachte er zum Scherz, falls es ja möglich seyn sollte, daß etwa deine selige Gattin ein Späßchen mit dir machen wollte und könnte, laut fragen: „Wer da? Bist du's, Hannchen?“ — Und so that er!

Blandine. Und was antwortete Hannchen ihrem scherzhaften Ehgemahl?

Wilibald. Leider keine Sylbe! Aber es war nicht anders, sagt Herr W**l, als ob etwas durch das Alkovenfensterchen nach dem Vorsaal hinaus an die Treppe kletterte,

ein kleines Geräuſch, wie etwa eine Katze, machte, und klink, klirr! ging es ſilberhell in dem Alkovenfenſterchen, als wenn Jemand mit dem Finger daran ſchnippte. „Sogleich (fährt er fort) ſprang ich zum Bette heraus, warf den Schlafrock um, eröffnete die Saalthür und unterſuchte den vom Mond erhellten Vorſaal, die Treppen und das ganze Haus, ſo weit es nicht verſchloſſen war; aber Alles vergebens. Auch keine Thür war offen; keine ging auf oder zu, ob ich gleich auf Alles genau gemerkt und jede Bewegung wahrgenommen haben würde.“

Ich muß geſtehen, ſagte Selmar, und hielt wieder inne, etwas verlegen, wie es ſchien, über das, was er geſtehen wollte.

Blandine. Nicht wahr, daß Hannchen, wenn ſie die Katze war, die durch das Fenſterchen nach dem Vorſaal hinaus die Treppe hinan kletterte und das Fenſterglas klirren machte, in der That für einen ſeligen Geiſt ein ſehr ſonderbares, um nicht zu ſagen, albernes Späßchen mit ihrem geweſenen Manne trieb.

Wilibald. Auch wollen wir uns nicht ſo gröblich an ihr verſündigen und einer ſo verſtändigen, guten und chriſtlichen Frau, wie Herr W**l ſie uns weitläufig abgeſchildert hat, eine ſo unziemliche Spaßhaftigkeit zutrauen; wenn gleich ihr ſelbſt ſo ſcherzluſtiger Gemahl es nicht für unmöglich hielt, daß ſie ſich etwa ein Späßchen mit ihm machen wolle und, „weil er dieß denn doch nicht glauben konnte,“ lieber annahm, daß hier etwas Unbegreifliches vorgegangen, als daß, wenn irgend ein unbekanntes Weſen bei nächtlicher Weile durch ein Alkovenfenſterchen hinausſchlüpft und eine Treppe hinankletternd ein Geräuſch wie etwa eine Katze macht, dieſes unbekannte Weſen eine wirkliche leibhafte Katze

gewesen sey. Wie die Katze in den Alkoven gekommen, was sie darin gesucht, warum sie sich durch das Fensterchen wieder zurückgezogen, und mit welchem Grade von forte oder piano dieß habe geschehen müssen, um an dem vermuthlich wackelnden Glase ein silberhelles Klirren hervorzubringen? ob man von Allem diesem das Wie und Warum angeben könne oder nicht, thut nichts zur Sache: genug, wir brauchen nur anzunehmen, daß eine wahre natürliche Katze den Spuk verursachte, so erklärt und begreift sich jeder Umstand von selbst; auch der, daß der Herr Doctor keine Thür auf- und zugehen hörte und Alles, was nicht immer offen war, verschlossen fand. Denn, daß die Katzen, wenn sie nur erst eine Treppe gewonnen haben, keine Thüren auf- und zuzuschließen brauchen, um sich aus dem Staube zu machen, kann für einen so geübten Naturforscher nichts Befremdendes haben. Und dennoch hatte diese kleine Kette unerwarteter, obgleich (den Sturmwind ausgenommen) höchst unbedeutender Ereignisse das Gehirn des guten Mannes so stark angegriffen, daß ihm die Sache vor der Hand unbegreiflich war. Es ging ihm wie dem Demokritus, von welchem die Abderiten, seine Mitbürger, erzählten, er habe sich acht Tage lang den Kopf darüber zerbrochen, warum die Feigen, die ihm seine Köchin vorgesetzt, nach Honig röchen und schmeckten, bis ihm diese endlich aus Mitleiden entdeckte, die Feigen hätten einige Tage in einem Honigtopfe gelegen. Tiefsinnige Leute übersehen oft die wahre Ursache eines Dinges blos deßwegen, weil sie ihnen vor der Nase liegt. Die Einbildungskraft unsers Doctors war nun einmal aufgeregt; je mehr er über die Sache nachdachte, je weniger „vermochte er der wahren Ursache dieser frappanten Begebenheit auf die Spur zu kommen.“ Daß vielleicht ein Blasebalg und eine Katze im Spiel

seyn könnte, fiel ihm so wenig ein, als dem edeln Ritter von Mancha, daß die Riesen, die ihm in der Ebne von Montiel aufstießen, nur Windmühlen seyn könnten. Kurz, allem seinem Unglauben zu Trotz richtete er — eine lange herzbrechende Anrede an die Verstorbene. „Solltest du es wirklich seyn, theures Hannchen, sagte er mit leiser Stimme, so gib mir deine Gegenwart auf eine untrügliche, gewisse, ganz unzweideutige Art zu erkennen. Bis jetzt muß ich noch der ungläubige Thomas bleiben u. s. w. Offenbare dich mir also, wenn es dir wirklich möglich und gefällig seyn sollte, auf eine unzweifelhaft zuverlässige Art, wo möglich auf eine handgreifliche; mit dieser jetzigen, wofern es eine seyn sollte, könnte ich mich unmöglich begnügen, wofern du nicht stärker, völlig untrüglich gewiß dich mir offenbartest oder erschienest."

Blandine. Eine handgreifliche Offenbarung ist, dünkt mich, eine seltsame Zumuthung von einem Philosophen an einen Geist. Eine tüchtige Ohrfeige von Hannchens Hand würde ihm also für einen vollständigen Beweis der Unsterblichkeit der Seele gegolten haben?

Wilibald. Und so wäre es ja ein wahres Unglück für ihn gewesen, daß dein postulirter Spaßvogel in diesem Augenblick nicht bei der Hand war und Gewandtheit genug besaß, dem Herrn Doctor bei dieser Apostrophe an das sel. Hannchen in den Rücken zu kommen?

Blandine. Ich bin sehr begierig zu hören, wie die gute Dame sich bei dieser Beschwörung benahm, worin ihr Thomas so viel Glauben und Unglauben zugleich zeigte.

Wilibald. „Auch auf diese Aufforderung (sagt der naive Mann) blieb Alles so still wie vorher."

Blandine. Dacht' ich's doch! Die Bedingungen, worauf er so eigensinnig besteht, sind für eine so kürzlich verstorbene

Frau auch gar zu hart. Um ihnen genug thun zu können, hätte es in ihrer Macht stehen müssen, ihren schon vierzehn Tage begrabenen Leichnam wieder zu beleben.

Wilibald. — und, um ihren Mann recht handgreiflich von ihrer Gegenwart gewiß zu machen, hätte sie sich wohl gar entschließen müssen, wie die berüchtigte Braut zu Korinth, mit ihm zu Bette zu gehen. Das wäre wenigstens freundlicher gewesen, als die Ohrfeige, wodurch du an ihrem Platz, wie es scheint, ihm dein Daseyn manifestirt hättest. Aber, ernsthaft von einer so ernsthaft possirlichen Sache zu reden, ich finde deine Bemerkung über das seltsame Schwanken des Doctors zwischen seinem Glauben und Unglauben an Hannchens Gegenwart sehr richtig. Könnte wohl etwas Lächerlicheres seyn als diese pathetische, wiewohl mit leiser Stimme (als schämte er sich vor sich selbst und ihr) vorgebrachte Aufforderung, wofern er nicht voraussetzte, daß sie ihn hören könne?

Selmar. Ihr verfahrt auch gar zu hart mit dem ehrlichen Doctor, der euch schon durch die blose so naiv treuherzige und arglose Art, wie er sich selbst und sein Hannchen der Welt preisgibt, zu einer mildern Behandlung bewegen sollte. Bedenke wenigstens, lieber Wilibald, daß es dem Doctor hier um ein Experiment zu thun ist, wobei es auf nichts Geringeres ankommt, als mit Gewißheit auszumachen, ob ihm seine verstorbene Frau wirkliche Beweise von ihrer fortdauernden Persönlichkeit in einem neuen geistigen Leben bereits gegeben habe oder noch geben werde. Da ist denn doch, däucht mich, unläugbar, daß er bei diesem Experiment mit der größten Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart und mit der behutsamsten Vorsicht zu Werke gegangen. Denn noch in derselben Nacht, wo ihm alle diese ungewöhnlichen Dinge

begegnet waren, ſchrieb er alles Vorgefallene mit Kreide auf den Tiſch, um ſich früh Morgens deſto feſter davon überzeugen zu können, daß es keine Täuſchung ſeiner Phantaſie geweſen. Sein Eifer, hinter die wahre Urſache jener ihm unerklärbaren Ereigniſſe zu kommen, war ſo groß, daß er ebenfalls noch in der nämlichen Nacht einen Verſuch mit dem Alkovenfenſterchen machte, ob er auf irgend eine Art einen ähnlichen hohlen Klang hervorbringen könnte: es wollte ihm aber eben ſo wenig gelingen, als ihn die Erklärungen befriedigten, die er ſich ſelbſt zu geben vermochte. Auch Blaudineus Katze, ja ſogar der Gedanke, daß irgend ein Spaßvogel im Spiel ſeyn könnte, fiel ihm endlich ein: aber, da er nicht einſah, wie die Katze zum Alkoven herein oder heraus hätte kommen können, ohne von dem Hunde angebellt oder von ihm ſelbſt geſehen zu werden: ſo gibt er dieſe Hypotheſe wieder auf; zumal, da der wunderbare Sturmwind, der ihm beinahe die Bettdecke nahm und ihm von der Wandſeite eiskalt an den Rücken blies, durch die Katze nicht zu erklären war. Daß aber irgend ein Schalk ihn etwa zum Beſten haben wolle, findet er darum nicht denkbar, „theils weil kein Menſch im Hauſe etwas von der Sache wußte, theils weil er in ſeinem Schlafcabinet jede Katze, alſo noch mehr jeden Menſchen draußen auf der Treppe hätte ſchleichen hören.“ Da er ſich alſo dieſe Dinge ſchlechterdings nicht aus natürlichen Urſachen zu erklären wußte, was Wunder, wenn der Gedanke, daß ſeine Verſtorbene vielleicht daran Theil habe, ſich ihm wider ſeinen Willen aufdrang? Nun konnte und wollte er zwar dieſem Gedanken ohne die vollſtändigſte Ueberzeugung kein Gehör geben: da er aber gleichwohl für die Unmöglichkeit einer ſolchen Erſcheinung keinen entſchiedenen Grund zu haben glaubte, was hätte ihn abhalten ſollen, bei dieſer Gelegenheit

einen Verſuch zu machen, wobei, wie er auch ausfallen möchte, in keinem Fall nichts zu wagen war?

Wilibald. Wenn ich mich nicht ſchämte, daß verſtändige Leute, wie wir zu ſeyn glauben, ſich länger bei ſolchen Armſeligkeiten aufhalten ſollten, ſo hätte ich noch Manches gegen die Abneigung unſers Philoſophen, ſich die Abenteuer dieſer Nacht aus natürlichen Urſachen zu erklären, einzuwenden. So beweiſen z. B. alle vergebliche Verſuche, die er angeſtellt, um noch einmal einen ſo hellklingenden Ton aus dem Alkovenfenſterchen hervorzulocken, nichts gegen meine Behauptung, daß es natürlich damit habe zugehen können. Aehnliche Fälle, wo eine bekannte oder unbekannte Urſache zufälliger Weiſe eine Wirkung hervorbringt, die mit aller angewandten Mühe und Kunſt nicht wieder zu bewirken iſt, kommen ſo häufig im gemeinen Leben vor, daß es lächerlich wäre, mehr davon zu ſagen. Eben ſo iſt es ja nicht unmöglich, daß etwa eine Dienſtmagd oder auch eine andere Perſon im Hauſe ein eben ſo leiſes Gehör gehabt haben könnte, als der Herr Doctor, und unbemerkt gehorcht hätte, wenn er ſich etwa mit ſeiner Mutter und Nichte über den nächtlichen Spuk am 31. Juli und 1. Auguſt beſprochen; ſo daß Herr W**l leicht zu raſch urtheilen könnte, da er die Dazwiſchenkunft irgend eines leichtfertigen Spaßvogels für etwas Undenkbares hält. Aber, wenn wir auch ſo gefällig ſeyn wollten, als er nur immer verlangen kann, was wäre damit gewonnen, als daß wir am Ende annehmen müßten, das ſel. Hannchen ſey ſelbſt der Spaßvogel geweſen und habe ſich wirklich eine kleine, zwar unſchuldige, aber etwas kindiſche Kurzweile mit ihrem ehemaligen Eheconſorten gemacht; ſie ſey es geweſen, die den übernatürlichen Windſtoß in ſeiner Stube und Schlafkammer erregt und ihm, wie er ſich im Bette von der Wand wegkehrte,

eiskalt in den — Rücken geblasen habe; sie sey durch das Alkovenfensterchen wie eine Katze die Treppe hinaufgeklettert, und sie habe das silberhelle Klirren des Fensterglases hervorgebracht. Ich gestehe, daß ich an Herrn W**ls Platz lieber Katzen und Ratten, Nachtvögel, Spaßvögel und Maskenbilder zur Erklärung jener kleinen Ereignisse zu Hülfe rufen, als den Verdacht einer so läppischen, einem Geist aus der bessern Welt so unanständigen Spielerei auf meine gewesene Gattin bringen wollte. Wenn etwa ihre Meinung gewesen wäre, ihn auf eine künftige sichtbare Erscheinung allmählich vorzubereiten, sollte sie — die (nach ihres Gatten Versicherung) als Weise und Christin so exemplarisch gelebt und geduldet hatte und so erbaulich gestorben war, — sollte sie keine edlere, ihres Charakters und neuen Standes würdigere Mittel dazu haben erfinden können? Würde sie wohl die treuherzige Frage, bist du es, Hannchen? mit einem Eulenspiegelstückchen beantwortet haben? Oder würde sie ihm nicht auf seine so ernstliche und dringende Beschwörung, wo nicht eine befriedigende Antwort, doch wenigstens ein christliches Zeichen gegeben haben?

Selmar. Ich bitte nicht zu vergessen, daß Herr Dr. W. nicht behauptet, daß seine verstorbene Frau die Urheberin der sonderbaren Dinge gewesen sey, die ihm in jenen drei Nächten aufstießen. Er findet diese Dinge blos unerklärbar, und, wenn er für möglich anzunehmen scheint, daß die Verstorbene dabei geschäftig gewesen, so sollten wir vielmehr seine Einbildungskraft, die es ihm vorspiegelt, als seinem Verstand, der ihr widerspricht, deßwegen in Anspruch nehmen. Kurz, er erzählt uns die Facta, wie er sie aufs genaueste beobachtet zu haben sich bewußt ist, und gesteht nur, daß sie ihm unbegreiflich sind.

Wilibald. Sehr natürlich! Da er für einen ungewöhnlich ſtarken Geiſt gelten möchte, der durch nichts aus ſeiner Faſſung zu bringen iſt und ſich nur auf handgreifliche Beweiſe ergibt: ſo ſcheint er wohl ſelbſt gefühlt zu haben, wie übel es ſich ſchicken würde, wenn es das Anſehen hätte, als ob er ſich durch ſo zweideutige Anſcheinungen von ſeinem Unglauben bekehren ließe. Aber gibt er denn nicht durch die feierliche Anrede an ſein Hannchen — ſelbſt indem er ſie verſichert, noch immer der alte Thomas zu ſeyn — unleugbar zu erkennen, daß er an ihre Gegenwart glaubt und es nicht für unmöglich hält, daß die Neckereien jener Nächte von ihr herrühren könnten?

Selmar. In der That ſcheint dieß, wenigſtens in der Nacht zwiſchen dem 2. und 3. Auguſt der Fall geweſen zu ſeyn. Aber ſchon am folgenden Nachmittag hatte er dieſe kleine Anwandlung von menſchlicher Schwachheit ſo völlig wieder überwunden, daß er ſeinen vertrauten Freund, den Advocaten K., aufs poſitivſte verſicherte, er könne das Vorgegangene unmöglich für untrügliche Kennzeichen der Anweſenheit ſeiner Gemahlin halten: nur unzweideutigere, untrüglichere, ganz ſichere könnten ihn davon überzeugen; ſie müßte ihm NB. in eigner Perſon erſcheinen und mit ihm reden.

Wilibald. Gleichwohl iſt aus dem unmittelbar Folgenden klar, daß er ſelbſt in dieſem Augenblicke nicht recht wußte, was er wollte. Er verſichert den Advocaten K. (deſſen kindiſche Geſpenſterfurcht mit der prahleriſchen Herzhaftigkeit unſers Philoſophen ſehr komiſch contraſtirt), „daß er zwar, wie bisher ſo auch künftig, in allen Fällen vorſichtig und behutſam, aber auch unerſchrocken, muthig und entſchloſſen ſeyn werde und daher dieſen Abend in derſelben Kammer und in

demſelben Bette, worin ſeine Frau geſtorben, ganz ruhig zu ſchlafen gedenke, indem er verſichert ſey, daß ihr Geiſt die Erde verlaſſen habe, um dieſelbe niemals wieder zu berühren. Indeſſen ſollte ihm doch ihre Erſcheinung das größte Vergnugen machen, weil dadurch ſein Wunſch erfüllt würde, ſich auch als Philoſoph auf immer von der perſönlichen Fortdauer unſers Geiſtes nach dem Tode völlig zu überzeugen. Zu fürchten ſey da ohnehin nichts, weil ſie ihm, ſelbſt bei einer handgreiflichen Erſcheinung, gewiß nichts zu Leide thun würde, es auch nicht vermöchte, daß ſie (wie er glaubte) ihm in keiner andern als in Geſtalt eines körperloſen Schattens und blos luftigen Weſens erſcheinen könnte. „Doch ich werde (ſetzt er ſogleich hinzu) nichts von dem allen ſehen, empfinden, erfahren, ſondern vortrefflich ſchlafen und blos im Traume mich ſehr angenehm mit der Verblichenen ſinnlich unterhalten, nur im Traume ſie erblicken und vielleicht gar umarmen; nur auf dieſe Art wird ſie mir erſcheinen; ſonſt glaube ich an keine andere Wiedererſcheinung, auf die ich gewiß ewig vergeblich warten müßte.“ Die Erfahrung rechtfertigte ſeine Vorausſehung: er ſchlief in Hauchens Sterbebette ſo gut, wie er ſeit langer Zeit nicht geſchlafen hatte; auch erſchien ſie ihm im Traume (was ſie ſeit ihrem Tode faſt alle Nächte gethan hatte) und offenbarte ihm (wie er ſich ausdrückt) durch freundſchaftlichen Umgang ihre liebevolle Geſinnung gegen ihn. Eben dasſelbe widerfuhr ihm auch in der folgenden Nacht; er ſchlief, blos im lieblichen Traume mit der „Verſtorbenen auf die angenehmſte Art beſchäftigt,“ ungeſtört bis gegen fünf Uhr. Sollte man nun nicht meinen, Herr W**l, ſo überzeugt, als er iſt, daß ſeine Frau ihm auf keine andere Art als im Traume erſcheinen könne und bei ſeiner mehrmaligen Entſchließung, ruhig abzuwarten,

bis sich etwa eine natürliche Auflösung des Unbegreiflichen in seinem Abenteuer ergeben möchte, sollte man, sage ich, nicht meinen, er werde sich nun mit der außerordentlichen Geistesstärke, auf die er sich so viel zu Gute thut, diese Dinge aus dem Sinne schlagen, sich den Kopf nicht vergebens „auf seinem Sopha mit ernsthaftem Nachdenken darüber" zerbrechen und sich dadurch recht geflissentlich in dem ewigen Schwanken zwischen einem Glauben und einem Unglauben, die einander immer wechselweise ein dementi geben, zu erhalten suchen? Aber theils sein eigner Hang zum Grübeln, theils der leidige Freund, sein tägliches Brod (wie er ihn nennt), der alle Nachmittage kommt, sich zu erkundigen, was in der letzten Nacht vorgegangen, und ihm mit seinem unermüdlichen Deraisonniren den Kopf zu verwüsten, lassen ihn zu keiner Ruhe kommen. Was Wunder, daß, „nachdem er drei Nächte hinter einander in Hannchens Bette vortrefflich geschlafen, ohne (außer den blosen Traumbildern von der angenehmsten Art) durch irgend etwas gestört worden zu seyn," es endlich mit ihm zu neuen Erscheinungen kommt, gegen welche die vorhergehenden blosen Kinderspiel sind?

Blandine. Wirklich? Du erregst meine ganze Neugier, Bruder. Ich gestehe meine Schwachheit; nächst einem artigen Feenmährchen höre ich nichts lieber als eine hübsche Gespenstergeschichte, zumal wenn sie mir die Haare ein wenig zu Berge stehen macht.

Wilibald. So gut wird es dir hier schwerlich werden, liebe Blandine. Indessen behandelt doch Herr W**l die Sache ernsthaft genug, um uns zu reizen, ein wenig genauer nachzusehen, was an der Sache gewesen seyn könnte. Nachdem der Herr Doctor (wie gesagt) in drei M. en nichts

... bemerkt hatte, apostrophirt
... einer Anrede, welche drei
... und in ihrer Art einzig ist.
... wenigstens müßte gar
... sie sich durch seine glatten
... nicht zu merken), daß es
... untrügliches und hand-
... erhalten zu haben. Er
... Mann, der Lebensart hat und
... weiß, daß er an dem fort-
... nicht zweifeln wolle, da sie
... davon überzeugt gewesen
... Augenblick darauf, daß er
... liger Ehemann, nicht als
... leider! „als Philosoph bis-
... gegen unwillkürlich bemerke
... ich mit dem erlebten (zu sei-
... reichenden) Facto, wenn es
... lieber begnügen, als ihren
... beunruhigen, ihm leibhaft
... scheinen. Er glaube nun auch
... eines solchen Wunsches um
... versichert halte, sie würde,
... chen aus Liebe zu ihm
... ihm dadurch den letzten
... heit geben; zumal da
... Sterbebette gelegen,
... nung in seinen Träu-
... Gemüthsverfassung
... ied von ihr mit der
... durch den leisesten

Wunsch wieder in ihrer Seligkeit zu stören. „Jeder Gedanke daran" (so beschloß er seine lange und zärtliche Apostrophe an die sanfte, gute, theure Seele) „soll von jetzt an aus meiner Seele ganz und mit männlichem Nachdruck auf immer verbannt seyn!" Um diesem löblichen Vorsatz desto getreuer bleiben zu können, beschloß er weislich, diese Nacht wieder in seinem eigenen Bette vorn im Alkoven zu schlafen und alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen, daß Niemand etwas von dieser Veränderung seiner Schlafstätte merken, und nicht etwa irgend ein listiger Spaßvogel ihm einen unerwarteten Streich spielen könne.

Blandine. Er scheint also doch selbst auf den Gedanken der Möglichkeit einer solchen leichtfertigen Spukerei gefallen zu seyn?

Wilibald. Auch schmeichelte er sich, seine Maßregeln so gut genommen zu haben, daß er von dieser Seite ganz sicher seyn könne. Er schlich sich gegen Mitternacht nach seiner gewöhnlichen Schlafstätte und „war nun bis gegen ein Uhr ganz Ohr, ohne das geringste Geräusch, Schleichen und dergleichen bemerken zu können."

Blandine. Begreift ihr etwas von diesem seltsamen Benehmen des Mannes? Warum und zu welchem Ende diese Vorsichtsmaßregeln, dieses stundenlange Lauschen, wenn er nicht die mindeste nähere Aufforderung erhalten? Drei Nächte hatte er ruhig und ungestört in seines Hannchens Sterbebette geschlafen; er durfte also hoffen, daß es auch in den folgenden so seyn würde; warum denn verändert er seine Schlafstätte? Und da er der Verewigten so feierlich versprochen hatte, jeden Gedanken an irgend eine sinnliche Offenbarung ihres Daseyns ganz und gar zu verbannen: wozu braucht er denn eine Glockenstunde lang ganz Ohr zu seyn und zu lauschen, wo nicht das Geringste zu erlauschen war?

Wilibald. Du siehst, Blandine, daß der gute Doctor, trotz seinem männlich nachdrücklichen Entschluß und Versprechen, sich das Experiment, das er so gern hätte anstellen mögen, nicht aus dem Kopfe schaffen konnte. Oder war es vielleicht eine geheime Ahnung dessen, was ihm nun bald begegnen sollte? Denn bald nach ein Uhr, als der gute Mann, „des vergeblichen Lauschens überdrüssig und (wie natürlich) verlassen vom wohlthätigen Schlaf, sich NB. ohne dabei unaufmerksam auf irgend etwas vor seinem Gaste zu seyn, seinen gelehrten Meditationen überließ: siehe! da kam es ihm, als er gerade eine höchst interessante Idee gefaßt hatte, vor, als öffnete sich ganz leise sein Alkovenfensterchen, welches er (wohl zu merken!) vorher fest zugeschoben hatte." Sogleich war er leise auf den Füßen, horchte, schlich sich hinaus und öffnete pfeilschnell die Saalthür, ohne vorher und auch jetzt das Geringste gewahr zu werden. Zwar das Fensterchen (sagt er) war wirklich geöffnet, im Hause aber alles ruhig bis Morgens um fünf Uhr, wo er auf jede Bewegung der Thüren Acht gab, die alle knarrten. „Wenn also auch," setzt der scharfsinnige Mann hinzu, „irgend ein schlauer Fuchs herumgeschlichen wäre (der aber in diesem Hause gar nicht anzutreffen war), so hätte ich denselben gewiß auf den knarrenden Treppenstufen bemerken müssen und können."

Blandine. Da wird also der Verdacht wohl wieder auf dem seligen Hannchen sitzen bleiben?

Wilibald. Keinesweges! Wenigstens war unser Mann von einem solchen Argwohn weit entfernt. Ich schob, sagt er, mein Fensterchen wieder fest zu, verwahrte es bestens und dachte: es rührt gewiß vom Winde her, ohne daß du denselben bemerkt hast, noch jetzt gewahr werden kannst.

Blandine. Hat man wohl jemals erhört, daß ein Wind, der nicht ging, ein feſt zugeſchobenes Fenſter aufgeſchoben hätte? Was ſagen Sie dazu, Selmar?

Selmar. Ich muß geſtehen, mir kommt es unmöglich vor, daß ſogar ein heftiger Wind das feſt zugeſchobene Alkovenfenſterchen hätte aufſchieben können.

Blandine. Alſo Hannchens Geiſt?

Selmar. Das begreif' ich eben ſo wenig als der Doctor — aber —

Wilibald. So werden wir das Wunder entweder unerklärt laſſen oder unſre Zuflucht, wo nicht zu einem herumſchleichenden ſchlauen Fuchs, doch zu einem gewandten und behenden Spaßvogel nehmen müſſen, der die Gelegenheiten zu Ausführung eines Spuks in einem baufälligen alten Hauſe (worin alle Thüren und Treppen knarren) beſſer kannte als unſer Doctor. Wenigſtens wundert's mich, wie der letztere, der ſich ſelbſt weiß machen konnte, ein ihm unbemerkbarer Wind ſey vermögend geweſen, das Fenſterchen aufzuſchieben, für etwas Unmögliches hält, daß ein von ihm nicht bemerkter Spaßvogel der Thäter geweſen ſeyn könnte? Wer mit dem angeſtrengteſten Lauſchen und Horchen einen ſo ſtarken Wind überhören kann, ſollte der nicht eben ſo leicht einen leiſen Schleicher auf einer knarrenden Treppe überhören können!

Blandine. Man ſollt' es meinen.

Wilibald. Wenn es die Verſtorbene war, die das Fenſterchen aufſchob, ſo iſt (wie Selmar ſelbſt geſteht) ſchlechterdings nicht abzuſehen, was ſie damit wollte? Hatte er ſich nicht deutlich genug erklärt, daß ihn nur eine unzweideutige, untrügliche, völlig überzeugende Offenbarung ihrer Gegenwart befriedigen könne? Und was noch mehr iſt, hatte

er nicht auf alle Ansprüche an dergleichen Erscheinungen förmlich Verzicht gethan? Wenn sie sich ihm also gleichwohl wie mit Gewalt aufdringen wollte, warum wählte sie ein so zweckwidriges Mittel?

Blandine. Es müßte nur seyn, weil sie sich vielleicht durch diesen neuen Versuch, der schon etwas mehr Kunst als die vorhergehenden erforderte, zu einer künftigen handgreiflichen Erscheinung vorbereiten wollte. Ich stelle mir vor, daß es den Verstorbenen mit den neuen ätherischen Leibern, die sich ihnen anbilden sollen, wie den neugebornen Kindern geht, und daß es Zeit und mancherlei Versuche und Uebungen braucht, bis sie sich desselben nach Willkür zu bedienen wissen.

Selmar. Das läßt sich hören, und mich wundert, wie Herr W. nicht durch seine eigne Theorie von dem subtilen Organ, das die Seele im Tode aus dem groben irdischen Körper herauszieht und in ihr neues Leben mit sich nimmt, auf diese oder eine ähnliche Vermuthung geleitet wurde.

Wilibald. Die Theorie, die du im Sinne hast, und die er uns im Verfolg mit seiner gewohnten Redseligkeit vorträgt, scheint damals nur noch als ein ungebildeter Embryo in seinem Kopfe gelegen zu haben; sonst würde er hochwohl das leise Aufschieben des Fensterchens eher seinem Hannchen, als einem Winde, den er nicht gewahr werden konnte, zugeschrieben haben. Wie dem aber auch seyn möchte, genug, er setzte sich vor, den fatalen Vorfall möglichst zu vergessen, verschwieg ihn sogar seinem Freunde K. absichtlich und „marquirte auch an diesem Abend den Umstand, daß er sein Nachtlager abermals vorn (im Alkoven) nahm, auf die ausgesuchteste Art," ungeachtet er sich aufs vollkommenste von der Unmöglichkeit überzeugt hielt, daß ihm von irgend

Jemand in oder außer dem Hauſe ein muthwilliger Streich geſpielt werden könne.

Blandine. Wozu alſo eine ſo außerordentliche Vorſicht?

Wilibald. Vermuthlich glaubte er, man könne in einem ſolchen Falle des Guten nicht zu viel thun, und wollte ſich wenigſtens gegen jeden möglichen Vorwurf, daß er es an mißtrauiſcher Vorſicht und Wachſamkeit habe fehlen laſſen, auf alle Weiſe ſicher ſtellen. Aber Alles vergeblich! In der nächſtfolgenden Nacht, als er ſich nach zwölf Uhr eben niederlegen wollte, „öffnete ſich das Fenſterchen abermals ganz deutlich, ohne daß draußen das Geringſte zu bemerken war.“

Blandine. Das war doch wirklich zu arg!

Wilibald. Und was würdeſt du nun an ſeinem Platze gethan haben, Schweſter?

Blandine. Vorausgeſetzt, daß ich mit der kaltblütigen Unerſchrockenheit und Beſonnenheit des Herrn Doctors begabt wäre, würde ich dem Spuk, ohne mich zu rühren, ganz gelaſſen zugeſehen und ruhig abgewartet haben —

Wilibald. Man ſollte denken, das wäre, was jeder geſetzte Mann an ſeiner Stelle gethan hätte. Aber unglücklicher Weiſe beſitzt Herr Dr. W**l zu aller der Vorſicht und Wachſamkeit, kühnen Entſchloſſenheit und unerſchütterlichen Herzhaftigkeit, die er uns in ſeinem Buch nicht oft und ſtark genug anpreiſen kann, auch ein heftiges Temperament, das unter gewiſſen Umſtänden, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, wie ein Bergſtrom unaufhaltſam losbricht. Es iſt zu beklagen, daß dieſes ungeſtüme Temperament gerade in dieſem Augenblick losbrach, wo ruhige Aufmerkſamkeit dem Beobachter ſo nothwendig geweſen wäre. Anſtatt den weitern Erfolg in unbeweglicher Stille abzuwarten, „rief er Halt! und dieß ſo laut, daß ſein Mignon es hinten hörte und

anſchlug.“ — Ich war (ſind ſeine eignen Worte) mit geſpannter Aufmerkſamkeit ſogleich mit Allem verſehen (womit, ſagt er nicht, vermuthlich mit einem tüchtigen Prügel, den er auf alle Fälle bei der Hand hatte) und zur Saalthür hinaus, unterſuchte Alles vergeblich, ließ den Hund heraus — und fand nichts.

Selmar. Aus dieſem Benehmen iſt, däucht mich, klar, daß Herr W**l, trotz ſeiner Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, daß ihm von irgend einem ſchlauen Fuchs ein loſer Streich geſpielt werden könne, einen geheimen Argwohn hegte, das Fenſtercheu könnte doch wohl von einem mit Fleiſch und Bein bekleideten Geſpenſte geöffnet worden ſeyn.

Wilibald. Aber auch in dieſem Falle würde er beſſer gethan haben, anſtatt ſo laut aufzuſchreien, daß der Hund davon erwachte und zu bellen anfing, lieber den Athem an ſich zu halten und zu lauſchen, ob er irgend eine Bewegung hören könne, oder was etwa die Folgen des aufgeſchobenen Fenſterchen ſeyn möchten. Jetzt war es Zeit zum Lauſchen, und da hätte ihm ſeine geſpannte Aufmerkſamkeit gute Dienſte thun können. Denn, wenn der Spuk von einer Perſon herrührte, die den Herrn Doctor zum Beſten haben wollte, ſo war vorauszuſetzen, dieſe werde ihre Maßregeln ſo genommen haben, daß ſie nur wenige Augenblicke nöthig hätte, um ſich den Nachforſchungen des geäfften Doctors zu entziehen. Während der letztere Halt rief, aus dem Bette ſprang, in ſeinen Schlafrock ſchlüpfte, ſich mit allem Nöthigen verſah und die Saalthür öffnete, mußte doch mancher Augenblick vergehen. Die geſpannte Aufmerkſamkeit kam nun zu ſpät, nachdem er durch den Lärm, den er machte, den behutſamen und behenden Schleicher zu einem ſchleunigen Rückzug genöthigt hatte.

Blandine. Es ist wirklich zu bedauern, daß Herr W**l uns keinen Grundriß oder wenigstens keine genaue und vollständige Beschreibung von allen Theilen seines Wohnhauses und von dessen Umgebungen mitgetheilt hat, damit wir uns besser überzeugen könnten, ob die ihm begegneten außerordentlichen Dinge durch einen ihm gespielten künstlichen Betrug zu erklären seyen oder nicht. Denn seine Versicherung, daß er nichts dergleichen habe gewahr werden können, und sein fester Glaube an die Ehrlichkeit und den guten Willen der übrigen Hausbewohner reichen nicht zu, einem ungläubigen Thomas alle Zweifel zu benehmen. — Aber was that er nun, nachdem seine Bemühung, dem Wunder auf den Grund zu kommen, abermals vergeblich gewesen war?

Wilibald. „Verdrießlich (sagt er) ging ich zur Ruhe, mit dem festen Vorsatz, nun vollends an nichts mehr zu denken, auf nichts mehr draußen zu merken und in meinem Alkoven übrigens Alles ruhig abzuwarten, wenn ja irgend einmal etwas sich ereignen sollte, welches doch unmöglich von außen herrühren konnte, wenigstens von keinem Menschen."

Blandine. Diesen festen Vorsatz, an nichts mehr zu denken und auf nichts mehr zu merken, hat er schon mehr als einmal gefaßt und immer schlecht gehalten. Mir ist unbegreiflich, wie ein so besonnener Mann nicht wenigstens nach diesem neuesten Ereigniß auf einen Einfall kam, der ihn wahrscheinlich gegen alle künftige Beeinträchtigungen dieser Art gesichert hätte. Die Quelle alles Uebels war am Ende doch das Alkovenfensterchen. Er hatte es zwar allemal wieder zugeschoben, so oft es von der unsichtbaren Hand aufgeschoben worden war: aber was hatte das geholfen? An seiner Stelle würde ich den Schieber mit drei oder vier tüchtigen Bretnägeln zugenagelt haben. Ich wette, was man

will, das Fenſterchen würde nicht wieder aufgeſchoben wor-den ſeyn.

Wilibald. Sehr wahrſcheinlich; es ſey nun, daß ein loſer Schelm oder das wohlſelige Hannchen dabei im Spiele war. Wenigſtens zeigte ſich's, daß auch die letztere, da ſie ihm, in der zweiten Nacht auf dieſe, ſichtbar erſchien, nicht anders als durch das aufgeſchobene Fenſterchen herein kom-men konnte.

Blandine. Sie machte alſo doch endlich Ernſt aus der Sache? Das freut mich. Ich bin ſehr begierig zu hören, wie die liebe Dame ſich dabei benahm, ſie, die ihm bisher ſchon in Traumbildern von der angenehmſten Art ihre unaus-ſprechliche Ergebenheit ſo oft bewieſen hatte.

Wilibald. Vermuthlich brauchte ſie zu einer ſichtbaren Erſcheinung etwas mehr Anſtalten. Sie ließ ihn alſo in der nächſtfolgenden Nacht ungeſtört, ſogar ohne alle Träume, bis an den hellen Tag ſchlafen. Unſer Mann war darüber ſo vergnügt, „daß er, um ſich auf alle Art zu zerſtreuen, ſich von ſeinem Freunde K. in Geſellſchaft führen ließ.“ Das Mittel ſchlug an. „Heiter, vergnügt und zerſtreut (ſind die eigenen Worte des Herrn Doctors), Sorgen und Kummer vergeſſen, aber nicht im Geringſten von hitzigen Getränken (die ich nie liebte) berauſcht, ſondern ſeelenvergnügt und bei vollem Verſtande kehrte ich Abends nach Hauſe und ſang mir zum Zeitvertreibe Hölty's Aufruf zur Freude: Roſen auf den Weg geſtreut und des Harms vergeſſen u. ſ. w. Nach einem Stündchen begab ich mich gegen halb ein Uhr zur Ruhe, ohne an die Vergangenheit zu denken, und mich um irgend etwas zu bekümmern.“

Blandine. Hannchen war alſo damals, kaum vier Wochen nach ihrem Tode, ſchon rein aus ſeiner Erinnerung

weggewiſcht. Das konnte ihr freilich nicht ſehr angenehm ſeyn. Es ſollte mich nicht wundern, wenn ſie ihn deßwegen ein wenig bei den Ohren gezupft hätte.

Wilibald. So rachſüchtig war die gute anſpruchloſe Seele nicht. Höre alſo, was geſchah, und erröthe über deine Vorſchnelligkeit! Der ſorgenfreie Doctor hatte ungefähr ein halbes Stündchen abermals gelauſcht und vergeblich einzuſchlafen geſtrebt —

Blandine. Gelauſcht? Wozu gelauſcht, da er ſich um nichts bekümmerte und nicht an die Vergangenheit, alſo auch nicht an das ſchon zweimal wunderbarer Weiſe geöffnete Alkovenfenſterchen dachte, noch an irgend einen im Hauſe herumſchleichenden Fuchs, der es etwa aus Neckerei aufgemacht haben könnte? Was war alſo hier zu lauſchen?

Wilibald. Wer wird auch einem Philoſophen wie Herrn W**l ſo ſtreng auf jedes Wort lauern und bei Allem immer nach dem Warum fragen? Genug, da er nicht einſchlafen konnte, weil er einzuſchlafen ſtrebte und ſich alſo in einer mit dem Einſchlafen unverträglichen Thätigkeit erhielt, ſo lauſchte er vermuthlich zum Zeitvertreib; und, ſiehe da, „bei völliger Stille der ſchweigenden Nacht öffnete ſich auf einmal ſein Fenſterchen deutlich, ein ſchwacher Strahl erhellte ſeinen Alkoven etwas, und mit geſpannter Aufmerkſamkeit und ruhiger Entſchloſſenheit erblickte er wirklich eine weißliche Figur in Lebensgröße ſeiner verewigten Gattin, die mit ſanfter, aber ihm vernehmbarer Stimme ſagte: Karl, ich bin unſterblich! Erſt einſt ſehen wir uns wieder!“

Blandine. Bald glaube ich, Herr W**l hat wieder eine Ahnung gehabt. Hätte er ſein Fenſterchen vernagelt, ſo wäre ihm dieſe tröſtliche Erſcheinung nicht geworden.

Wilibald. In Vergleichung mit den vorigen Aeußerungen der Gegenwart ſeiner Verſtorbenen konnte dieſe allerdings für ſehr bedeutend gelten. Aber unſer Mann, dem vielleicht (wiewohl er ſich nichts davon merken läßt) eine Zauberlaterne eingefallen ſeyn mochte, begnügte ſich nicht am bloßen Sehen; er wollte durch handgreifliche Betaſtung von der Wirklichkeit dieſer Geſtalt ſeiner Gattin überzeugt ſeyn und „ſprang pfeilſchnell auf ſie zu: aber noch ſchneller verſchwand ſie wie leichter Nebel, als er ſie eben umfaſſen wollte.“

Blandine. Das hätt' ich ihm vorher ſagen können.

Selmar. Gleichwohl begreife ich nicht, wie der Schäker, welchen Herr W**l ſelbſt im Verdacht gehabt zu haben ſcheint, Zeit und Gelegenheit hätte finden können, ſeine Zauberlaterne ins Spiel zu ſetzen.

Wilibald. Ich muß geſtehen, der raſche Mann ließ ihm wenig Zeit dazu. Sein heftiges Temperament brach ſchon wieder wie ein Bergſtrom los. Ein kaltblütiger beſonnener Mann, dem es darum zu thun geweſen wäre, bei dieſer Gelegenheit ein Experiment anzuſtellen, würde ganz ruhig das Weitere abgewartet, die Geſtalt ſcharf betrachtet und, da ſie ſprechen konnte, einige Fragen an ſie gethan haben, um zu erfahren, ob ſie auch hören könne. Er würde, anſtatt Lärm zu machen, Augen und Ohren auf ihre leiſeſten Bewegungen geſpitzt und beſonders auch die Art ihres Verſchwindens genau beobachtet haben. Von Allem dieſem thut unſer Philoſoph nichts. Wie ein Satyr über eine zitternde Nymphe, fällt er über die weißliche Figur her, um handgreiflich zu erkundigen, was er vorher ſchon wiſſen konnte, und ergreift — nichts. Denn das konnte er doch mit der größten Gewißheit vorausſetzen, daß die lebensgroße Geſtalt einer

ſo anſehnlichen und robuſten Frau, wir er uns die ſeinige durch den Advocaten K. beſchreiben ließ, wenn ſie durch das kleine Fenſterchen hereingeſchlüpft kam, weder Fleiſch und Bein haben, noch aus irgend einem andern taſtbaren Stoffe beſtehen konnte. Dieſes pfeilſchnelle Losſpringen auf die Geſtalt war alſo in jeder Hinſicht zweckwidrig und unverſtändig, auch überdieß ſeinem ſo feſten Vorſatz, ſich, wenn ihm wieder etwas Sonderbares begegnen ſollte, ganz ruhig zu verhalten, ſchnurſtracks entgegen. Uebrigens iſt aus ſeinem weitern Benehmen offenbar, daß, ſobald er durch das plötzliche Verſchwinden der Geſtalt wieder zu einiger Beſonnenheit kam, ſein erſter Gedanke war, der Spuk könnte doch wohl von irgend einem Geiſte mit Fleiſch und Bein herrühren. Um ſich hievon zu überzeugen und den leichtfertigen Kobold, wo möglich, auf der That zu ertappen, „war er ſogleich mit der auf dem Kamin verſteckten brennenden Laterne und mit den Geräthſchaften zur Saalthür hinaus und unterſuchte in Begleitung des Mignons Alles genau, mit dem feſten Entſchluß, das Aeußerſte zu wagen und den vorwitzigen Fuchs ſeinen Spaß theuer bezahlen zu laſſen.“ Aber glücklicher Weiſe konnte er nicht das Geringſte entdecken; Alles war und blieb im Hauſe ruhig.

Blandine. Das will ich gern glauben. Der Herr Doctor hatte auch dem vorwitzigen Fuchſe Zeit genug gelaſſen, ſich zurückzuziehen. Wenn ein ſolcher wirklich im Spiele war (die Möglichkeit wenigſtens ſetzt Herr W**l durch die vorgenommene Viſitation voraus), ſo müſſen wir auch als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes annehmen, daß die Bedingungen, unter welchen es möglich war, vorhanden ſeyn mußten. Keinen ſehr weiten Weg mußte alſo der Fuchs nicht zu ſchleichen haben, um ſich wieder aus dem Staube

zu machen; auch hatte er vermuthlich weder Schuhe noch Stiefel an, und daß ihn keine knarrende Thür verriethe, dafür war vermuthlich auch gesorgt. Mit der Behendigkeit und Vorsicht, die man einem Schalke wohl zutrauen kann, der sich vermißt, einen so unerschrockenen und listigen Mann, wie unsern Doctor, zum Besten zu haben, konnte jener sogar die Zeit ziemlich genau berechnen, die ihm zu seinem Rückzug bleiben würde. Natürlich konnten vom ersten Moment an, da der durch das geöffnete Fensterchen einfallende schwache Strahl die Aufmerksamkeit des schlaflosen Doctors spannte, und während der Augenblicke, die dazu nöthig waren, um die Figur, die ihm seine verewigte Gattin darzustellen schien, recht ins Auge zu fassen und die zehn Worte, die sie zu ihm sprach, zu vernehmen, nicht wohl weniger als sieben bis acht Secunden verstreichen. Auf den raschen Sprung, den er, ohne sich vermuthlich Zeit zu nehmen, vorher in seinen Schlafrock zu fahren, auf die weißliche Figur that, rechne ich nur eine Secunde; aber —

Wilibald. Verzeihung, daß ich dir in die Rede fallen muß, Blandine. Ich habe vergessen, den merkwürdigen Umstand zu erwähnen, daß der Doctor, indem er eben die Gestalt umfassen wollte, die aber unter seinen Händen wie ein leichter Nebel verschwand, „etwas gleich einem elektrischen starken Schlag verspürte, der (wie er sagt) seinen ganzen Körper noch mehr erschüttert haben würde, wenn ihn nicht seine Entschlossenheit, wie ein gedruckter Palmbaum, doppelt stark emporgehalten hätte.“

Blandine. Desto besser für meine Rechnung! Denn du wirst mir nicht abstreiten können, daß diese gewaltige Kraftäußerung, die der Mann anwenden mußte, um seinen so stark erschütterten Körper emporzuhalten, wenigstens wieder

ein Paar Secunden wegnahm. Erwägen wir nun, wie manche Secunde erfordert wurde, bis er in Schlafrock und Pantoffeln war, ſich mit ſeiner auf dem Kamin verſteckten Laterne und mit allen zu Schutz und Trutz nöthigen Waffen verſehen und die verſchloſſene Saalthür aufgemacht hatte: ſo wird man es ſchwerlich übertrieben finden, daß die Zauberlaterne, welcher ich dieſe Erſcheinung zuzuſchreiben geneigt bin, ſicherlich 20 bis 24 Secunden Zeit hatte, ſich ſo unbemerkt, als ſie gekommen war, wieder zurückzuziehen.

Wilibald. Du merkſt an dem ſanften Kopfſchütteln unſers Freundes, daß ihm deine Zauberlaterne nicht recht einleuchten will. In der That läßt ſich ohne genauere Localkenntniſſe nicht wohl etwas Beſtimmtes über die hypothetiſche Möglichkeit oder Unmöglichkeit, einen ſolchen Streich glücklich auszuführen, behaupten. In jedem Falle müßte der Menſch, der mit einem ſo handfeſten und entſchloſſenen Manne, wie Dr. W**l, ein ſo gefährliches Spiel hätte treiben wollen, ein Wagehals von der erſten Größe geweſen ſeyn. Eine einzige Secunde zu wenig Behendigkeit würde dem Spaßvogel theuer zu ſtehen gekommen ſeyn. „Er wäre zuverläſſig ein Kind des Todes," ſagt der Herr Doctor zu ſeinem Freunde K. „Entwiſchen ſollt' er mir und meinem Hunde bei Gott! nicht! Wenigſtens würde ich den Ertappten auf der Stelle empfindlich züchtigen, feſthalten und (er möchte auch ſeyn, wer er nur immer wollte, ſelbſt wenn Sie es wären) ihn der Obrigkeit zur gebührenden Strafe gewiß überliefern."

Blandine. Wie hart wohl die gebührende Strafe ſeyn dürfte, die eine vernünftige Obrigkeit einem Menſchen, der ſich gegen die Majeſtät der Philoſophie unſers Doctors ſo ſchwer verſündigt hätte, zuerkennen würde? Wenigſtens würde

ſie gegen die Todesſtrafe, womit ihm dieſer in der erſten Hitze drohte, vermuthlich ſehr gelinde ausfallen. Dieß mußte denn auch der Magiker (falls ein ſolcher im Spiele war) ohne Zweifel ſehr wohl, und gegen die Fäuſte des Philoſophen verließ er ſich, denk' ich, auf ſeine eigenen. Doch ich bin von Herzen bereitwillig, meine Hypotheſe aufzugeben, weil Ihr Herren doch ſo viele Schwierigkeiten dabei findet. Aber was bleibt uns denn zur Erklärung der wunderbaren Erſcheinung übrig? Die Einbildungskraft des Doctors, wenn man ihr auch alles Uebrige aufbürden wollte, kann doch wenigſtens das Alkovenfenſterchen nicht aufgeſchoben haben.

Selmar. Da erwartete ich Sie, Blandine! Es iſt klar, daß wir gern oder ungern bekennen müſſen, der abgeſchiedene Geiſt der Frau Doctorin ſelbſt ſey der Urheber dieſer Erſcheinung geweſen. Kein Viertes gibt es nicht; wir müßten denn nur den leidigen Satan ins Spiel ziehen wollen!

Wilibald. Das ſey ferne, guter Selmar! Vor der Hand halten wir uns an den Geiſt des ſeligen Hannchens —

Blandine. Das Schlimme iſt nur, daß ich dabei noch viel größere Schwierigkeiten ſehe, als bei der magiſchen Laterne. Wenn Hannchens Geiſt in eigner Perſon erſcheint, ſo wird es hoffentlich nicht weniger natürlich dabei zugehen, als wenn eine ihr ähnliche weißliche Figur aus einer Zauberlaterne herausſchlüpft. Ich will ſagen: der Geiſt muß nicht nur in ſeinem dermaligen Zuſtande ohne Wunder unter dieſer Geſtalt erſcheinen können, ſondern dieß muß auch auf eine ihm geziemende und zweckmäßige Art geſchehen. Ich geſtehe, es will mir nicht recht in den Kopf, daß die ſelige Frau das Alkovenfenſterchen aufſchieben mußte, um ihrem ungläubigen Karl einen Beſuch zu machen. Ich gebe gern zu, daß ſie, wenn ſie ihm ſichtbar werden wollte, einen Körper haben

mußte; aber, von welcher Compoſition der Körper geweſen ſeyn kann, in welchem ſie ſich ihm zeigte, kann ich mir nicht einbilden. Kein ätheriſcher war es nicht, ſonſt hätte er eben ſo ungehindert durch die Glasſcheiben gehen können als das Licht. War er aus bloſen Düften zuſammen geblaſen (wie man aus dem Umſtand ſchließen ſollte, daß er dem über ihn her ſtürzenden Doctor wie ein leichter Nebel entſchwand), woher kam ihm ſo viel Kraft, ein wohl verſchloſſenes Fenſter aufzuſchieben? Dazu gehört doch ſchon ein Körper von einer beträchtlichen Dichtigkeit; beſaß er aber dieſe, ſo hätte ihn der Doctor auch betaſten können. Wenn er hingegen ein bloſes Duftgebilde war, wie war es möglich, daß eine ſo lockere Scheingeſtalt vernehmlich reden konnte? Unſer Doctor ſcheint ſich in dieſem Augenblick nicht erinnert zu haben, wie viele feingebildete Sprachwerkzeuge von der verſchiedenſten Art zuſammen ſpielen müſſen, um nur die vier Worte: „Karl, ich bin unſterblich," vernehmlich auszuſprechen. Dieß iſt indeſſen noch nicht Alles, was dieſe Erſcheinung verdächtig macht. Daß Hannchen in ihrer neuen Standeserhöhung binnen vier Wochen ihre ehemalige Mutterſprache noch nicht vergeſſen hat, mag ihr meinethalben von wackern deutſchen Patrioten ſogar zum Verdienſt angerechnet werden; aber, wenn ſie denn noch immer deutſch ſprechen will, ſo ſollte ſie es wenigſtens ohne allzuderbe Sprachfehler ſprechen. Was für eine barbariſche Mundart mag das ſeyn, worin man ſagt: „Erſt einſt werden wir uns wiederſehen." Und wie kann ſie das ſagen, da ſie ſich ja in dieſem nämlichen Augenblick wiederſehen?

Selmar. Die Frau Doctorin ſcheint eine Liebhaberin dieſes „erſt einſt" geweſen zu ſeyn; denn ſie verſicherte ihren Gemahl ſchon auf dem Sterbebette zu zweien Malen, daß ſie

sich erst einst wiedersehen würden. Wofern übrigens diese Redensart auch undeutsch wäre, so scheint sie doch einen nicht unbedeutenden Beweis gegen den Verdacht eines Betrugs abzugeben. Denn, wenn wir auch annehmen wollten, daß irgend ein unentdeckt gebliebener Schäker das Schattenbild der Verstorbenen durch Kunst hervorgebracht und mit der Anrede an ihren Karl begleitet habe, so wäre doch nicht zu erklären, wie er gerade auf dieselbe sprachwidrige Redensart, deren die Selige sich zweimal auf ihrem Krankenlager bedient hatte, verfallen seyn sollte.

Blandine. Bei meiner Art, die Erscheinung zu erklären, muß ich voraussetzen dürfen, es sey nichts Undenkbares, daß es auf der hohen Schule, wo Herr D. W**l sich aufhält, einen Menschen gegeben, der (aus welchem Beweggrunde, gilt hier gleichviel) sich besonders aufgelegt oder aufgefordert gefühlt haben könnte, ihm bei Gelegenheit einen losen Streich zu spielen. Es ist eben so wenig unmöglich, daß dieser Mensch in dem Hause, wo unser Doctor wohnt, Zutritt hatte und mit allen Gelegenheiten desselben bekannt war. Er kann von dem, was zwischen der Frau Doctorin und ihrem Manne auf ihrem Krankenlager vorgefallen, durch Zufall oder Ausforschung der Wärterin, so viel gehört haben, als er wissen mußte, um den Scenen, die er dem Doctor spielen wollte, die möglichste Wahrscheinlichkeit zu geben. Da ich in Allem diesem nichts Unmögliches sehen kann, so mag ich mir lieber einbilden, die Sache sey auf diese Weise natürlich zugegangen, als eine wirkliche Erscheinung der Verstorbenen zugeben, welche so vielen Einwendungen und Schwierigkeiten unterworfen ist.

Wilibald. Wie dem auch sey, unser Mann hatte ganz andere Gedanken bei der Sache. Nachdem er von der

vorbesagten Untersuchung, ohne etwas Verdächtiges entdeckt zu haben, zurückgekommen war, stellte er Betrachtungen über das Vorgefallene an, die er uns mit der ihm eigenen Redseligkeit und Naivetät auf sechs ganzen Octavseiten mittheilt. „Gott! (dachte er) sollte es möglich seyn, daß du, ewigtheure Gattin, wirklich mir erschienen wärst, aus unauslöschlicher Liebe zu mir noch nach dem Tode an mich gedacht, dich vielleicht in dem reinsten Genusse der Seligkeit freiwillig unterbrochen, auch wider Neigung nochmals dein Jammerthal betreten hättest und mir wirklich in der einzigen Absicht wieder auf die überzeugendste Art, die dir vielleicht möglich gewesen wäre, erschienen wärest: o, wie unaussprechlich müßte deine Liebe gegen mich noch jetzt, und wie gränzenlos müßte sie einst gewesen seyn! wie hoch müßtest du (um menschlicher Weise zu reden) bei Gott angeschrieben stehen, damit dir vielleicht von ihm oder durch ihn auf eine unbegreifliche Art dieß vergönnt worden wäre!“ — Mir, ich gesteh' es, ist diese Apostrophe im Mund eines Philosophen noch viel unbegreiflicher, als die Art der Erscheinung selbst.

Blandine. In meinen Augen ist sie das beste Portrait von unserm Doctor werth. Mir däucht, ich seh' ihn vor mir stehen, wie er leibt und lebt.

Wilibald. Das Lustigste kommt indessen hinten nach. „Aber dann (fährt er fort sein Hannchen in Gedanken anzureden), dann wünschte ich gar sehr, daß du länger bei mir vielleicht hättest verweilen können oder wollen.“ —

Blandine. Wirklich? Wünschte er das so gar sehr? Und wer, um alles Wunders willen, war denn Schuld daran, daß sie so schnell wieder verschwand? Verjagte er sie denn nicht selbst durch sein pfeilschnelles unartiges auf sie Zuspringen?

Wildbald. Wahrſcheinlich würde jeder Andere ſich ſelbſt dieſer unbeſonnenen Uebereilung wegen angeklagt und die bitterſte Reue darüber gefühlt haben. Aber Herr W. denkt, ſagt und handelt nicht leicht wie andere Leute. Immer völlig mit ſich ſelbſt zufrieden, erpoſtulirt er lieber mit ſeiner Ewigtheuren, daß ſie vielleicht nicht länger habe verweilen wollen, um alle die wichtigen Fragen anzuhören, welche er an ſie zu thun ſo ſehr gewünſcht hätte.

Blandine. Die wünſchte ich doch ſelbſt zu hören!

Wildbald. „Wie viel hätt' ich dich alsdann noch zu fragen gehabt! ſagt er: z. B. wie es dir ginge? Auf welchem Planeten, in welcher Sphäre vielleicht dein Geiſt ſchwebt? Ob du wohl auch gar deine beiden, dir vorangegangenen Lieblingshündchen, Diane und den erſten ſchönen Medor wiedergefunden hätteſt oder noch finden würdeſt, von denen du ja oft in deiner Krankheit träumteſt, ſie wären an deinem Bette herumgehüpft, um dich zu holen, worüber du ſo ſehr erfreut warſt? Ob ſie alſo auch wohl [illegible]

[illegible] Das ſagt' er wirklich? —

[illegible] Und in vollem Ernſt, wie es ſcheint. Aber [illegible] Schluß, worauf er ſeine Hoffnung, daß die [illegible] wohl noch in der andern Welt fortleben [illegible] Sollteſt du mir jetzt wirklich erſchienen [illegible] wohl möglich anzunehmen, daß unſre [illegible] Nothfalls fortlebten.“

[illegible] müſſen keine Kinder gehabt haben, [illegible] Liebe zu ihren Hunden trugen.

[illegible] es aus allen Umſtänden. Ich [illegible] Fragen dieſer Art — und mache [illegible] vielleicht aufmerkſam und auf den

ewigen Zweikampf zwiſchen Glauben und Unglauben oder vielmehr die ſeltſame Parallele, worin beide nebeneinander fortlaufen, bis ſie endlich in dem immer wiederkehrenden Zweifel, „doch am Ende iſt vielleicht dieß Alles bloſe Täuſchung meiner Einbildungskraft?“ zuſammen fließen.

Selmar. Wir wollen billig ſeyn, liebe Freunde. Es iſt aus dem ganzen Buche und beſonders aus den Unterredungen des Doctors mit ſeinem Freunde K. erſichtlich, daß er (außer dem Vorwurf von Uebereilung und Schwäche), nichts ſo ſehr fürchtet, als vor der Welt in dem lächerlichen Licht eines Geiſter- und Geſpenſterſehers zu erſcheinen und für einen leichtglaubigen, mit altväteriſchen Vorurtheilen behafteten, in einer gemeinen Vorſtellungsart befangenen Philiſter angeſehen zu werden. Offenbar iſt die Furcht vor einem ſolchen Verdacht die wahre Urſache, warum er ſich das Anſehen zu geben ſucht, er ſelbſt glaube nicht an die Realität der gehabten Erſcheinungen, wiewohl er ſein Möglichſtes thut, die Leſer von derſelben zu überzeugen. Ueberdieß iſt es ihm ja darum zu thun, ein Experiment anzuſtellen, wobei er gegen Täuſchung, Uebereilung und Trugſchlüſſe nie zu viel auf ſeiner Hut ſeyn kann. Aus dieſer zweifachen Urſache erkläre ich mir die ewigen Zweifel, die ihn ſogar da nicht verlaſſen, wo das Zeugniß ſeiner eignen Sinne, bei vollem Bewußtſeyn, daß er wache, und bei der Ueberzeugung, daß nirgends kein Betrug in der Sache möglich geweſen ſey, ihn, wie es ſcheint, zum Glauben zwingen ſollte.

Wilibald. Das iſt es eben, was mich, meines Orts, zu glauben zwingt, daß unſer vermeinter Philoſoph in einer ſeltſamen Selbſttäuſchung befangen ſeyn muß. Eines von Beiden muß doch nothwendig Statt finden: entweder er iſt gewiß, daß keine Täuſchung weder von innen noch außen bei

der Sache möglich gewesen, oder er ist nicht gewiß davon. Im ersten Falle muß er seinen Sinnen glauben, und alle Zweifel verstummen von selbst; im zweiten hätte er weislich gehandelt, wenn er, anstatt dem Spott (vor welchem er sich so sehr fürchtet) so viele Blößen zu geben, die ganze Erscheinungsgeschichte seiner verstorbenen Frau ein Geheimniß zwischen ihm und seinem Freunde K. hätte bleiben lassen. Denn, so wie er von der Sache spricht, glaubt man einen fieberkranken irre reden zu hören. — Erst (aber unter der ausdrücklichen Bedingung, wofern alles Vorgegangene wahr und möglich wäre) eine lange zärtliche Herzensergießung an seine theure Gattin, wogegen nichts einzuwenden ist, als daß er sie drucken ließ, und unmittelbar darauf: „Aber am Ende ist dieß Alles bloße Täuschung meiner Einbildungskraft.“ — Und doch gleich darauf wieder: „Aber, bei Gott! das kann es nicht seyn; ich war vor jener Erscheinung so munter und wach, als jetzt, und so kummerlos und freudenvoll, daß ich auch mit keiner Sylbe an so etwas dachte, noch denken konnte; auch hatte ich die vergangenen Nächte sehr gut geschlafen, folglich konnte ich mich aus Schläfrigkeit weder selbst täuschen noch auf irgend eine Art täuschen lassen. Und gesetzt, es hätte Jemand seinen Scherz mit mir treiben wollen, so hätte er doch draußen selbst auf keine Art, z. B. mit einem verborgenen künstlichen Spiegel und Lichte, mit Phosphorus und dergleichen, diese meiner verewigten Gattin im Sarge ganz ähnliche Gestalt in leichtem Schimmer, noch weniger aber gerade diese vernehmlichen Worte hervorbringen und so ganz die Stimme meiner Gattin dabei nachahmen, am wenigsten aber von mir unbemerkt bleiben können, da ich ganz Ohr war, Alles sogleich aufs genaueste untersuchte, ohne daß hiebei abermals der Mignon gebellt hätte. Also

vor Selbsttäuschung bin ich eben so fest gesichert, als vor fremder Hintergehung.“ — Und was ist nun das Resultat dieser Ueberzeugung bei unserm Philosophen? „Doch wollt' ich, sagt er, lieber Eines von Beiden, als so etwas mir ganz Unbegreifliches annehmen.“ — Welche lächerliche Scheu vor dem Unbegreiflichen? Wie Vieles ist in der Natur, oder richtiger zu reden, ist denn nicht Alles in ihr unbegreiflich? Das Unbegreiflichste indessen dürfte doch seyn, daß Herr W**l, aus lauter Furcht vor dem Unbegreiflichen, auch etwas unbegreiflich findet, womit es auf eine sehr begreifliche Art hatte zugehen können. Vorausgesetzt, daß eine sogenannte Zauberlaterne hinter dem Alkovenfensterchen habe angebracht werden können, und daß der Zauberer in einem geheimen Verständniß mit der mehrbesagten Krankenwärterin gestanden, ist in der ganzen Erscheinung kein Umstand, der sich nicht, wie Blandine bereits bemerkt hat, ganz natürlich erklären ließe. Denn, daß die Einbildungskraft des Doctors in dem Augenblick, da sich ihm eine der Verstorbenen ähnliche Gestalt so unvermuthet darstellte und ihn mit leiser, aber vernehmlicher, der Stimme seiner Gattin ähnlicher Stimme ansprach, so ganz müßig geblieben und dem Künstler, der Beides hervorbrachte, nicht ein wenig nachgeholfen habe, das muß ein Mann, der sich auf seine Psychologie so viel zu gute thut, weder sich selbst noch Andern weiß machen wollen; zumal da die ganze Erscheinung so schnell wieder verschwand, daß er unmöglich Zeit haben konnte, den Grad der Aehnlichkeit und das, was seine Einbildung unwillkürlich dazu beitrug, so genau abzumessen. Daß aber jene Voraussetzungen bei dem vorliegenden Fall schlechterdings keine Statt gefunden haben könnten, hätte Herr W**l seinen Lesern ausführlich und (wie er zu sagen pflegt) handgreiflich,

ſo daß gar keine Möglichkeit des Gegentheils denkbar wäre, beweiſen müſſen. Uebrigens iſt noch bemerkenswürdig, daß unſer Philoſoph ſeiner Beſonnenheit bei dieſem ganzen Ereigniß ſo wenig traute, daß er ſich ſelbſt ſagte: „Schliefe ich jetzt ein, ſo würde ich Alles nach einigen Stunden ſicherlich für Täuſchung irgend einer Art halten. Um alſo recht ſicher zu gehen, iſt nun das beſte Mittel, munter zu bleiben, ein Pfeifchen anzuzünden und ein wiſſenſchaftliches Werk zu leſen, deſſen anziehlicher Inhalt mich nicht zum Einſchlummern kommen läßt. Noch ſicherer iſt es aber, ich ſchreibe auch dieſen Vorfall mit Kreide ſogleich auf dieſen Tiſch.“

Blandine. Federn, Dinte und Papier müſſen ſehr rar bei dem guten Manne ſeyn, daß er immer mit Kreide auf den Tiſch ſchreibt.

Wilibald. Er zog nun ſogleich am folgenden Morgen bei der Haushälterin ſeines Wirthes und den übrigen Perſonen im Hauſe Erkundigung ein, ob ſie in der vergangenen Nacht nichts gehört hätten, und Alle antworteten mit Nein. Auch konnte er in der Folge nicht die geringſte Spur entdecken, daß Jemand im Hauſe von den beiden Hauptvorfällen etwas merke oder gar wiſſe. Was kann er aus dieſem Umſtand ſchließen? Würde dieß nicht auch der Fall geweſen ſeyn, wenn eine von den Perſonen im Hauſe wirklich Antheil daran gehabt hätte? Er ſchließt alſo nicht richtig, wenn er daraus folgert: „Vor fremder Täuſchung war ich alſo eben ſo ſicher als vor Selbſttäuſchung.“ Indem er aber hinzuſetzt: „ohne gleichwohl der Wahrheit ſelbſt um einen Schritt näher zu kommen,“ — ſo weiß man vollends nicht, was man von ihm denken ſoll. Von welcher Wahrheit iſt denn hier die Rede, kann hier die Rede ſeyn? Doch wohl von keiner

andern als der Thatſache, daß ſein verſtorbenes Hannchen ihm ihr fortdauerndes Leben durch eine förmliche Erſcheinung zu wiſſen gemacht? Vor Selbſttäuſchung war er, wie er ſagt, ſo ſicher dabei als vor fremder Täuſchung; was bleibt alſo übrig als die Wahrheit der gehabten Erſcheinung? Wie will er ihr näher kommen, als er's ſchon iſt? Er hat die Geſtalt der Verſtorbenen geſehen; er hat ihre Stimme gehört; ſie hat ihn vertraulich bei ſeinem Namen genannt und ihn verſichert, daß ſie unſterblich ſey, und daß ſie ſich einſt wieder ſehen würden. Was will er mehr? — Ach! ja, freilich will er mehr; er will auch begreifen können, wie Hannchen es angeſtellt habe, um ihm dieſen Beſuch zu machen. Das iſt gar zu viel gefordert — Und doch, wer weiß, was für Aufſchlüſſe er von ihr hätte erhalten können, wenn er ihr nur Zeit dazu gelaſſen hätte? An ihrem guten Willen lag es wenigſtens nicht, wenn ſie ihn von ihrer Unſterblichkeit nicht überzeugen konnte. Sie ging mit bewundernswürdiger Behutſamkeit und Artigkeit zu Werke, um ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen, ohne ihn zu erſchrecken. Anfangs machte ſie blos Wind im Zimmer, machte das Licht flackern und den Vorhang wehen. Wie ſie ſah, daß er nichts darauf gab und lieber das Unnatürliche natürlich erklären, als auch nur einer bloſen Vermuthung, daß der Wind von ihr herrühren könnte, Platz geben wollte, rückte ſie ihm ſchon näher auf den Leib: ſie verſuchte ihm das Deckbette zu nehmen und blies ihm eiskalt in den Rücken. Dieß wirkte, aber leider nur den profanen Einfall: ſeine ſelige Gattin wolle vielleicht ein Späßchen mit ihm machen. Natürlich nahm die Selige dieß ein wenig übel, und anſtatt ihm auf ſein grobes Wer da? und die loſe Frage: Hannchen, biſt du's? zu antworten, fuhr ſie durch das ſilberhell klirrende

Alkovenfensterchen nach dem Vorsaal hinaus und klinkte mit einem kleinen Geräusch, wie etwa eine Katze, die Treppe hinan. Da auch diese Bethätigung ihres Daseyns den nachdrücklichsten Zuspruchs seines würdigen Freundes d. ungeachtet nichts bei ihm verfangen wollte, ging sie einen Schritt weiter. Ihr Gemahl hatte das vormals offen gestandene Fensterchen indessen zugeschoben; sie schob es ganz leise wieder auf und nahm ihre Zeit so gut, daß er es hören mußte und wirklich hörte. Aber der ungläubige Mensch wollte lieber glauben, daß ein Wind, der gar nicht zu spüren war, das Fensterchen aufgeschoben habe. Nun sah sie sich genöthigt, die Sache ernsthafter anzugreifen. Sie ließ ein paar Minuten vorübergehen, um ihm Zeit zu bessern Gedanken zu geben, und in der dritten schob sie das Fensterchen abermals auf und stellte ihm vermittelst eines schwachen Strahls, der den Alkoven etwas erhellte, eine ihr ähnliche weiße Figur in Lebensgröße dar, die ihn freundlich anredete und vielleicht noch mehr zu sagen bereit war, wenn er sie nicht durch ungestümes auf sie Losspringen augenblicklich wieder verscheucht hätte. Sie durfte jetzt mit gutem Fug erwarten, daß sie ihre wohlgemeinte Absicht bei dem Ungläubigen erreicht hätte; aber nichts weniger. Wiewohl völlig überzeugt, daß keine List und Täuschung dabei habe vorgehen können, beharrte er doch hartnäckig auf der Meinung, daß er der Wahrheit durch diese Erscheinung nicht um einen Schritt näher gekommen sey. Dieser skeptische Starrsinn hätte vielleicht tausend andre Frauen an Hannchens Stelle von einem fernern Versuch abgeschreckt; aber diese treue Gattin trieb ihre beispiellose Liebe so weit, daß sie ihm endlich sogar bei hellem Tag erschien. Er hatte sich so eben nach Tische, um der Mittagsruhe zu pflegen, in seiner Studirstube auf den Sopha, „an eben der

Stelle, wo ſeine verewigte Gattin in den letzten Tagen ihres irdiſchen Daſeyns, bevor ſie völlig bettlägerig wurde, zu ſitzen pflegte, hingelegt.“ Hier ruhete er neben ſeinem Hunde erſt ſeit einigen Minuten mit dem Haupt auf dem Arm in einer Ecke des Sophas und mit offenen nach der Thür gerichteten Augen. Auf einmal öffnete ſich die Thür leiſe, und die Verewigte erſchien ihm in eben der Geſtalt, wie ehedem in der Nacht, und wie ſie im Sarge ausſah, mit demſelben weißen Anzug und freundlichen Blick, und ſagte ihm leiſe, doch vernehmlich: „Karl, beruhige dich! Ich bin unſterblich. Mehr vermag ich nicht dir zu offenbaren. Bis auf einſtiges Wiederſehen lebe wohl!“ Mit dieſem Worte verſchwand ſie vor ſeinen Augen, als er ſich eben aufrichten und ſich ihr nähern wollte, und während dieſer Rede wedelte der Mignon mit dem Schwanze zum Zeichen der Freude über das Wiederſehen ſeiner Frau, die er jetzt auch wirklich erblicken und wieder erkennen mußte.

Blandine. Ich muß geſtehen, daß ſich das ganze Drama der Erſcheinungen der Frau Doctorin mit dieſer Schlußſcene auf eine ſehr anſtändige Art endigt. Aber, wenn ich ſagen ſoll, was ich denke, ſo zweifle ich keinen Augenblick, daß er dieſe letzte Erſcheinung — einem Traume zu danken hatte.

Selmar. Der Doctor verſichert ausdrücklich, daß ſie ihm in völlig wachendem Zuſtande widerfahren ſey —

Wilibald. Und beruft ſich, zum Beweis, daß ſie unmöglich bloſe Täuſchung ſeiner Phantaſie habe ſeyn können, auf ſeinen Hund, der ſich ſonſt auch getäuſcht haben müßte.

Blandine. Schade, daß wir den Hund nicht conſtituiren und fragen können, warum er mit dem Schwanze gewedelt habe. Wenn übrigens eine Täuſchung hier vorwaltet, ſo beſtand ſie blos darin: daß der Herr Doctor zu wachen

vermeinte, da er doch träumte. Im Traum erschien ihm seine Gattin; im Traum sah er den Hund mit dem Schwanze wedeln. Oder sollten die Naturkündiger wirklich beweisen können, es sey unmöglich, zu träumen, daß man wache und mit offenen Augen sehe und höre, was man blos im Traum sieht und hört?

Willibald. Diese Unmöglichkeit ist hinlänglich zu beweisen, und die Erfahrung streitet für das Gegentheil. Es mag wohl wenige Menschen geben, die diese Erfahrung nicht mehr als einmal in ihrem Leben gemacht hätten. Nichts ist natürlicher, als daß Herr W**l, indem er auf seinem Sopha die Sieste hielt, unvermerkt einschlummerte und alles, was er uns hier erzählt, träumte, während er (wie alle Träumende) zu wachen glaubte.

Blandine. Auf alle Fälle däucht mir diese Art, die letzte Erscheinung der Dame W**l zu erklären, viel natürlicher, als zu glauben, daß sie solche in eigner Person hervorgestelligt habe. Wäre das Letztere, warum hätte sie nöthig gehabt, zur Thür hereinzukommen, da sie wieder unsichtbar werden konnte, ohne zur Thür hinauszugehen? Ein Geist, der die Thür aufmachen muß, wenn er mir erscheinen will, verliert sogleich allen Respect bei mir. Und warum sollte sie nicht vermögen ihm mehr zu offenbaren, als daß sie unsterblich sey? Das sieht einer Ausrede der Einbildungskraft ähnlich, die hier im Spiele war und freilich sehr wohl wußte, daß ihr der Mann im Mond nicht unbekannter sey als der Zustand der Seelen nach dem Tode, und die also ihre Unwissenheit hinter eine geheimnißvolle Miene zu verstecken sucht. Auch möchte ich wohl wissen, warum die selige Frau gerade die Leichengestalt, die sie im Sarge hatte, wählte, um dem Gatten ihre Unsterblichkeit anzukündigen? Ich gestehe,

daß ich mir kaum etwas Grauſenhafteres denken kann als eine lebendig herumwandelnde Leiche. Oder ſollen wir glauben, dieſe Geſtalt ſey dermalen ihre eigene, und es habe nicht in ihrer Macht geſtanden, ſich ihm in einer tröſtlichern darzuſtellen?

Wilibald. Ich bin deiner Meinung, Blandine; wäre ich an des Doctors Platz geweſen, ſo würde mich eine ſolche Erſcheinung, wenn ich ſie für mehr als einen Traum gehalten hätte, noch weit mehr verwirrt und verlegen gemacht haben als alles Vorhergegangene. Um ſo ſonderbarer muß es einem Jeden vorkommen, daß er, der ſich bisher immer mit Händen und Füßen gegen den Glauben an die Realität der ihm begegneten Wunderdinge geſträubt hatte, gerade bei dieſer Erſcheinung, die ihn am meiſten hätte befremden ſollen, nicht den mindeſten Zweifel äußert. Es wird aber ſogleich begreiflich, ſobald man weiß, daß er inzwiſchen ſeine Hypotheſe über den ſubtilen Körper, der mit dem Geiſte als ein unentbehrliches Werkzeug und Verbindungsmittel mit der Welt auf immer vereinigt iſt, ſo weit ausgearbeitet und aufs Reine gebracht hatte, daß er ſich nun die Sache vor der Hand (wie er ſagt) recht gut erklären kann. Freilich gewinnt das Factum ſelbſt dadurch nicht viel, und es bleibt noch immer ungewiß und, aufs gelindeſte zu urtheilen, höchſt unwahrſcheinlich, daß die ſelige Frau ihrem geweſenen Ehegemahl wirklich erſchienen ſey, oder (beſtimmter zu reden) daß ſie alle die ſeltſamen Ereigniſſe (von dem Sturmwind bei ruhiger Luft bis zu der Erſcheinung bei hellem Tage) in ſelbſteigner Perſon gewirkt habe: aber Herr W**l wenigſtens ſcheint hierüber, ſeitdem er ſich vermittelſt ſeiner Hypotheſe alles Geſchehene begreiflich machen kann, vor der Hand völlig beruhigt, wünſcht aber nun deſto eifriger, daß dieſe ihm äußerſt wichtig ſcheinende Sache auch von der ganzen Menſchheit dafür

anerkannt werde. Er bittet daher am Schluß seines Büchleins „alle Psychologen und Anthropologen, Metaphysiker, Philosophen, Welt- und Menschenkenner, Denker und wahrheitliebende Menschen, ihm nicht allein ihr ganz unparteiisches, reiflich überlegtes, auf sichere Gründe gestütztes Urtheil über dieses sonderbare Factum, sondern auch möglichste Aufklärung und freundschaftliche Belehrung darüber unumwunden mitzutheilen.“ — Er geht noch weiter: er hofft und erwartet sogar, daß „der Menschheit wohlwollende Fürsten und Regenten aller Art ihren hiezu fähigen Unterthanen, vorzüglich den Professoren, die Anstellung ähnlicher Experimente gewiß zur Pflicht machen werden,“ und zweifelt um so weniger, daß diese zu Erfüllung derselben sich um so williger finden lassen werden, da hiedurch die Richtigkeit seiner Erzählung am ersten, besten, strengsten und zweckmäßigsten geprüft und erkannt werden könne.

Blandine. Sage mir doch, Bruder, was Herr W**l wohl unter der Anstellung ähnlicher Experimente versteht?

Wilibald. Da fragst du mich mehr, als ich selbst weiß, und ich muß offenherzig bekennen, daß ich weder verstehe noch begreife, was der gute Mann damit sagen will. Soviel ich einsehe, kann man weder das, was er für wirkliche Erscheinung seiner Gattin nach ihrem Tode hält, noch das, was er selbst dabei gethan, ein Experiment im gewöhnlichen Sinne des Wortes nennen. Verdiente es aber auch diese Benennung, so sehe ich nicht, wie in einer Sache dieser Art durch die von Andern dazu geschickten Personen angestellten Experimente die Richtigkeit seiner Erzählung am besten und strengsten geprüft und erkannt werden könnte. Gesetzt, hundert, ja tausend Psychologen und Anthropologen in der Welt hätten mit ihren Weibern, Anverwandten oder Freunden

eine ſolche Abrede getroffen, wie Herr W**l mit ſeinem Hannchen, und die Zuſage derſelben, ihren beſagten Männern, Verwandten oder Freunden nach ihrem Tode zu erſcheinen, wäre ohne allen Erfolg geblieben: ſo würde und könnte kein vernünftiger Menſch hieraus allein einen hinlänglichen Beweis gegen die Richtigkeit ſeiner Erzählung herleiten. Denn, was zehntauſend Andern nicht begegnet wäre, könnte gerade ihm allein begegnet ſeyn. Auch kann Herr D. W**l ſicher darauf rechnen, daß ihm alle Philoſophen, denen er ein ähnliches Experiment anſinnen will, ins Geſicht lachen und ihn fragen werden: wie er habe vergeſſen können, daß zu Anſtellung eines Experiments erfordert werde, daß die Bedingung, unter welcher der bezweckte Erfolg desſelben allein möglich iſt, völlig in unſerer Gewalt ſey? Wie ſollten es aber die Philoſophen anfangen, um einen Geiſt zum Erſcheinen zu nöthigen, wenn er nicht kann?

Blandine. Herr W**l muß ſich aber doch etwas dabei gedacht haben, wenn er behauptet, daß durch die Experimente, auf die er ſo ernſtlich dringt, die Wahrheit ſeiner Erzählung geprüft werden könne?

Wilibald. Wenigſtens müßte er in dem Augenblick, da ihm dieſe ſeltſame Behauptung entfuhr, ſchon wieder vergeſſen haben, daß er unmittelbar vorher geſagt hatte: „Nur ein Thor oder Unwiſſender oder —“ (was dieſer Strich bedeute, iſt leicht zu errathen) „könnte die Reinheit meiner Abſicht und die aufrichtige Wahrheitsliebe, die Zuverläſſigkeit meiner Erzählung des erlebten und hier dargeſtellten Factums verkennen, bezweifeln, ſich in Vermuthungen, Andichtungen und Anſchwärzungen verlieren.“

Blandine. Ei, ei! wie würde es uns beiden ergehen, Bruder, wenn dieſer Mann, der einen ſo handfeſten Glauben

an ſich ſelbſt hat, jemals erfahren ſollte, was für profane Gedanken das Factum, das ihm in einem ſo hohen Licht erſcheint, in uns veranlaßt hat. Aber was für ein Kopf muß das auch ſeyn, der die bloſe unſchuldige Vermuthung, daß er ohne ſeine Schuld getäuſcht worden ſeyn könnte, mit Anſchwärzungen in dieſelbe Reihe ſtellt?

Wilibald. Unglücklicherweiſe glaubt der Mann, ſeine Ehre ſey ſo ſtark bei dieſer Sache intereſſirt, daß er, wenn am Ende ein Verdacht von Selbſttäuſchung auf ihm ruhen bliebe, „vor aller Welt beſchimpft und mit hoher Indignation von allen Wahrheit liebenden und rechtſchaffnen Menſchen belegt werden müßte.“

Selmar. Dieß könnte höchſtens der Fall ſeyn, wenn ihm bewieſen werden könnte, daß er, aus welcher Abſicht es auch ſeyn möchte, die ganze Erſcheinungsgeſchichte erdichtet habe. Aber vor dieſer Gefahr iſt er, dünkt mich, ſicher. Möchte er vor der Möglichkeit, daß er von einem Andern oder von ſeiner eigenen Phantaſie getäuſcht worden, eben ſo ſicher ſeyn! Ich muß bekennen, Freund Wilibald, daß die nähere Beleuchtung dieſer Wunderdinge meinen ehemaligen Glauben ſehr geſchwächt hat.

Wilibald. Wie ſollte ſie auch nicht, da der gute Mann ſelbſt ſeiner Sache ſo wenig gewiß iſt, daß er — ſogar nachdem er von der Bewahrheitung dieſer Geſpenſtergeſchichte als von einer dem ganzen menſchlichen Geſchlecht äußerſt wichtigen Angelegenheit geſprochen und alle Regenten aufgefordert hat, ähnliche Experimente ihren Unterthanen zur Pflicht zu machen, — auf der vorletzten Seite ſeines Buchs noch immer als einen möglichen Fall vorausſetzt, das Ganze könnte als Täuſchung verworfen werden müſſen. Dieß ſagt er ausdrücklich und ſpricht gleichwohl noch auf dem nämlichen

Blatte von mehrmaligen Warnungen, die er von seiner verewigten Gattin erhalten haben will, und daß sie ihn, auch nach den ersten vier Wochen, wie ein Schutzgeist bis zu Ende des halben Trauerjahrs umschwebt habe. Da er so positiv von dieser unmittelbaren Verbindung spricht, die ein halbes Jahr lang zwischen ihm und der Verstorbenen stattgefunden, wer sollte zweifeln, daß er völlig überzeugt ist, die angeblichen Warnungen haben wirklich von ihr hergerührt, und weder sein Herz noch seine mit der Verstorbenen immer beschäftigte Phantasie habe thätigen Antheil daran gehabt? Aber warum sagt er seinen Lesern nicht mehr von diesen dämonistischen Beweisen, die er eine beträchtliche Zeit lang und (wie es scheint) ziemlich häufig von dem Daseyn und der Nähe seiner Gattin erhalten haben will? Warum sagt er uns nicht, worin diese Warnungen bestanden, oder, wofern er seine Ursachen hat, damit zurückzuhalten, warum dürfen wir nicht wenigstens wissen, an welchen sichern Merkmalen er erkannt habe, daß sie wirklich von ihr hergerührt? Gewiß hätten Anthropologie und Psychologie, für deren Vervollkommnung er sich so interessirt, auf alle Fälle mehr dabei gewonnen, als bei seinen mühsamen Experimenten mit dem Alkovenfensterchen.

Blandine. Weißt du auch, lieber Wilibald, daß die Gespensterstunde beinahe vorüber ist?

Wilibald. Wir haben also dem guten Doctor W. eine Unterhaltung zu danken, die nicht sehr langweilig gewesen seyn muß; und das ist mehr, als ich von dem größern Theile seines Buches rühmen kann.

Selmar. Indessen weiß ich doch nicht recht, ob ich mich bei dir bedanken oder über dich beklagen soll, daß du mir einen angenehmen Wahn geraubt und mich aus dem

Vortheil gesetzt hast, wenigstens eine Geistererscheinung anführen zu können, deren Wahrheit den entschiedensten Gegner aller Geister- und Gespenstergeschichten nach dem hartnäckigsten Widerstand endlich doch überwältigt und zum Glauben gezwungen hat.

Wilibald. Wenn dieser Verlust dein größter Kummer ist, lieber Selmar, so habe ich dir zwei oder drei wohlbeglaubigte Erzählungen von ganz andrer Wichtigkeit und Beweiskraft als die W**lsche mitzutheilen, die dich reichlich dafür entschädigen werden. Sie sollen dir auf unsre nächste Zusammenkunft vorbehalten bleiben. Für heute ist genug.

Euthanasia.

Zweites Gespräch.

Das nächstemal, da die beiden Freunde wieder zusammen kamen, vergaß Selmar nicht, Wilibalden an sein Versprechen zu erinnern. Ich berge nicht, sagte er, daß ich noch stark an der Meinung hange, daß eine über alle Möglichkeit von Täuschung hinweggesetzte Erscheinung eines Verstorbenen ein großer Gewinn für die Menschheit wäre. Noch vor Kurzem stand ich in dem Wahn, daß D. W**l uns mit einer solchen Erscheinungsgeschichte beschenkt habe. Du hast mir Zweifel gegen sie beigebracht, die meinen Glauben an sie gewaltig erschüttert haben. Es ist also nicht mehr als billig, daß du mich für meinen Verlust entschädigest, und ich bin begierig zu hören, wie du die Erwartung, in welche dein Versprechen mich gesetzt hat, zu befriedigen vermögend seyn wirst.

Wilibald. Ob eine über alle Zweifel weggesetzte Geistererscheinung überall unter die möglichen Dinge gehöre, ist eine Frage, lieber Selmar, die wir vor jetzt noch dahin gestellt seyn lassen wollen. Ich versprach dir nur ein paar Erzählungen aus diesem Fache, die von viel größerer Wichtigkeit und Beweiskraft für das Leben nach dem Tode seyn sollten, als die W**lsche; und ich denke dir Wort zu halten. In beiden Geschichten spielt der bekannte schwedische Bergrath Swedenborg die Hauptrolle. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß vor mehr als dreißig Jahren allenthalben von diesen Anekdoten als von ganz neuerlich geschehenen Dingen gesprochen wurde. Indessen, da mir die nähern

Umſtände entfallen waren, und ich mich auf keinen glaubwürdigen Zeugen namentlich hätte berufen können, würde ich ihrer ſchwerlich erwähnt haben, wenn ich nicht in dieſen Tagen zwar unverhofft auf einen Gewährsmann geſtoßen wäre, der — nach meiner Schätzung wenigſtens — eine ganze Wolke von gewöhnlichen Zeugen aufwiegt. Es iſt kein geringerer als der Verfaſſer der Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin, Herr Dieudonné Thiébault, Mitglied der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin u. ſ. w., der dieſe Anekdoten, ſo wie er ſie unmittelbar aus dem Munde der zunächſt dabei betroffenen Perſonen erhalten hatte, dem zweiten Bande des beſagten Werks, unter der Rubrik: la Princesse Ulrique, Reine Douairière de Suede, einverleibt hat. Herr Thiébault hatte, ſo wie mehrere damalige Gelehrte ſeiner Nation, während des Aufenthalts dieſer Königin zu Berlin öfters die Ehre, von ihr zur Tafel und zu ihren zwangfreien Abendgeſellſchaften gezogen zu werden. Bei einer ſolchen Gelegenheit begab ſich's, daß die Rede auf den damals vielbeſprochenen Geiſterſeher Swedenborg fiel. Thiébault und ſein College Merian wünſchten zu wiſſen, was die Königin von dieſem außerordentlichen Manne halte. Vermuthlich um den Weg hiezu zu bahnen, erzählte Thiébault folgende Anekdoten, die er von dem damals noch lebenden preußiſchen Kammerherrn und geweſenen Miniſter in Holland und Frankreich, Baron v. Ammon (der franzöſiſche Autor nennt ihn d'Hamon), unmittelbar erhalten habe. Der Schwager dieſes Herrn von Ammon war vor einiger Zeit als holländiſcher Geſandter zu Stockholm plötzlich mit Tod abgegangen. Bald nachher brachte eine dortige Handlung der Wittwe, Schweſter des beſagten Barons, die Rechnung für eine beträchtliche Tuchlieferung, welche ſie an ihren verſtorbenen Gemahl noch zu fordern hätte.

Die Dame glaubte gewiß zu seyn, daß diese Rechnung bei Lebzeiten ihres Mannes schon bezahlt worden, konnte aber unglücklicher Weise die Quittung nirgends finden und würde sich folglich, da die Rechnungsbücher der Kaufleute gegen sie zeugten, zuletzt genöthigt gesehen haben, noch einmal zu zahlen. In dieser Verlegenheit rieth man ihr, sich an Swedenborg zu wenden, der, vermittelst seines freien Umgangs mit den Verstorbenen, Gelegenheit finden würde, sich bei ihrem Gemahl selbst nach der Sache zu erkundigen. Sie folgte dem Rath; Swedenborg versprach, sein Bestes zu thun, und nach einigen Tagen berichtete er ihr: „der verstorbene Gesandte habe die Quittung wirklich an dem und dem Tage, zu der und der Stunde in seinem Cabinet empfangen, als er eben den und den Artikel in Bayle's Wörterbuche gelesen; und da er gleich darauf durch ein anderes Geschäft unterbrochen worden, habe er die Quittung, zum Zeichen, wie weit er im Lesen gekommen, in dem Buche liegen lassen." Und hier fand sie sich denn auch wirklich, in dem angegebenen Theil und auf der angegebenen Seite. Die Königin (so fährt Herr Thiébault in seiner Erzählung fort) sagte hierauf: die Anekdote, deren Herr Thiébault so eben erwähnt habe, sey eine von denen, die auch ihr erzählt worden, und die ihr am meisten aufgefallen, ohne daß sie gleichwohl die Wahrheit davon zu erkundigen gesucht hätte, da sie wenig geneigt sey, an dergleichen Wunderdinge zu glauben. Indessen habe sie doch den Bergrath Swedenborg, den sie von Person kenne, auf eine Probe stellen wollen. Wie er sich also eines Abends bei ihrer Cour eingefunden, habe sie ihn auf die Seite genommen und ihn ersucht, er möchte ihren verstorbenen Bruder (den Prinzen von Preußen, Großvater des jetzigen Königs) fragen: was er ihr in dem letzten Augenblick, wo sie ihn

vor ihrer Abreise nach Stockholm gesehen, gesagt habe? —
Der Gegenstand dieser Frage sey so beschaffen, daß der Prinz
unmöglich das, was er ihr gesagt, irgend einer andern Per-
son habe wieder sagen können; und eben so wenig habe es ihr
selbst einfallen können, mit irgend Jemand davon zu reden.
Einige Tage darauf wäre Swedenborg wieder gekommen, da
sie eben beim Spiel gesessen, und habe sie um eine besondere
Audienz gebeten, worauf sie ihm zur Antwort gegeben: er
könne ihr vor Jedermann sagen, was er anzubringen habe.
Aber Swedenborg habe geäußert: das, was er ihr wiederzu-
sagen gekommen sey, lasse keine Zeugen zu. Diese Antwort
habe sie gleich sehr unruhig gemacht; sie habe ihr Spiel einer
andern Dame gegeben und den hier gegenwärtigen schwedi-
schen Reichsrath von Schwerin ersucht, mit ihr zu kommen.
Sie habe sich darauf in ein anderes Zimmer, wo sonst Nie-
mand gewesen, verfügt, den Herrn von Schwerin an die
Thür gestellt und sey mit Swedenborgen bis an das andere
Ende des Zimmers gegangen, der ihr dann gesagt habe:
„Gnädigste Königin, Sie haben Ihrem Herrn Bruder, dem
hochseligen Prinzen von Preußen das letzte Lebewohl zu
Charlottenburg gesagt an dem und dem Tag, in der und
der Stunde Nachmittags; wie Sie darauf über die lange
Galerie des Schlosses gingen, begegneten Sie ihm wieder,
und da nahm er sie bei der Hand, führte Sie an dieses
und dieses Fenster, wo er von Niemand als von Ihnen
hört werden konnte und sagte Ihnen folgende Worte: —
„Die Königin (fährt Herr Thiébault in seiner Erz
fort) theilte uns diese Worte nicht mit, versicherte
wären eben dieselben gewesen, die ihr Bruder zu ihr
chen, und die sie sicherlich nicht vergessen habe; sie
zu, es wäre ihr in selbem Augenblick beinahe übel ge

auch forderte ſie den Herrn von Schwerin zum Zeugen auf, der ſich begnügte, in ſeinem gewöhnlichen lakoniſchen Styl zu ſagen: Madame, das Alles iſt wahr, wenigſtens in dem, was mich betrifft.“ — Hier, lieber Selmar, haſt du nun meine Anekdote aus der Geiſterwelt, und ich hoffe, du wirſt gegen die Glaubwürdigkeit einer Dame, wie die ehemalige Königin Ulrike, welche die Sache als ihr ſelbſt begegnet, bezeugt, und eines Mannes wie Thiébault, der ſie unmittelbar aus dem Munde der Königin der ganzen Welt wieder erzählt, nichts einzuwenden haben.

Selmar. Bei Gott! das iſt eine erſtaunliche Geſchichte —

Blandine. In der That etwas ganz Unglaubliches, wenn es nicht von ſo unverwerflichen Zeugen bekräftiget wäre.

Wilibald. Das Schönſte an der Sache iſt, daß, wenn auch an allen den Geiſter- und Geſpenſter-Hiſtorien, wovon alle Lande und alle Spinnſtuben der Welt voll ſind, ſammt und ſonders kein wahres Wort wäre, nur dieſe einzige Erzählung der Königin Ulrike in ihren weſentlichſten Umſtänden auf einer wirklich geſchehenen Thatſache beruhen dürfte, um uns von dem Leben und der fortdauernden Perſönlichkeit nach dem Tode die größte Gewißheit zu geben und alle Experimente, wozu Herr D. W. die geſammte philoſophiſche Innung auffordert, überflüſſig zu machen. Swedenborg, ein angeſehener und begüterter ſchwediſcher Edelmann, ein Mathematiker, Naturforſcher und Mineralog von Profeſſion, der ſich in dieſen Fächern einen Namen gemacht und in den erſten fünfzig Jahren ſeines Lebens immer für einen ſehr vernünftigen Mann gehalten worden war, verſichert, daß ihm durch Gottes beſondere Vergünſtigung die unſichtbare Welt aufgethan worden ſey, und daß er unter Anderem auch die

verſtorbenen Menſchen, in derſelben Geſtalt, worin ſie ſich bei Leibesleben gezeigt, im Reich der Geiſter auffinden und ſich von Angeſicht zu Angeſicht mit ihnen beſprechen könne. Dieſem Manne trägt ſeine Königin (um ihn auf eine Probe, bei welcher ihr kein Betrug möglich ſchien, zu ſtellen) auf, ihren verſtorbenen Bruder um etwas zu fragen, was außer ihr ſelbſt und dem Verſtorbenen keine Seele wiſſen konnte. Nach einigen Tagen kommt Swedenborg und ſagt ihr von Wort zu Wort, mit Bemerkung aller Umſtände des Orts und der Zeit, was ſie zu wiſſen verlangte. Er mußte es alſo nothwendig von dem Verſtorbenen ſelbſt vernommen haben: er hatte ihn folglich geſehen und geſprochen: der Verſtorbene lebte alſo noch in einer für uns Andern unſichtbaren Welt fort, erinnerte ſich noch genau der beſonderſten Umſtände ſeines vorigen Lebens und hatte folglich ſeine ganze Perſönlichkeit behalten. Alles dieß iſt gewiß und unleugbar, wofern es die Erzählung der Königin iſt. Was können wir, billiger Weiſe, von dem Leben nach dem Tode mehr zu wiſſen verlangen?

Blandine. Ich berge nicht, daß ich, wäre ich einmal ſo viel davon weiß, noch gar viel mehr wiſſen möchte.

Selmar. Dazu konnten alſo doch wohl die von ihm anempfohlenen Experimente dienlich ſeyn?

Wilibald. Es ging einmal (ich erinnere mich nicht, vor wie langer Zeit) eine Sage durch ganz Europa, daß einem Knaben (ich weiß nicht mehr wo) ein Zahn von gediegenem Golde gewachſen ſey. Gelehrte aller Arten, Theologen, Philologen, Naturforſcher, Aerzte und Chemiker beeiferten ſich in die Wette, dieſes Wunder zu erklären; es wurde viel darüber geſprochen, geſchrieben und geſtritten; eine Hypotheſe verdrängte die andere, und der Knoten wurde immer

verwickelter, je mehr Hände ſich mit ſeiner Auflöſung beſchäftigten. Endlich, da man des Dings müde zu werden anfing, gerieth ein wackerer ſchlichter Mann, der weder Arzt noch Apotheker, weder Theolog noch Philolog noch Mineralog war, auf den Einfall: ob es nicht wohlgethan geweſen wäre, bevor man ſich mit Erklärung des goldenen Zahns ſo viele Mühe gegeben, dem wirklichen Daſeyn desſelben genauer nachzufragen. Er that es, und es fand ſich, daß der Knabe, dem der Wunderzahn gewachſen ſeyn ſollte, einen Zahn hatte, der aus irgend einer zufälligen Urſach etwas gelblich geworden, übrigens aber ein ſo natürlicher Zahn war, als alle übrige. — Wäre es nicht auch von uns wohl gethan, wenn wir, bevor wir uns über die von Swedenborg gefundene Nordweſt-Einfahrt in die Geiſterwelt und die daher zu hoffenden Entdeckungen freuten, vor allen Dingen in Erwähnung nähmen, ob es mit der Anekdote ſelbſt richtig ſey?

Selmar. Könnte eine ſo reſpectable Garantie noch einen Zweifel zulaſſen?

Wilibald. Wenigſtens ſcheint die Königin ſelbſt, welche dieſes wunderbare Abenteuer erzählt, von ihrem Unglauben nicht dadurch geheilt worden zu ſeyn. „Tauſend Dinge, ſagte ſie zu den Herren Thiébault und Merian, ſcheinen übernatürlich und ſind uns unerklärbar, weil wir nur die Reſultate derſelben kennen; und Perſonen von Verſtand, die das Wunderbare lieben, profitiren davon, um ſich in einen außerordentlichen Ruf zu ſetzen. Herr Swedenborg war ein gelehrter und in ſeinem Fache ſehr geſchickter Mann; auch hat er immer für einen rechtſchaffenen Mann gegolten; ich begreife nicht, wie er dazu gekommen iſt, etwas zu wiſſen, was Niemand hätte wiſſen ſollen; aber deſſenungeachtet glaube ich nicht, daß er eine Unterredung mit meinem verſtorbenen

Bruder gehabt habe.“ — Und, aufrichtig zu reden, ich glaub' es eben ſo wenig als die Königin.

Blandine. Was ſagt denn Herr Thiébault dazu?

Wilibald. Kein Wort.

Blandine. Das iſt der kürzeſte Weg, aus der Sache zu kommen.

Wilibald. Vermuthlich denkt er eben ſo davon wie die Königin.

Blandine. Am Ende könnten Ihre Majeſtät leicht eine ſehr gute Urſache zu Ihrem Unglauben gehabt haben. Es wäre drollig genug, wenn ſie die ganze Anekdote aus dem Stegreif blos darum erdichtet hätte, um die beiden Philoſophen, die ſich ſo ernſtlich nach ihrer Meinung von einem Geiſterſeher erkundigten, zum Beſten zu haben.

Selmar. Welch ein Einfall! Faſt ſollte man glauben, Blandine, Sie wären an der Königin Stelle fähig geweſen, der Philoſophie einen ſolchen Streich zu ſpielen.

Blandine. Ich würde, wie es ſcheint, wenig damit über ſie gewonnen haben.

Wilibald. So wenig als über den gemeinen Menſchenverſtand, der, ungeachtet des unauslöſchlichen Hangs der Menſchheit zum Wunderbaren, und trotz der Millionen Zauber- und Geiſter-Mährchen, die ſeit Jahrtauſenden aus einem Mund in den andern übergegangen ſind, dennoch immer unverrückt ſeinem Glauben an die Natur treu geblieben iſt. Bei allen Vorfallenheiten, in allen Lagen und unter allen Umſtänden unſeres Lebens erwarten wir immer, daß Alles natürlich zugehen werde. Trotz den Zauberinnen, die den Mond durch ihre Beſchwörungen vom Himmel herab zogen, rechneten die alten Theſſalier ſo ſicher als wir, daß in der achten Nacht nach dem erſten Viertel der Vollmond am

Himmel zu ſehen ſeyn werde, und ſeit undenklichen Zeiten hat noch Niemand, wenn er einen Palaſt oder Tempel oder nur einen Gänſeſtall bauen wollte, ſich nach einem Zauberer umgethan, der durch einen bloſen Schlag mit ſeinem Stab oder mit einem einzigen Wort alle ſieben Wunder der Welt aus nichts hervorgehen laſſen kann; ſondern man ſtellt Zimmerleute, Steinmetzen, Maurer u. ſ. w. an, wiewohl ſie in der Wirklichkeit binnen Jahr und Tag nicht ſo viel ausrichten, als die Sklaven der Lampe im perſiſchen Mährchen in wenigen Minuten. Eben ſo iſt es auch mit den Erzählungen von Spukereien und Erſcheinungen verſtorbener Menſchen. Es gibt keine Stadt, kein Dorf, kein ehemaliges Mönchs- oder Nonnen-Kloſter, kein altes Schloß, keine alte noch neue Familie, worin ſich nicht ſolche Wunderdinge zugetragen haben ſollten, und ſchwerlich lebt, von den höchſten Claſſen bis zu den niedrigſten, *eine* Perſon in der Welt, die nicht eine oder mehrere Geſchichten dieſer Art zu erzählen hätte. Wahr iſt's, diejenigen, die in ſelbſteigener Perſon dergleichen Erſcheinungen gehabt zu haben verſichern, machen bei Weitem die kleinſte Zahl aus; hingegen betheuern alle Uebrige, ihr Mährchen von vollkommen glaubwürdigen Augen- oder Ohrenzeugen empfangen zu haben; und wäre dieß, ſo müßte die Zahl derer, welchen ſolche Dinge begegnet wären, unendlich groß ſeyn. Wenn nun alle dieſe Zeugen wirklich Glauben verdienten, oder, um mich unzweideutiger auszudrücken, wenn die Erſcheinungen, denen ſie Zeugniß geben, weder Betrug noch Täuſchung der Einbildungskraft zur Urſache hätten: müßte nicht der Glaube, daß wir überall von den Geiſtern der Verſtorbenen umgeben ſind, daß ſie mitten unter uns wohnen und ihr Weſen treiben, daß ſie noch immer in Verbindung mit uns ſtehen und Antheil an uns

nehmen, müßte nicht dieſer Glaube ſchon längſt allgemein feſtgeſetzt ſeyn und einen ſehr merklichen und mannigfaltigen Einfluß auf die Vorſtellungsart und die Handlungen der Lebenden haben? Müßt' es uns nicht immer ſeyn, als ob unſere Verſtorbenen noch lebten und alle Augenblicke wiederkommen könnten, uns über tauſend Dinge zur Rechenſchaft zu ziehen, die wir jetzt thun, aber ſchwerlich thun würden, wenn wir ſie unter ihren Augen zu thun glaubten? Dieß iſt aber lange noch nicht Alles. Wenn es wahr wäre, daß ſchon ſo viele Millionen Menſchen ſich nach ihrem Tode hätten ſehen laſſen: ſo müßte das, was Swedenborg für ein beſonderes, ihm allein von Gott verliehenes Vorrecht hielt (die Gabe, die Verſtorbenen zu ſehen, mit ihnen zu reden und, nach ihrem und unſerm Belieben, Umgang mit ihnen zu pflegen), allen Menſchen gemein ſeyn. Denn, da uns kein Verſtorbener ſichtbar werden kann, wofern er nicht einen organiſchen Körper hat, der, wie fein auch der Grundſtoff ſeyn mag, dicht genug iſt, um von menſchlichen Augen deutlich geſehen zu werden: ſo iſt klar, daß z. B. der verſtorbene Cajus, wofern er z. B. von mir geſehen werden kann, allen Andern, welche Augen zu ſehen haben, eben ſo ſichtbar ſeyn muß als mir. Und da er mir nur vermittelſt eines organiſchen Körpers, der der ſeinige, d. i. ein mit ſeiner Seele innigſt vereinigtes Organ derſelben, iſt, ſichtbar werden könnte: ſo iſt nicht weniger klar, daß er immer mit dieſem ſeinem Körper vereinigt bleiben, und alſo immer in dem Falle ſeyn muß von Jedermann geſehen werden zu können.

Blandine. Es wäre denn, daß er ſich vorſätzlich verſtecken wollte.

Wilibald. Das mag er thun! Alle die Milliarden Verſtorbener, womit Luft, Erde und Meer angefüllt ſind,

können oder werden ſich doch nicht immer, wie die Maulwürfe, in die Erde verkriechen wollen? Denn du mußt bedenken, daß, wenn unter tauſend vorgeblichen Geiſtererſcheinungen auch nur eine wahr wäre, noch immer eine anſehnliche Zahl von Verſtorbenen herauskäme, welche vermittelſt ihres Körpers ſichtbar werden könnten. Wären ihrer aber auch nur hundert oder fünfzig oder noch weniger, ſo iſt nicht abzuſehen, warum ſie allein ausſchließlich mit Patentkörpern, ſo zu ſagen, begabt ſeyn ſollten, die zur Sichtbarkeit beſonders privilegirt wären. Nein! was von Einem gilt, muß von Allen gelten; und wenn folglich alle nur ſeit den nächſten 6000 Jahren verſtorbene Menſchen mit ſichtbaren Körpern verſehen ſind, ſo muß unſer Planet, außer den tauſend Millionen lebender Menſchen, die (nach den Regeln der politiſchen Rechenkunſt) ſich dermalen auf ſeiner Oberfläche befinden, wenigſtens noch mit zwei- bis dreihunderttauſend Millionen ſichtbarer Verſtorbener bevölkert ſeyn, ſo daß auf einen ſichtbaren Lebenden wenigſtens zweihundertundfünfzig ſichtbare Todte kämen. Das wäre doch, wahrlich! beinahe ſo viel, als ob alle dieſe Millionen von Menſchen gar nicht geſtorben wären. Aber auch das iſt noch nicht Alles. Ein organiſcher Körper, wär' er auch aus Aether gewebt, kann nicht ohne eine ſeiner Natur angemeſſene Nahrung beſtehen. Man iſt zwar, ſoviel ich weiß, noch nicht ſo weit gekommen, die Quantität von Lichtſtoff und von den verſchiednen Luft- und Gasarten genau angeben zu können, die ein Menſch binnen einer gewiſſen Zeit zu Unterhaltung ſeines Lebens unumgänglich nöthig hat; von den Verſtorbenen, die, beſage des Swedenborgiſchen, durch unzählige Erſcheinungen beſtätigten Zeugniſſes, in ſichtbarer menſchlicher Geſtalt auf der Erde fortleben, läßt ſich dieß noch weniger beſtimmen: aber

so viel ist doch ziemlich klar, daß der tägliche Aufwand, welchen 200,000,000,000 Verstorbene von den besagten Nahrungsstoffen machen würden, den 1000,000,000 Lebenden schwerlich so viel übrig ließe, als zu ihrer nothdürftigsten Subsistenz erforderlich ist.

Blandine. Du machst mir angst und bange, Bruder! Wer weiß, ob nicht die unendliche Menge von Krankheiten, die unsern armen Aerzten so viel aufzurathen geben, besonders die großen Epidemien, z. B. das gelbe Fieber zu Malaga, woran die Menschen hinsterben wie die Fliegen, keine andere Ursache hat; und ob nicht die Nothwendigkeit, unsern Lebensstoff mit einer so ungeheuren Masse von Verstorbenen zu theilen, der wahre Grund ist, warum die Dauer des menschlichen Lebens von einem Jahrtausend zum andern so sehr abgenommen hat; da hingegen die Menschen in den ersten 1000 Jahren der Welt, wo die Anzahl der Verstorbenen noch sehr gering war, ihr Leben bis auf acht und neun Jahrhunderte brachten.

Wilibald. Deine Vermuthung läßt sich hören, Blandine, und wird den Gönnern des Swedenborgischen Systems nicht unwillkommen seyn.

Blandine. Wenn das Alles aber auch nicht wäre, so muß ich doch gestehen, daß die Vorstellung, mitten in einem so fürchterlichen Gedränge von lebendigen Todten zu leben, etwas höchst Widerliches für mich hat und, wenn ich ihr nachhängen wollte, fähig wäre, mir das Leben gänzlich zu verleiden. Aber sollte denn kein Mittel seyn, uns wenigstens die große Masse dieser Beschwerlichen vom Halse zu schaffen? — Da fällt mir zum Glück die Unterwelt der alten Griechen ein. Könnt' es dieses in allem Andern so sinnreiche Volk nicht auch hierin getroffen haben? Gewiß hat das Innere der Erde, wohin sie ihren Tartarus und ihr Elysium setzten, Raum

genug für eine weit größere Menge von Todten, als man dermalen zählt; wenigſtens in der Vorausſetzung, daß von Zeit zu Zeit ein beträchtlicher Transport in irgend einen andern Planeten abgeführt würde.

Wilibald. Genug, Blandine, und ſchon zu viel in dieſem Ton über etwas, worüber ſo Wenige Scherz verſtehen; wiewohl es unbefangenen Menſchen wirklich ſchwer wird, ernſthaft über einen Gegenſtand zu bleiben, der dem Scherz von allen Seiten ſo viele Blöſen gibt. Ich ſage alſo in ganzem Ernſt: Wäre die Wahrheit auch nur einer einzigen Erſcheinung oder Unterredung eines Verſtorbenen mit einem Lebenden unwiderſprechlich zu erweiſen, ſo daß es z. B. vollkommen gewiß wäre, daß der Bergrath Swedenborg mit dem Prinzen von Preußen nach deſſen Tode geſprochen und von ihm erfahren hätte, was dieſer Prinz mit der Königin Ulrike ingeheim geredet habe; ſo würde aus dieſer Thatſache folgen: daß der beſagte Prinz nach ſeinem Tode als eben dieſelbe Perſon, die er vor demſelben war, im Geiſterreich fortgelebt und in ſeinem neuen Leben das Vermögen beibehalten habe, ſich mit einem noch in dieſem Erdenleben befangenen Sterblichen zu unterreden; und dieſe beiden Reſultate würden, trotz aller Ungereimtheiten, die aus ihnen hervorzugehen ſcheinen mögen, eben ſo gewiß ſeyn, als die Thatſache ſelbſt, wovon ſie unmittelbare Folgen ſind. Daß aber dieſe vorgebliche Thatſache oder irgend eine andere dieſer Art jemals zu einer ſolchen hiſtoriſchen Gewißheit zu bringen ſey, daß kein Vernünftiger ihr ſeinen Glauben verſagen könnte: dieß iſt, was ich ſchlechterdings leugne.

Selmar. Wie erklärſt du dir denn das, was die Königin Ulrike, als etwas zwiſchen ihr und Swedenborg wirklich Vorgegangenes, erzählte?

Wilibald. Ich befinde mich augenblicklich in demselben Fall wie diese Majestät selbst; ich begreife nichts davon, aber ich glaube nicht, daß Swedenborg weder mit dem verstorbenen Prinzen noch irgend einem andern Verstorbenen wirklich gesprochen habe.

Selmar. Die Königin müßte also (wie Blandine schon vermuthete) die ganze Geschichte geradezu er — dichtet haben? —

Wilibald. Oder Swedenborg hätte auf irgend einem natürlichen Wege die geheimen Worte, die der Prinz in dem und dem Fenster der Galerie zu Charlottenburg zu ihr gesprochen, erfahren und hätte das Vorgeben, sie erst nach dem von der Königin erhaltenen Auftrag aus dem Munde des Verstorbenen entnommen zu haben, blos erdichtet oder, deutsch zu reden, erlogen, um sich dadurch in den Credit eines außerordentlichen Mannes zu setzen und sein vorgeblich erhaltenes Vorrecht, zugleich in dieser und in der unsichtbaren Welt zu leben, durch ein recht auffallendes Factum in den Augen des großen Haufens zu begründen. Dieses Letztere scheint auch die Meinung der Königin gewesen zu seyn, und es muß ihr also die Möglichkeit wenigstens dunkel vorgeschwebt haben, wie Swedenborg hinter etwas gekommen seyn könnte, wovon sie geglaubt hatte, daß es ein ausschließliches Geheimniß zwischen ihr und ihrem Bruder geblieben sey. In der That ist auch das Unwahrscheinlichste und Unglaublichste, wenn es nur nicht ganz aus dem natürlichen Wege heraustritt, eher zu glauben, als etwas, das mit allen bekannten Naturgesetzen in offenbarem Widerspruch steht.

Selmar. Es müßte also auch mit der Entdeckung der verlornen Quittung die nämliche Bewandtniß gehabt haben?

Wilibald. Ich ſehe nicht, warum ich nicht ſollte annehmen dürfen, daß Swedenborg zufälliger Weiſe gerade derjenige, der den holländiſchen Geſandten beim Leſen in Bayle's Wörterbuch unterbrochen, geweſen ſey und alſo auch habe bemerken können, daß der Geſandte eine Quittung in das Buch gelegt, um den Ort zu bezeichnen, wo er im Leſen ſtehen geblieben. Um auf den erſten Blick auch die Rubrik des Artikels zu bemerken, brauchte Swedenborg nichts als ein Paar gute Augen und, des Bemerkten ſich bei Gelegenheit wieder zu erinnern, nichts als ein gutes Gedächtniß. Uebrigens verdient noch in Betrachtung gezogen zu werden, daß Swedenborg weder in der erſten noch in der andern Anekdote ausdrücklich ſagt, daß er die Nachrichten, die er der Wittwe des Geſandten und der Königin ertheilt, aus dem Munde der Verſtorbenen habe: er begnügt ſich, beiden Damen die verlangte Auskunft zu geben, und überläßt es ihnen ſelbſt, ſich die Frage, wie er dazu gekommen ſey, zu beantworten. Da die Meinung von ſeinem Umgang mit den Geiſtern damals in Stockholm bereits Credit zu gewinnen anfing, ſo konnte er ſich darauf verlaſſen, daß man dieſen Ereigniſſen die wunderbarſte Urſache unterlegen würde.

Selmar. Du hältſt alſo, wie ich ſehe, den guten Swedenborg geradezu für einen Betrüger?

Wilibald. Ich ſpreche nicht gern über außerordentliche Menſchen ab. Wer kann ſagen, was eine ſehr ſtarke Anlage zur Schwärmerei, mit der Begierde, etwas Außerordentliches zu ſeyn und zu ſcheinen, vereinigt, bei dieſer oder jener einzelnen Perſon für ſeltſame Ausweichungen aus der gemeinen Bahn der Vernunft und Moralität bewirken kann? Auch hierüber glaube ich dem Urtheil der Königin ohne Bedenken beitreten zu können.

Selmar. Und so wären wir denn mit [illegible]borgischen Anekdoten, wovon du mich so viel erwarten [illegible], noch gerade da, wo uns die Erscheinungen der Frau Doctorin W. gelassen haben?

Wilibald. Mir ist leid, daß ich Ja sagen muß. Indessen tröste ich mich mit der Ueberzeugung, daß uns keine andere Geschichte, die in dieses Fach gehört, nur ein Haarbreit weiter bringen würde. Denn, kurz und gut, es ist unmöglich, daß ein Mensch, der seiner Vernunft mächtig ist, wenn er selbst etwas dieser Art erfahren zu haben vermeint, sich von der objectiven Realität einer solchen Vision so völlig überzeuge, daß nicht immer, wenigstens einige Zeit nachher, Zweifel in ihm entstehen sollten, ob er nicht entweder von seinen Sinnen oder von seiner Phantasie oder durch die Wirkung eines außerordentlichen Zustandes seines Nervensystems oder durch fremden künstlichen Betrug oder auf irgend eine andere ihm unerforschliche Weise getäuscht worden sey. Ist nicht Herr D. W. selbst, wiewohl er ein Buch über die wirkliche Erscheinung seiner Frau geschrieben hat, ein auffallendes Beispiel hievon? — Und wie könnt' es anders seyn? Wenn wir uns auch in dem Augenblick selbst, da wir von einem solchen Gesichte überrascht würden, nicht erwehren könnten, unsern Sinnen zu glauben: so ist doch der Eindruck, den eine plötzlich erscheinende und eben so schnell wieder verschwindende, unbetastbare Nebelgestalt auf die Sinne machen kann, nicht stark genug, daß er gegen die Wirkung des Nachdenkens und der Zeit lange aushalten könnte. Eine solche Erscheinung ist eine isolirte Begebenheit, von einer unbekannten Ursache in den natürlichen Zusammenhang unsers Lebens eingeschoben, welcher dadurch zwar auf einen Augenblick unterbrochen, aber im geringsten nicht

verändert wird. So wie sie aus nichts entstand, zerfließt sie wieder in nichts und läßt, gleich den Begebenheiten im Traum, keine bleibende Spur zurück. Einem mehr oder minder lebhaften Traum ähnlich, verliert auch das Bild, das im Gedächtniß von ihr zurückblieb, nach und nach von der Wärme seiner Farben; und eine natürliche Folge davon ist, daß wir endlich selbst an der objectiven Realität der gehabten Erscheinung zweifeln und wenigstens ungewiß bleiben, ob wir geträumt oder gewacht haben, oder, wofern wir uns auch des Letztern deutlich bewußt zu seyn glauben, dennoch nie mit uns selbst einig werden können, welcher unbekannten Ursache wir das, was wir einige Augenblicke lang sahen oder hörten, beizumessen hätten. Gesetzt aber, ich selbst z. B. glaubte mein ganzes Leben durch vollkommen gewiß zu seyn, daß eine verstorbene Person mir bei völlig wachen Sinnen und ruhiger Geistesgegenwart erschienen sey, würde ich darum bei andern anständigen und nicht ganz unaufgeklärten Menschen Glauben finden? Sie würden meine Erzählung wie ein anderes Mährchen anhören; und wenn ich mich auch, wie D. W**l, erböte, meine Aussage vor allen Gerichten in der Welt eidlich zu bekräftigen, so würde ich bei den Vernünftigen nicht mehr dadurch bewirken, als daß sie mich von dem Vorsatz, sie wissentlich zu betrügen, frei sprächen; den Glauben, daß ich selbst getäuscht sey, würde ich ihnen nie benehmen können.

Selmar. Leider scheinen mir die Gründe deiner Meinung so einleuchtend, daß ich alle Hoffnung aufgebe, durch Erscheinungen und Experimente auf dem von Herrn W. vorgeschlagnen Wege einiges Licht über den Zustand der Seele nach dem Tode zu erhalten. Aber sonderbar ist doch, wie bei so bewandten Sachen eine so ungeheure Menge von Geister-

und Geſpenſter-Geſchichten ſich über den Erdboden verbreiten und ſogar in Ländern, die ſich ſchon ſeit Jahrhunderten einer immer ſteigenden Cultur rühmen, bis auf dieſen Tag nicht ausgerottet werden konnte. Ein ſo unverdränglicher und allgemeiner Volksglaube kann doch ſchwerlich einen ſchwachen, zufälligen, auf bloſen Sagen und Mährchen beruhenden Grund haben — er muß in der menſchlichen Natur ſelbſt tief gewurzelt ſeyn. Iſt es vielleicht eine allen Menſchen angeborne dunkle Ahnung der Unſterblichkeit unſers Weſens, was den Erſcheinungen verſtorbener Perſonen den Urſprung gab, und was uns den Erzählungen dieſer Art, wenn ſie nur einigen Schein von Wahrheit von ſich werfen, ſo gernglaubig entgegenkommen macht?

Wilibald. Mir iſt's nicht unwahrſcheinlich, daß ein ſolches Ahnungsvermögen in dem räthſelhafteſten, noch viel zu wenig gekannten und erforſchten Theil unſrer Natur, den man die Einbildungskraft nennt, ſchlummere und vielleicht im Wachen ſowohl als im Schlafe die Quelle mancher unſrer Träume ſey. Indeſſen erkläre ich nicht gern Dunkles aus eben ſo Dunkelm. Irr' ich nicht, ſo liegt uns der Schlüſſel zu dieſem Geheimniß näher, als wir vermuthen. — Es iſt eine alte, unzählige Mal gemachte Erfahrung, daß eine lange Zeit hingeht, bis ein Menſch, der durch irgend einen Zufall einer Hand, eines Armes oder Fußes verluſtig worden iſt, auch ein dunkles Bewußtſeyn, das verlorne Glied noch immer zu beſitzen, verliert, wiewohl er beinahe alle Augenblicke Gelegenheit hat, den Gebrauch desſelben zu vermiſſen. Ich halte mich gewiß, eben dasſelbe müſſe, vermöge der innern Oekonomie unſrer Natur, auch der Fall ſeyn, wenn wir einer Perſon, mit welcher wir lange in ſehr nahen und innigen Verhältniſſen gelebt haben, durch den Tod beraubt werden.

Ein Beiſpiel, das ich anführen könnte, — überzeugt mich, daß tauſend andere — oder vielmehr, daß alle nicht ganz gefühlloſe Menſchen in dieſem Falle mehr oder weniger — das Nämliche erfahren müſſen —

Erlaube mir, lieber Bruder, ſagte Blandine, da ſie aus der veränderten Stimme und dem Stocken ihres Bruders ſchloß, daß es ihm zu ſchwer fallen würde, fortzufahren, erlaube mir, daß ich meine eigene Erfahrung für dich reden laſſe. Unſer Freund weiß, wie herzlich die Freundſchaft war, die mich von früher Jugend an mit meiner vor drei Jahren verewigten Schweſter verband. Ohne den Umſtand, daß eine langſame Abnahme ihrer Kräfte und endlich eine ſehr beſchwerliche und aller Hülfe der Heilkunſt hartnäckig widerſtehende Krankheit uns in die traurige Nothwendigkeit ſetzten, zwiſchen immer wechſelnder Furcht und Hoffnung den Augenblick der Trennung täglich näher heranſchleichen zu ſehen, würde es denen, die ſo innig an ihr hingen, kaum möglich geweſen ſeyn, ſie zu überleben —

Blandine hatte ſich zu viel zugetraut, da ſie ſich für ſtark genug hielt, ihren Bruder abzulöſen. Ihre Thränen, die ſie vergeblich zurückzuhalten ſtrebte, erſtickten auf einmal ihre Stimme, und die wehmüthigſte Erinnerung fiel ſo warm und lebhaft auf ihr Herz, daß es ihr unmöglich war, fortzureden. Gute Seele, ſagte Wilibald, indem er ihr mit abgewandtem Geſicht die Hand drückte — ſchäme dich nicht, daß du doch aus noch weicherm Thon gebildet biſt, als ein Mann. Die Zeit hat mich endlich ſtark genug gemacht, ſobald nur die erſte Bewegung vorüber iſt, von dem, was in dieſer wichtigſten Epoche meines Lebens in mir vorging, zu einem Freunde wie Selmar reden zu können.

Selmar. Auch würde ich es ohne diese Rücksicht nicht über mein Herz gewinnen, dich fortfahren zu lassen, wie sehr ich auch die Erfahrungen zu hören wünsche, worin du den Schlüssel zu jenem so alten und allgemeinen Glauben der Menschen zu finden vermeinst.

Wilibald. Glücklicher Weise ist es zu meinem Zwecke nicht nöthig, mich in eine umständliche und ins Einzelne gehende Erzählung der Geschichte meiner Seele in jenem Zeitraum einzulassen. Ich sage glücklicher Weise, theils, weil es nach Verfluß einiger Jahre schwer, wo nicht unmöglich, ist, das, was in einer ungewöhnlichen Lage in unserm Innersten unwillkürlich und ohne unser Zuthun vorging, ganz rein von allen Einmischungen der Phantasie und der Urtheilskraft darzustellen; theils, weil Alles, was sich auf das besondere und in seiner Art, wo nicht einzige, doch gewiß höchst seltene Verhältniß, worin ich sechsunddreißig Jahre mit dem Verewigten gelebt hatte, bezieht, meinem Gefühl auch etwas Heiliges für mich ist und bleiben soll, wovon ich, ohne eine mir selbst unverzeihliche Profanation, mit keinem Dritten reden kann.

Was ich mir also überhaupt von meinem damaligen Gemüthszustand am deutlichsten bewußt bin, ist, daß über ein Jahr lang eine Art von innigem Gefühl, daß sie lebe und mir nahe sey, mich nie verließ; auch dann nicht, wenn ich mit Arbeiten beschäftigt war, wobei die Seele ganz in sich selbst gesammelt seyn muß, um alle ihre Kräfte desto freier und harmonischer zusammenspielen zu lassen. Dieses Gefühl war sehr verschieden von demjenigen, was uns die körperliche Gegenwart einer geliebten Person, mit welcher wir lange gelebt haben, aller Orten, wo wir sie zu sehen gewohnt waren, eine mehr oder weniger lange Zeit, lebhaft

vermiſſen macht. Dieſes letztere Gefühl iſt immer ſchmerzlich; jenes hingegen gewährte mir das einzige Vergnügen, deſſen ich damals fähig war. Es war mit keiner mir bemerklichen Täuſchung der Einbildung verbunden: ich glaubte nicht, ſie zu ſehen oder zu hören; aber mir war, ſie ſehe und höre mich. Ich fühlte ihre Nähe in meinem Innern, und kein Dogmatiker noch Skeptiker hätte mir dir Gewißheit, daß ſie lebe und Antheil an mir nehme, wegvernünfteln können. Sobald ich allein war, unterhielt ich mich mit ihr, ohne des ewigen Monodrama's jemals müde zu werden. Sogar unter den literariſchen Arbeiten, die mich im erſten halben Jahr den größten Theil des Tages über beſchäftigten, wurde ſie ſo oft apoſtrophirt, als ich die Feder auf einen Augenblick niederlegte, ohne daß ich in der vorhabenden Arbeit im geringſten dadurch geſtört wurde. Im Gegentheil, dieſes Gefühl ihrer geiſtigen Nähe hatte die Wirkung auf mich, welche die griechiſchen Dichter dem Anhauch einer Muſe zuſchrieben; es belebte meine Lebensgeiſter und ſtärkte meinen Kopf nicht weniger als mein Herz kräftiger als das beſte Cordial; ja, ich bin überzeugt, daß ich ohne dasſelbe damals nicht nur nichts Erträgliches hervorbringen, ſondern das Daſeyn ſelbſt ſchwerlich hätte ertragen können.

Selmar. Was mich am meiſten wundert, iſt, daß bei einer ſolchen Gemüthsſtimmung deine Phantaſie immer ſo unthätig blieb, als du ſagſt, und dir die Freundin, die dir unſichtbar immer ſo nahe war und ſo ſtark auf dich wirkte, nie in ſichtbarer Geſtalt vor Augen ſtellte, da doch vielleicht nur ein einziger Grad höherer Spannung dazu vonnöthen war.

Wilibald. Ich würde mich ſelbſt darüber wundern, wenn es nicht zu den Eigenheiten meiner Einbildungskraft

(die überhaupt nie ſo feurig war) gehörte, daß ſie mir die individuelle Geſichtsbildung und Geſtalt der Perſonen, die ich am meiſten liebte, ſogar in meiner Jugend, nie ſo lebendig und mit ſo ſcharfen Zügen vorbilden konnte, daß ich, wenn ich ein Maler geweſen wäre, nach dem Bilde, das mir von ihnen in der Phantaſie vorſchwebte, ein ſehr ähnliches Porträt hätte zu Stande bringen können. Dieß war nun auch der Fall bei ihr, die ich inniger als je eine Andere geliebt hatte; und daher erkläre ich mir auch, warum ich ſie ſo ſelten in Träumen ſah. Denn, wiewohl mir ihre geiſtige Gegenwart ſehr wohlthätig war, ſo geſtehe ich doch, daß es Augenblicke gab, wo mir daran nicht genügen wollte; ſo daß ich ſie nicht ſelten mit dringenden Bitten beſtürmte, mir im Traum zu erſcheinen, da dieß doch die einzige Möglichkeit, ſie wiederzuſehen, ſey.

Selmar. Hoffentlich ließ ſie dich keine Fehlbitte thun.

Wilibald. Ich kann nicht ſagen, daß ſie mir dieſe Gefälligkeit nur ein einziges Mal erwieſen; auch dann nicht, wenn ich mein Möglichſtes gethan hatte, ihr die Mühe dadurch zu erleichtern, daß ich meine Phantaſie mit Erinnerungen an die ſchönſten Scenen unſers Lebens zu erwärmen ſuchte. Indeſſen ſtörte mich dieß wenig in jenem wohlthätigen Gefühl ihrer unſichtbaren Nähe, und ich wußte mir allerlei Gründe anzugeben, warum ſie meine Bitte nicht erfüllen wolle, wenn ſie es auch könnte. Kurz, ich gewöhnte mich an den Gedanken, daß, ſeit ihrem Verſchwinden aus der ſichtbaren Welt, keine andere als eine geiſtige Gemeinſchaft — as soul approches soul, wie ein engliſcher Dichter ſagt — zwiſchen uns möglich ſey. Ich ſuchte mich nun durch die Vorſtellung zu entſchädigen, daß ſie, die einſt mein guter Engel in irdiſcher Geſtalt geweſen war, nun eben dieſes

Verhältniß gegen mich und die Ihrigen unsichtbarer Weise fortsetze; und es wurde mir um so leichter, diese Vorstellung lebendig zu erhalten, da ich ein sonderbares Vergnügen daran fand, jeden meiner bessern Gedanken ihrer Eingebung und jedes noch so kleine glückliche Ereigniß meines Lebens ihrer Leitung und Mitwirkung zuzuschreiben. — Doch ich sehe, daß ich ziemlich weit über die Grenzen, die ich mir gezogen habe, hinaus gerathen bin, und will also nichts hinzusetzen, als, daß auch jenes selige Gefühl, nachdem es über ein volles Jahr fast in gleicher Stärke gedauert hatte, endlich dem Einfluß der Zeit und der Zerstreuungen des Lebens unterlag, unvermerkt von seiner Lebhaftigkeit verlor und sich endlich in die Masse jener dunkeln Gefühle zurückzog, deren wir uns zwar gewöhnlich nicht bewußt sind, die aber durch die geringste Veranlassung alle Augenblicke wieder hervorgerufen werden und die Kraft, womit sie auf unser Gemüth wirken, nie ganz verlieren.

Wenn ich von diesem Gefühl alles Individuelle beseitige, so bleibt vermuthlich nichts übrig, als was alle Menschen in ähnlichen Fällen von jeher erfahren haben und immer erfahren werden: nämlich etwas, demjenigen sehr ähnlich, was jeder Mensch, der durch einen Zufall einen Arm oder ein Bein verloren hat, erfährt, indem er, wiewohl dieses Verlustes sich vollkommen bewußt, eine Zeit lang das verlorne Glied noch immer zu besitzen wähnt und seines Irrthums meistens nur in dem Augenblick deutlich gewahr wird, da er Gebrauch davon machen will. Daß auch jenes Gefühl, wie dieses, sich aus der Macht der Gewohnheit ganz natürlich erklären lasse, davon soll jetzt nicht die Rede seyn. Aber dünkt es dich nicht auch, Selmar, daß es eine eben so natürliche Grundlage des mit der Länge der Zeit so gemein gewordenen

Glaubens an Geiſtererſcheinungen habe werden können? Dieſes Gefühl oder, wenn du willſt, dieſer gefühlähnliche Wahn, daß eine verſtorbene Perſon noch da ſey, leiht natürlicher Weiſe allen Erinnerungen an dieſelbe einen höhern Grad von Lebhaftigkeit und Wärme; Beides ſpannt — und bei ſchwerblütigen oder nervenkranken Perſonen überſpannt es auch wohl die Einbildungskraft. Bei manchen, zumal zum Träumen ohnehin geneigten Perſonen bringt es öftere Träume hervor, worin die verſtorbene Perſon lebt und handelt; und ſo wie (nach Agathodämons Meinung) Träume dieſer Art im Kindesalter des menſchlichen Geſchlechts und bei allen Völkern, die noch auf den unterſten Stufen der Bildung ſtehen, den Glauben an das fortdauernde Leben der Verſtorbenen im Lande der Seelen erzeugt zu haben ſcheinen, ſo könnten ſie auch gar wohl den erſten Geſpenſtergeſchichten das Daſeyn gegeben haben.

Wenn dieß aber auch nicht wäre, ſo bedurfte es, um den Glauben an Geiſtererſcheinungen zu begründen, ſchwerlich mehr als einige wenige Fälle, wo der individuelle Nervenzuſtand bei Perſonen von ſtarker Einbildungskraft die Idee eines Verſtorbenen bis zur Anſchaulichkeit außer ſich erhöht hatte. Leichtglaubigkeit und Hang zum Wunderbaren ſetzten dann ſolche vermeinte Ereigniſſe gar bald in Umlauf, und ſie erhielten, wie gewöhnlich, in jedem neuen Munde, der ſie weiter beförderte, irgend einen Zuſatz, der ſie geſchickter machte, Erſtaunen und Schauder zu erregen. In der Folge bemächtigten ſich Schamanen, Prieſter und religiöſe Gaukler aller Arten dieſer reichhaltigen Fundgrube und wußten ſie auf mancherlei Weiſe zu Vergrößerung ihrer Macht über den Unverſtand und die Leidenſchaften roher Menſchen zu benutzen. Die Geiſtererſcheinungen wurden nun immer gemeiner; viele

brachte künſtlicher Betrug, viele unerkannte Selbſttäuſchung hervor; tauſende gewannen ihre Geſtalt blos dadurch, daß ſie von Mund zu Mund fortrollend, unvermerkt zu Volksmährchen wurden; viele, vielleicht die meiſten, waren und ſind noch jetzt bloſe Erzeugniſſe der Furcht und des Aberglaubens. Indeſſen iſt wohl nichts gewiſſer, als daß dieſe lichtſcheuen phantaſtiſchen Weſen, ſo wie ſie ſich gewöhnlich nur bei Nacht und Nebel ſehen laſſen, meiſtens auch nur von ſolchen Perſonen geſehen werden, deren Verſtand noch mit Nacht und Nebel umhüllt iſt, — und wirklich der Philoſoph Eukrates in Lucians Lügenfreund und der Philoſoph W**l in unſeren Tagen ſind, ſoviel ich weiß, die einzigen ihrer Zunft, denen ihre verſtorbenen Gattinnen bei hellem Tage erſchienen ſind.

Selmar. Wie wenig ich auch meine Rechnung dabei finde, ſo ſcheint es doch, ich werde meine Hoffnung, Nachrichten von dem Leben nach dem Tode aus dem Munde wiederkommender Todten zu erhalten, ein für alle Mal aufgeben müſſen. Aber, daß du mir, wie ich beſorgen muß, auch den Glauben, „dein ſo inniges Gefühl der geiſtigen Nähe deiner verewigten Freundin, das dir ſelbſt ein ſo tröſtliches Pfand ihres fortdauernden Daſeyns ſeyn mußte, ſey in der That eine Wirkung ihrer Gegenwart geweſen," daß du mir auch dieſen Glauben, und wär' es nur ein ſüßer Wahn, wegzuvernünfteln geſucht haſt, iſt beinahe mehr, als ich dir verzeihen kann.

Wilibald. Das wolle der Himmel nicht, lieber Selmar, daß ich dir irgend einen ſüßen Wahn rauben ſollte, der zu deiner Glückſeligkeit oder Ruhe nöthig wäre! Ich ſelbſt bin ein zu großer Freund von unſchuldigen Täuſchungen — und wenn du jenen ſüßen Wahn vollends gar zu wirklichem

Glauben erhöhen könnteſt, was würden dich alle meine Vernünfteleien kümmern?

Selmar. Du ſelbſt haſt ja geſtanden, daß du eine beträchtliche Zeit lang jenen Glauben —

Wilibald. Verzeihung, Freund! Es war mehr als Glauben; es war wirklich eine Art von Gefühl; wenigſtens weiß ich ihm keinen andern Namen zu geben, wiewohl mir jetzt nur allzu wahrſcheinlich iſt, daß etwas Täuſchendes darin war; ich will ſagen, daß die Urſache davon blos in mir ſelbſt, nicht in einer unmittelbaren Einwirkung der Verewigten zu ſuchen war. Würde es wohl, wofern das Letztere ſtattgefunden hätte, mit der Zeit immer ſchwächer geworden ſeyn? und würde es nicht, wenigſtens zuweilen, in ſeiner ganzen ehmaligen Stärke wiederkehren?

Selmar. Warum dieß nicht geſchieht, davon ließe ſich eine ſehr natürliche Urſache angeben. Könnte ſie dir nicht anfangs noch nahe geblieben ſeyn und erſt eine geraume Zeit nachher eine Beſtimmung, die ſie von dir entfernte, erhalten haben?

Wilibald. Ich kann freilich nicht beweiſen, daß dieß ſchlechterdings unmöglich ſey; aber ich habe meine Urſachen, es nicht zu glauben.

Selmar. Zum Beiſpiel?

Wilibald. Gerade heraus zu reden, Freund Selmar, ich bin überzeugt, daß der Tod aller Gemeinſchaft und allen Verhältniſſen zwiſchen den Verſtorbenen und den Lebenden ein Ende macht.

Blandine. Der Himmel bewahre mich vor einer ſo troſtloſen Ueberzeugung! O des leidigen Vernünftelns über Dinge, worüber wir allein die Stimme des Herzens hören ſollten! Vor zwei Jahren, Bruder, hatteſt du doch einen ganz andern Glauben.

Wilibald. Auch war es glücklich für mich, daß ich ihn hatte. Leider! beruhte er auf einer bloſen Täuſchung; aber ohne dieſe Täuſchung würde ich vermuthlich das Vergnügen nicht haben, mich jetzt mit dir und meinem Freund zu unterhalten.

Selmar. Mir geht es wie den Eiferſüchtigen, die nichts ſo ſehr fürchten, als die Zweifel, ſo man ihnen gegen die Treue ihrer Geliebten beigebracht hat, beſtätiget zu ſehen, und dennoch nicht aufhören, zu fragen und zu forſchen, bis ihnen die verhaßte Wahrheit in die Augen blitzt.

Wilibald. Dieß iſt, denke ich, ein Zug, den du mit allen Sterblichen gemein haſt. Eine innere Nothwendigkeit treibt uns, in Allem nach Wahrheit zu ſtreben, auch wenn ſie unſern Neigungen und Wünſchen entgegen ſteht. Irrthum kann uns angenehm ſeyn, aber nie befriedigen. Ich ſagte dir, ich ſey überzeugt, daß der Tod alle Gemeinſchaft zwiſchen Todten und Lebenden aufhebe. Man kann aber auch von der Wahrheit eines Irrthums überzeugt ſeyn, und warum ſollte dieß nicht auch der Fall mit mir ſeyn können? Höre alſo meine Gründe und urtheile dann ſelbſt! Nur bitte ich, daß die Rede nicht mehr von mir, ſondern von irgend einem Cajus oder Titius ſey, der in der Sache, wozu wir ihn gebrauchen, Stellverweſer des ganzen männlichen Geſchlechts ſeyn kann. Denke dir alſo einen ſolchen Cajus, der mit tauſend Anderen das Unglück gemein hatte, einer geliebten Gattin (die uns Fannia heißen mag) durch den Tod beraubt zu werden. Er hatte ſie einſt (wie wir vorausſetzen wollen) beim erſten Anblick für die Einzige zu erkennen geglaubt, die ganz nach ſeinem Herzen ſey; und ſo hatte er ſie in einer langen Reihe von Jahren immer gefunden. Sie beſaß alle Tugenden ihres Geſchlechts und war von allen Gebrechen, Unarten und

Schwächen desſelben frei. Mit der treueſten Anhänglichkeit lebte ſie allein für ihn, ertrug ſeine Fehler mit der Sanftmuth eines Engels und fand keine Aufopferung zu ſchwer, wenn ſie ihm einen Kummer, eine Sorge, ja nur einen unangenehmen Augenblick erſparen konnte. Ihre Liebenswürdigkeit, ihr Verſtand, ihre ſich ſelbſt immer gleich heitere, ſanfte und angenehme Sinnesart, ihre anſpruchloſen Tugenden und ihre unendlichen Verdienſte um ihn hatten ſie ihm ſo unentbehrlich gemacht, daß er ſich kein größeres Elend denken konnte, als ſie zu verlieren. Ich ſetze Alles dieß voraus, weil die Verbindung mit einem ſolchen Weibe nothwendig die ſchönſten und zarteſten Verhältniſſe des menſchlichen Lebens in ſich ſchließt; gerade ſolche, von welchen man am ſicherſten hoffen ſollte, daß ihre Erinnerung und die davon unzertrennlichen Geſinnungen ihr ins andere Leben folgen müßten. Und doch fürchte ich ſehr, dieſe Fannia — die hier blos für die Stellvertreterin aller Frauen ihrer Art gelten ſoll — ſie, die ihrem Manne ſo viel war, konnt' es doch blos dadurch ſeyn, daß ſie ein Weib war. Alle jenen ſchönen Verhältniſſe entſprangen (wenn ich mich eines von einem alten Minneſänger geſtempelten Wortes bedienen darf) aus ihrer Weiblichkeit, und mit dieſer mußten ſie alſo auch verſchwinden. Wäre ſie ein Engel, ein zehnfacher Engel geweſen, es half nichts; um Fannia zu ſeyn, mußte der Engel ein Weib, aber freilich gerade dieſes individuelle Weib ſeyn, das ſie war; durch Alles, was ſie mehr oder weniger geweſen wäre, hätte ſie aufgehört, Fannia zu ſeyn, und alle ihre individuellen Verhältniſſe gegen Cajus, die das Glück ſeines Lebens machten, hätten aufgehört. Dieß iſt Natur der Sache und kann, trotz Allem, was von und über die platoniſche Liebe je geſchwärmt worden iſt, nicht anders ſeyn. Unfehlbar liebte Cajus ihre Seele — was

hätte ſie ihm ohne dieſe ſeyn können? — aber er liebte Fanniens Seele, und dieſe, um Alles für ihn zu ſeyn, was ſie ihm war, mußte gerade mit Fanniens Leib und keinem andern vereinigt ſeyn.

Selmar. Alles dieß dünkt mich ſo klar, daß es keines weitern Beweiſes bedarf noch fähig iſt.

Wilibald. Gut, lieber Selmar. Es iſt dir alſo ohne Zweifel auch klar, daß, wenn der große Zauberer Merlin ſie in irgend eine andere Perſon ihres Geſchlechts oder in den vollkommenſten aller Männer oder in irgend ein anderes Weſen verwandelt hätte, eben dasſelbe erfolgt, und mit jener individuellen Fannia alle ihre eigenthümlichen Verhältniſſe zu Cajus verſchwunden wären.

Selmar. Nun ſehe ich, wo du hinaus willſt. Der Tod iſt dieſer leidige Zauberer, der, indem er Fanniens Form zerſtörte, ſie ſelbſt und Alles, was ſie dem armen Cajus war, vernichtete. Die Platoniker mögen ſagen, was ſie wollen, Fanniens Seele iſt nicht Fannia; das Sichtbare und das Unſichtbare gehören zuſammen: die Perſon iſt nicht mehr, ſobald das Band zerſchnitten iſt, das Leib und Seele zu einem harmoniſchen Ganzen zuſammenſchlang; und an dieſes Ganze waren ja alle die ſchönen Verhältniſſe gebunden, die zwiſchen ihr und Cajus beſtanden. Nicht wahr, dieß iſt, was du meinſt?

Wilibald. Du ſcheinſt mich ſehr wohl begriffen zu haben.

Selmar. Aber können und müſſen dann nicht nach der Auflöſung jenes Bandes andere ähnliche Verhältniſſe eintreten? Muß denn der Geiſt, der Fannien beſeelte, weil er ſeinen ehemaligen Leib verlaſſen hat, darum aufhören, diejenigen zu lieben und Theil an ihnen zu nehmen, die er in

ſeinem vorigen Leben am meiſten geliebt, und deren Wohlfahrt ihn einzig beſchäftigt hatte?

Wilibald. Ich will hier nicht die unbeantwortliche Frage, was iſt der Geiſt im Menſchen? gegen dich geltend machen; denn dieſe würde allem Philoſophiren über den Gegenſtand, womit wir uns unterhalten, auf einmal ein Ende machen. Wir wollen thun, als wüßten wir ſo gut, was Geiſt iſt, als alle andere Menſchen in der Welt, und ſo antworte ich: was dem armen Cajus von der todten Fannia noch übrig iſt, kann ihm ohne ihren Geiſt nichts mehr ſeyn und muß unter die Erde. Ihren Geiſt kann er weder ſehen noch hören; aber das Uebel iſt gegenſeitig, ihr Geiſt kann auch ihn weder ſehen, noch hören, noch anſprechen, denn er hat weder Augen, noch Ohren, noch Sprachorgane mehr. Deſſenungeachtet würde er unfehlbar noch immer liebevollen Antheil an Cajus nehmen, wenn er nicht, zugleich mit jenen Gliedmaßen, auch das Erinnerungs-Organ und mit dieſem alle Vorſtellungen von ſeinem vorigen Leben und deſſen Verhältniſſen verloren hätte.

Selmar. Das iſt erbärmlich!

Blandine. Geben Sie ſich zufrieden, guter Selmar — Es iſt kein wahres Wort an Allem, was er da ſagt — Es kann unmöglich ſo ſeyn, und ich wette, er glaubt es ſelbſt nicht.

Wilibald. Ruhig, Blandine!

Blandine (zu Selmar). Denken Sie nur an D. W**ls ätheriſches Organ, das die Seele mit ſich nimmt, indem ſie ſich von ihrer irdiſchen Schale ablöst.

Selmar. Beinahe hätt' ich es in der erſten Angſt vergeſſen. Wenn ich recht berichtet bin, ſo haben die berühmteſten Philoſophen aller Zeiten der Seele einen ſolchen un-

ſichtbaren Leib zugeſchrieben, den ſie nie verläßt, und mittelſt deſſen ſie immer im Zuſammenhang mit der materiellen Welt bleibt.

Wilibald. Alle jene ſcharfſinnigen Herren wußten ſo wenig als du und ich, was Geiſt und Materie iſt, und haben auch ihre Idee von einem der Seele eigenthümlichen ätheriſchen Leibe nie für mehr als eine Vermuthung ausgegeben. Aber, es ſey, wie du willſt! was gewinnen wir dabei? Fürs Erſte kann dieſes unter keinen unſerer Sinne fallende Seelenorgan eben darum auf keinen unſerer Sinne wirken und iſt alſo ſchlechterdings ungeſchickt, den Geiſt, dem es zugehört, in Gemeinſchaft mit uns zu bringen. Aber, auch dieſes phyſiſche Unvermögen bei Seite geſetzt, wie ſollte Fanniens Geiſt ſich noch immer mit ihren vormaligen häuslichen, ehelichen und mütterlichen Verhältniſſen beſchäftigen können, da durch die Trennung von ſeinem weiblichen Körper alle die zarten Fäden zerriſſen ſind, wodurch er in ihrem irdiſchen Leben an dieſen Verhältniſſen hing? Sollten ihm auch einige Spuren davon zurückgeblieben ſeyn, ſo müſſen ſich dieſe doch in dem neuen geiſtigen Leben, das er begonnen hat, ſehr bald verwiſchen, und höchſtens mag er ſich ihrer noch eine Zeit lang, ſo wie erwachſene Perſonen der Spiele, Freuden und Leiden ihrer frühen Kindheit, erinnern. Kurz, alle dieſe ſchönen Verhältniſſe, die einſt zwiſchen Fannia und ihrem Gatten beſtanden und die Quellen ihrer reinſten Glückſeligkeit waren, liegen nun in Fanniens Grab und leben nur noch im Andenken des letztern, bis er ſelbſt aufhören wird, zu ſeyn, was er jetzt iſt.

Blandine (mit Wärme). Kannſt du dieſen Gedanken ertragen, Bruder?

Wilibald. Ich muß.

Blandine. Ich nicht! Mein Herz übertäubt alle deine Vernunftschlüsse. Es sagt mir, daß sie nicht wahr sind, wiewohl ich sie nicht zu widerlegen vermag. Mit einem Wort, ich fühl' es, daß Fannia noch lebt und mich liebt, und —

Wilibald. Ich fühlt' es nicht weniger als du, gute Blandine, und wähn' es öfters noch zu fühlen; — aber ich weiß, leider! daß es bloße Täuschung ist. Wir sahen Fannien in mehr als hundert Millionen Augenblicken lebend und nur wenige Augenblicke todt: der Eindruck, der uns von ihrem Leben blieb, ist also hundert Millionen Mal stärker als der von ihrem Tode; und so geht es ganz natürlich zu, daß das innere Gefühl, worin alle jene Eindrücke, wie Millionen einzelner Dünste in einem Regentropfen, zusammenfließen (das Gefühl, das uns sagt, sie lebe), ein so mächtiges Uebergewicht für unser Herz hat.

Blandine. Du bist ein grausamer Mensch!

Wilibald. Das bin ich nicht, Blandine! Was für eine Freude könnt' ich darin finden, mir selbst eine tröstliche Vorstellung zu rauben, wenn es in meiner Willkür stände, anders zu denken? Aber gib dich zufrieden, Liebe! Was dir das Resultat meiner Schlüsse so verhaßt macht, ist bloßer Wahn; und ein Wahn, der noch dazu nicht aus reiner Liebe, sondern aus einem sehr eigennützigen Gefühl entspringt. Oder warum genügt dir nicht an dem Gedanken, daß die geliebte Todte, die du beweinst, noch lebt und glücklicher ist als wir, obgleich das Wie von Beiden außerhalb der Gränzen unseres Wissens liegt? Warum willst du ihr noch immer wichtig genug seyn, daß sie sich mit dir beschäftige?

Blandine. Dafür könnt' ich einen sehr guten Grund angeben — aber ich schweige.

Wilibald. O, ich weiß recht gut, was du verſchweigſt, liebes Trotzköpfchen! Aber die Rede iſt jetzt nicht von dem, was wir wünſchen oder unſerm Herzen zu Gefallen glauben, oder was vielleicht ein moraliſches Bedürfniß für uns iſt.

Selmar. Du behaupteſt alſo, wie ich höre, daß unſer Geiſt mit dem Körper, den er beſeelte, auch des Bewußtſeyns deſſen, was er im Leben war, erfuhr und that, durch den Tod verluſtig werde? daß kein ihm ſelbſt deutlicher Zuſammenhang zwiſchen ſeinem neuen und vorigen Leben Statt habe? mit einem Wort, daß er aufhöre, die Perſon zu ſeyn, die er war, und, wofern anders ein neues Daſeyn für ihn beginnt, eine ganz neue Perſon zu ſeyn anfange?

Wilibald. Ich kenne die Geiſterwelt zu wenig, als daß ich ſo ganz poſitiv über dieſe Dinge abſprechen möchte. Es können uns unbegreifliche Einrichtungen in ihr getroffen ſeyn; und wie weit ſind wir noch entfernt, die Kräfte und innern Formen unſeres Geiſtes ergründet zu haben? Indeſſen leugne ich nicht, daß mir der Verluſt der Erinnerung unſeres vorigen Lebens ein nothwendiges Reſultat meiner Behauptungen zu ſeyn ſcheint.

Selmar. Ein gräßliches Reſultat, Freund Wilibald! Denn, wofern es ſo iſt, wie du ſagſt, ſo iſt mit dem Tod Alles aus; die Welt, worin ich bisher gelebt und gewirkt habe, verſchwindet auf ewig vor mir; Ich bin nicht mehr, denn das Weſen, das nun ſtatt meiner zu leben beginnt, iſt nicht Ich; es iſt ein ganz neues Individuum, und es mag ſich in ſeinem neuen Zuſtande noch ſo wohl befinden, Ich genieße nichts davon; denn Ich bin im eigentlichen Sinn des Wortes todt und abgethan. Kann etwas Troſtloſeres ſeyn, als dieſer Glaube?

Blandine. Schwerlich! Ich wollte lieber auf der Stelle [illegible] Leben entsagen, als dem Gedanken, daß der [illegible] mich [illegible] denn wieder vereinigen wird, die ich im [illegible] liebt habe.

Wilibald. Wer sagt, daß dieß nicht geschehen könne?

Blandine. Keine Sophistereien, Wilibald! Was hälfe mir's, meine Schwester wieder zu finden, wenn wir uns nicht wieder erkennen würden?

Wilibald. Liebe Kinder, ich sehe, daß ihr vor Gespenstern erschreckt. Das Resultat, das Selmar ganz richtig aus meinen vorigen Behauptungen gezogen hat, sieht nur darum so gräßlich aus, weil ihr ihm noch nicht recht ins Gesicht gesehen habt, oder vielmehr, weil ihr es noch durch einen Nebel seht, der seine wahre Gestalt verzerrt und verdüstert. Eine kleine Aufmerksamkeit wird euch, denke ich, überzeugen, daß der Verlust, der uns Allen bevorsteht, im Grunde wenig zu bedeuten hat. Fürs Erste scheint es sonderbar, wie wir uns vor einem Verlust so sehr fürchten können, den wir nicht nur unser ganzes Leben durch stückweise täglich erleiden, sondern bereits, vielleicht schon öfters, erlitten haben. Verwischen sich denn nicht täglich eine Menge Eindrücke, welche die Vergangenheit in unserm Gedächtniß zurückgelassen hat? Werden diese Erinnerungen nicht immer schwächer, so wie ihre Gegenstände sich von uns entfernen, und verlieren sie sich nicht endlich ganz in dem Dunkel, das den größten Theil unseres Innern bedeckt? Wird dieser anfangs unmerkliche Verlust nicht von Zeit zu Zeit sehr merklich, und nimmt nicht nur die Masse unserer Erinnerungen, sondern auch die Lebhaftigkeit unseres Bewußtseyns der übrigbleibenden im hohen Alter [illegible] so sehr ab, daß die meisten Greise sich endlich selbst [illegible] und in einem Zustand, der nicht einmal den

Namen des Vegetirens werth ist, ein sichtbares Bild dessen darstellen, was sie nach dem Tode seyn werden? Wir sind hierin einem Reichen ähnlich, der zwar täglich einnimmt, aber auch täglich ausgibt, und das Letztere in einem so ungleichen Verhältniß zur Einnahme, daß er endlich unvermerkt sein Capital selbst aufgezehrt hat. Daß die Lebhaftigkeit der Gegenwart, in welcher wir gewöhnlich mit unserer ganzen Energie befangen sind, das Vergangene überhaupt verdunkelt, lehrt die tägliche Erfahrung. Aber es gibt auch überdieß gewisse Epochen im Leben, wo die Veränderung, die mit uns vorgeht, so groß ist, wo die Umgebungen und der Wirkungskreis, worein wir uns auf einmal gesetzt sehen, von Allem, was uns vorher umgab und beschäftigte, so stark absticht und so wenig Beziehung darauf hat, daß wir gewissermaßen ein ganz neues Leben beginnen, und unser voriges Daseyn dadurch in ziemlich kurzer Zeit in einen Schatten gesetzt wird, worin das Ganze desselben uns kaum mit schärfern Umrissen und hellern Farben erscheint, als ein Traum, der etwas mehr Sinn und Zusammenhang zu haben schien, als sonst in Träumen gewöhnlich ist. Ich könnte hievon aus Erfahrung reden; aber ich bin gewiß, daß alle Menschen, deren Schicksal es war, in eine große Mannigfaltigkeit von Veränderungen verflochten zu werden, ihren Wohnort öfters zu wechseln, in neue Verhältnisse zu kommen und in eine für sie ganz neue Welt versetzt zu werden, das Nämliche erfahren haben müssen. Aufs wenigste eine Epoche dieser Art haben alle Menschen mit einander gemein, nämlich die drei oder vier ersten Jahre der Kindheit, deren wohl Niemand in seinem fünfzigsten sich mehr bewußt ist. Denn, wofern uns auch einige schwache Erinnerungen aus diesem Alter geblieben scheinen, so sind es wohl blos Erinnerungen dessen, was uns von unsern Müttern

und andern mit unſerer Kindheit beſchäftigten Perſonen davon erzählt wurde.

Selmar. Verzeihe, wenn ich die Folge deiner Gedanken unterbreche, um zu bemerken, daß die Urſache, warum wir in reifen Jahren das Bewußtſeyn unſerer Kindheit verlieren, ſchwerlich eine andere iſt, als weil der Menſch in dieſem Alter nur ſehr uneigentlich eine Perſon genennt werden mag, da er noch, ohne Gewalt über ſich ſelbſt, bei dem ſchwachen Schein einer nur langſam aufdämmernden Vernunft in einer Fluth von ſinnlichen Gefühlen und Trieben ſchwimmt und ſich von andern thieriſchen Weſen blos durch höhere, aber noch unentwickelte Anlagen unterſcheidet. In dieſem Allem iſt der Abſtand des Kindes vom erwachſenen vollſtändigen Menſchen ſo groß, daß meines Erachtens von dem Verluſt des Bewußtſeyns unſerer Kindheit auf den Verluſt der Perſönlichkeit nach dem Tode nicht richtig geſchloſſen werden kann.

Wilibald. Deine Bemerkung, lieber Selmar, iſt meiner Behauptung günſtiger, als du dir vorſtellſt. Nichts davon zu ſagen, daß du einen ſehr beträchtlichen Theil des menſchlichen Geſchlechts, nämlich aufs wenigſte alle Kinder, die unter ſieben Jahren ſterben, von dem Vorrecht der Unſterblichkeit, welche nach dir lediglich von der Perſönlichkeit abhängt, ausſchließeſt: läßt ſich denn etwa leugnen, daß bei Weitem die größte Anzahl der Menſchen, in Anſicht ihres Verſtandes und ihrer Sittlichkeit oder, richtiger zu reden, wegen ihres Unverſtandes und der unheilbaren Inconſequenz und Unſittlichkeit ihres Benehmens im Leben, immer Kinder bleiben? Iſt der gegenwärtige Zuſtand dieſer nie zur Reife gelangten Thiermenſchen — und wie ungeheuer groß iſt nicht ihre Anzahl auf dem ganzen Erdboden! — nicht, wenigſtens in Vergleichung mit dem geiſtigen Leben, worein uns der Tod verſetzt,

wahre Kindheit? Wenn der Abstand des Kindes von dem Manne, der sich in vollständigem Besitz aller seiner vielgeübten Kräfte und ausgebildeten Anlagen befindet, groß genug ist, das ganze Gemälde des kindischen Alters aus der Erinnerung des Mannes auszulöschen; wenn die bloße Versetzung in einen von dem vorhergehenden sehr verschiedenen Zusammenhang von Gegenständen, Verhältnissen und Beschäftigungen des gegenwärtigen Lebens hinreichend ist, jenen in unserm Gesichtskreise so weit zurückzurücken, daß wir uns seiner kaum lebhafter als eines Traumgesichtes erinnern: wie dürfen wir hoffen, daß eine gänzliche Abtrennung von der Welt, worin wir bisher gelebt haben, dieselbe Wirkung nicht in einem noch viel höhern Grade hervorbringen werde? Wahrscheinlich werden wir uns unseres Menschenlebens nicht einmal als eines Traums erinnern, da uns der Tod des Organs beraubt, mit dessen bloßer Verletzung, folglich um so gewisser mit dessen gänzlichem Verlust, diese ganze Sinnenwelt, aus welcher wir alle unsere Vorstellungen schöpfen, und auf welche wir alle unsere Gedanken und Kraftäußerungen beziehen, auf einmal rein vor uns verschwinden muß. Wie undurchdringlich auch das Dunkel ist, in welches die innere Beschaffenheit des Gehirns und dessen, was es zu Erzeugung unserer sinnlichen Vorstellungen beiträgt, sich unseren Forschungen entzieht, so ist doch so viel gewiß, daß es uns zu diesen Vorstellungen überhaupt unentbehrlich ist, folglich auch zu jeder Erinnerung ehmaliger Anschauungen und Gefühle, an welche die Besinnung dessen, was wir waren, oder, mit andern Worten, die innere Anschauung des Zusammenhangs zwischen unserem gegenwärtigen und vergangenen Leben gebunden ist.

Selmar. Alles, was du mit diesem Raisonnement von mir erhalten kannst, ist, daß ich mich in meinem Glauben

befeſtigt fühle, daß unſere Seele im Tode ein unſichtbares Organ mit ſich nehme, welches vermuthlich mit dem Gehirn und durch dasſelbe mit dem ganzen Nervenſyſtem in der engſten Verbindung ſtand. Angenommen, daß dieſes ätheriſche Organ das wahre Senſorium der Seele ſey, und daß es die materiellen Bilder ihrer ehmaligen Vorſtellungen in ſich enthalte, ſo dünkt mich, ich begreife einigermaßen, wie es möglich ſey, daß die Seele, ohne durch den Tod im Zuſammenhang ihrer Vorſtellungen unterbrochen zu werden, das Bewußtſeyn deſſen, was ſie in ihrem vorigen Leben geweſen, gedacht und gethan, beibehalten könne.

Wilibald. Du beweiſeſt alſo das Daſeyn deines übrigens völlig unbekannten Seelenorgans durch die Unmöglichkeit, die Fortdauer der Perſönlichkeit ohne dasſelbe beweiſen zu können; und du beweiſeſt die Fortdauer der Perſönlichkeit aus dem Daſeyn dieſes Organs. Dieß ſcheint, mit deiner Erlaubniß, ein Cirkel zu ſeyn, wodurch Keines von Beiden bewieſen wird. Wenn ich aber auch ſo gefällig ſeyn wollte, dir das Daſeyn eines ſolchen Organs zuzugeben, ſo gewännеſt du damit wenig oder nichts für die Meinung, die dir und Blandinen ſo ſehr am Herzen liegt. Denn vor allen Dingen müßteſt du außer Zweifel ſetzen können, daß dieſer ätheriſche Leib durch den Tod nicht paralyſirt und zu den Dienſten der Seele ungeſchickt gemacht worden ſey, was doch ſchon zuweilen die Folge außerordentlicher Nervenkrankheiten iſt; denn man hat Beiſpiele von Perſonen beides Geſchlechts, die auf dieſe Weiſe die Erinnerung eines beträchtlichen Zeitraums ihres Lebens und alſo mit ihr einen Theil ihrer Perſönlichkeit auf längere oder kürzere Zeit verloren haben.

Selmar. Vorausgeſetzt, daß der Seele ein unzerſtörbares Organ zum Behuf ihrer Verbindung mit der Körperwelt

auf immer zugegeben iſt, läßt ſich nicht zweifeln, daß es ſeiner Natur nach (außerordentliche Fälle etwan ausgenommen) immer geſchickt ſey, ſeine Beſtimmung zu erfüllen. Auch kann ich den Beiſpielen, deren du erwähnſt, andere von bewährter Gewißheit entgegen ſetzen, wo in einer gewiſſen Art von Verzückung die Seele ſich zum Anſchauen überirdiſcher Gegenſtände erhoben und von unbeſchreiblichen Wonnegefühlen überſtrömt fühlte, während eine todtenähnliche Erſtarrung des ganzen Körpers alle äußere Sinne in gänzliche Unthätigkeit ſetzte. Ich ſelbſt habe eine Perſon, auf welche kein Verdacht eines Betrugs fallen konnte, gekannt, welche dieſe Art von Ekſtaſen öfters erfuhr und, ſowie ſie ihrer äußern Sinne wieder mächtig wurde, ſich deſſen, was ſie in jenem außerordentlichen Zuſtande geſehen und empfunden, noch innigſt bewußt zu ſeyn verſicherte, wiewohl ſie keine Worte fand, es zu beſchreiben. Durch ſolche Beiſpiele glaube ich hinlänglich zu dem Schluß begründet zu ſeyn, daß der Körper paralyſirt und außer aller Thätigkeit geſetzt ſeyn könne, ohne daß das innerſte unmittelbare Organ der Seele deßwegen in ſeinen Verrichtungen geſtört wird.

Wilibald. Ich, lieber Selmar, ſchließe aus ſolchen außerordentlichen Erſcheinungen oder Erfahrungen — nichts. Die innerſte Organiſation unſeres Körpers, die Natur unſeres Gehirns und Nervenſyſtems, das Band zwiſchen Seele und Leib, das Weſen des Geiſtes und der Materie, Alles dieß bedeckt jener undurchdringliche Schleier der Iſis, den noch kein Sterblicher aufgehoben hat. Von dem ätheriſchen Leibe der Seele iſt nicht einmal das Daſeyn bekannt. Was für Reſultate ſollen alſo mit einiger Sicherheit aus einzelnen Erfahrungen gezogen werden können, deren wahre Beſchaffenheit und Urſache (wenn es auch mit der Wahrheit des Factums

seine Richtigkeit hat) so weit außer dem Gebiet aller uns bekannten Naturgesetze und dem Kreise alles menschlichen Wissens liegt, wie das Beispiel, worauf du dich berufst? Aus eben diesem Grunde lege ich auf die von mir angeführten Thatsachen kein entscheidendes Gewicht. Ich kann dein itherisches Seelenorgan unangefochten lassen; ich kann dir sogar zugeben, unsere Seele könne nach dem Tode, so oft es ihr beliebt, ihr ehmaliges Leben oder wenigstens dessen denkwürdigste Ereignisse und Momente darin wie in einer Bildergalerie beschauen: Alles, was du damit gewinnst, ist höchstens der Gedanke, daß du noch im Andenken des geliebten Verstorbenen lebest. Ich gestehe gern, dieß ist z. B. sehr viel für einen in Schmerz und Verzweiflung versunkenen Admet, der in seiner leidenschaftlichen Begeisterung den geliebten Schatten im Begriff sieht, mit einem Trunk aus dem Lethe ein „ewiges Vergessen ihrer Liebe" einzuschlürfen, und das nicht natürlicher ist, als die schwärmerische (von dem großen Tonsetzer Schweizer so unübertrefflich ausgedrückte) Heftigkeit, womit ihn der Dichter ausrufen läßt:

O, flieh, geliebter Schatten, fliehe!
Ich unterläge dem Gewicht
Von diesem schrecklichsten der Schmerzen!
Noch lebt Admet in deinem Herzen,
Dieß ist sein Alles! O entziehe
Dieß einz'ge letzte Gut ihm nicht!

Ich kenne die stärkende Kraft, die uns mit dem schwärmerischen Gedanken, auch im Lande der Schatten noch geliebt zu seyn, anweht; aber in die Länge will sich weder Herz noch Sinn durch eine blos idealische Gemeinschaft zwischen uns und der geliebten Seele beschwichtigen lassen. Beide sehnen sich nach fühlbaren Zeichen einer wirklichen Gegenwart

und Nähe derſelben; man möchte gern von ſeinen Verſtorbenen noch immer geſehen, noch gehört werden und von dem Antheil, den ſie an uns nehmen, wirklichen Genuß und Nutzen haben, kurz, wir möchten, daß Alles noch ſo wäre, als ob ſie nicht geſtorben wären. Aber dazu kann ihnen und uns ihr ätheriſcher Leib nicht verhelfen. Er iſt zu fein, um ohne die Hülfe der vermittelnden und ſtufenweiſe ſich vergröbernden Organe, durch welche er mit den ſichtbaren verwebt war, und deren er durch den Tod beraubt wurde, irgend eine merkliche Wirkung auf Körper wie die unſrigen zu thun. Seine Berührung wird nicht geſpürt, ſeine Stimme nicht gehört, ſeine Geſtalt nicht geſehen, kurz, er iſt für uns eben ſo viel, als ob er gar nicht vorhanden wäre. Bei dieſer Bewandtniß bleibt freilich Jedem die Freiheit unbenommen, ſich zum Behuf der Bedürfniſſe ſeines Herzens mit ſo angenehmen Einbildungen und Dichtungen zu behelfen, als er nur immer kann. Wenn aber (wie dermalen zwiſchen uns) die Rede von dem iſt, was wir vernünftiger Weiſe als wahr oder wenigſtens als das Wahrſcheinlichſte anzunehmen genöthigt ſind, ſo ſehe ich wenig Grund für die Hoffnung, nach meinem Tode dieſelbe Perſon zu bleiben, die ich im Leben war, und folglich die Verhältniſſe und Verbindungen, die einſt das Glück meines Lebens ausmachten, auch im künftigen fortzuſetzen. Das Weiſeſte dürfte alſo wohl ſeyn, uns in das gemeinſchaftliche Loos aller Sterblichen zu ergeben und etwa die Gründe aufzuſuchen, die uns über dieſen Verluſt tröſten können.

Selmar. Mich dünkt, ich werde mich nie mit dem Gedanken ausſöhnen, daß ein Augenblick kommen werde, wo ich aufhöre zu ſeyn. Denn das wäre doch der Fall, wenn ich durch den Tod die Erinnerung deſſen, was ich im Leben war,

und das Bewußtſeyn, daß ich noch dieſelbe Perſon ſey, verlieren ſollte. Ich ſehe ganz und gar keinen wahren Unterſchied zwiſchen gänzlicher Vernichtung und einer Fortdauer ohne Perſönlichkeit. Was geht mich das neue Leben an, das nun für eine mir gänzlich fremde Perſon beginnen mag?

Wilibald. Ich will nicht ſchlechterdings behaupten, daß der Geiſt unmittelbar nach der Trennung vom Körper ſich nicht ſeiner ſelbſt bewußt ſey und einige Erinnerung aus ſeinem vorigen Zuſtand mit ſich nehme. Aber, was mir gewiß ſcheint, iſt, daß dieſe Erinnerung ſich ſehr bald in ſeiner neuen Art zu ſeyn verlieren müſſe, weil alle die Fäden, worin ſie hing, abgeſchnitten ſind, und die neue Welt, die vor ihm aufdämmert und von derjenigen, die er verließ, ſo ſehr verſchieden iſt, ſich natürlicher Weiſe ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit bemächtigt.

Selmar. Nur allzu wahrſcheinlich! Aber das iſt es eben, was ich beklage.

Wilibald. Und ich, lieber Selmar, möchte dich überzeugen können, daß hier wenig oder nichts zu beklagen iſt. Ich müßte mich ſehr irren, oder der wahre Grund, warum man ſich den Verluſt der Erinnerung des vergangenen Lebens als etwas ſo Schreckliches vorſtellt, liegt in einem Trugſchluſſe, den wir vom gegenwärtigen auf das Leben nach dem Tode machen. In jenem kann uns nichts Unglücklicheres widerfahren, als wenn wir durch irgend einen Unfall aller Beſinnung des Vergangenen beraubt werden. Aber warum dieß? Blos darum, weil dieſer Verluſt uns auf einmal aus allen unſeren Verhältniſſen, aus unſerem ganzen Wirkungskreiſe, aus allen unſeren Verbindungen, Entwürfen, Beſtrebungen und Erwartungen herauswirft, unſerem Leben alles Intereſſe benimmt und uns mit einem Wort in den Zuſtand der erſten

Kindheit zurückſetzt. Wahr iſt's, Alles dieß bewirkt der Tod ebenfalls; nur die Folgen ſind nicht eben dieſelben. Der Menſch hat aufgehört; aber der Geiſt, der ſich in einen neuen, ſeiner Natur angemeſſenen Zuſtand verſetzt findet, verliert dabei nichts, was von einiger Bedeutung für ihn ſeyn könnte. Alle ſeine vormaligen Verhältniſſe, Verbindungen, Entwürfe, kurz, ſeine ganze Empfänglichkeit und Thätigkeit bezog ſich auf ſein Menſchenleben; ſowie dieſes aufhört, kann das Vergeſſen derſelben nicht die mindeſten ſchlimmen Folgen für ihn haben und iſt in mancher Rückſicht eher Gewinn als Verluſt. Denn, da es nicht länger in ſeiner Gewalt iſt, denen, die er einſt liebte, Beweiſe ſeiner Theilnahme zu geben, ſo würde die Erinnerung an ſie eher ſeine Ruhe ſtören, als ſein Glück erhöhen. Ueberhaupt was ſollte dem entfeſſelten Geiſt das Andenken an ſein Menſchenleben helfen? Deſſen, was in einem höhern Leben der Erinnerung werth ſeyn möchte, iſt ſo wenig; deſſen, was wir ſchon in dieſem zu vergeſſen wünſchen, ſo viel! Das Andenken an begangene Fehler und Thorheiten, an vereitelte Entwürfe, an vergebliche Bemühungen, vornehmlich an alle Ausbrüche der Leidenſchaften und Launen, wodurch wir uns an Andern und an uns ſelbſt verſündigten, kann in dieſem Leben vielleicht einigen Nutzen bringen, in jenem ganz und gar keinen. Sogar das Andenken an gelungene Bemühungen und bewirktes Gutes würde nur ein ſehr unerheblicher Zuwachs zu der innern Glückſeligkeit eines Geiſtes ſeyn, deſſen Wahrheitsſinn, von allen Blendwerken der Eigenliebe, der Vorurtheile und der Leidenſchaften gereinigt, nun hell und lauter genug iſt, Alles nach innerem Werthe zu würdigen und folglich einzuſehen, wie wenig Gutes ſelbſt der beſte Menſch zu wirken vermag, wie wenig auch von dieſem Wenigen auf ſeine eigene

Rechnung kommt, wie viel falscher Schein und Gleißnerei selbst in seinen Tugenden ist, und wie oft er Böses gewirkt hat, wenn er Gutes zu schaffen wähnte.

Selmar. Wenn wir denn auch von dieser Seite nichts verlören, wer kann sich an den trostlosen Gedanken gewöhnen, seine Geliebten in jenem Leben nicht wieder zu finden? Wer kann der süßen Hoffnung entsagen, sie wieder zu erkennen und sich an ihnen und mit ihnen eines schönern vollkommnern Daseyns zu erfreuen?

Blandine. Ich bekenne rund heraus, daß ohne diese Hoffnung der Tod für mich aller schrecklichen Dinge schrecklichstes wäre.

Wilibald. Das Uebel, meine Lieben, ist nicht halb so groß, als es euch vorkommt. Setzen wir einmal den Fall, zwei liebenswürdige Personen wären als Kinder etwa bis ins vierte oder fünfte Jahr mit einander aufgekommen und hätten sich in dieser Zeit so herzlich geliebt und so viele Freude an und mit einander gehabt, als Kinder dieses Alters nur immer fähig sind. In ihrem vierten oder fünften Jahre wären sie getrennt worden und würden erst nach vierzig Jahren durch irgend einen glücklichen Zufall wieder zusammen gebracht. Ohne Zweifel hätten sich binnen dieser langen Zeit alle Bilder der ersten vier bis fünf Jahre ihres Lebens verwischt, und sie würden sich so wenig erinnern, einander je gekannt zu haben, als ob sie sich nie gesehen hätten. Würde dieß aber verhindern, daß sie einander jetzt, vielleicht schon auf den ersten Blick oder doch nach sehr kurzer Bekanntschaft, tausendmal inniger lieb gewännen als ehmals in ihrer Kindheit? Würden sie nun etwa weniger Wohlgefallen an einander haben und sich in ihrer Freundschaft weniger glücklich fühlen, weil sie vergessen hätten, daß sie schon als kleine Kinder

mit einander gegeſſen, geſpielt, Wieſenblumen gepflückt, Kartenhäuschen zuſammengebaut, ihre Puppen an- und ausgezogen, mitunter auch ihrentwegen einander bei den Köpfen gekriegt hätten und dergleichen? Wie unbedeutend wäre das, was ihrem dermaligen gemeinſchaftlichen Glücke dadurch zuwüchſe, wenn ſie ſich dieſer Kindereien noch erinnerten? Ihr ſeht, daß dieß gerade der Fall mit Allen, die durch Freundſchaft und Liebe in dieſem Leben vereinigt waren, ſeyn wird wenn ſie im künftigen wieder zuſammen gebracht werden, woran ich nicht zweifle, und was wenigſtens nichts Unmögliches iſt.

Blandine. Daß du doch immer Recht behalten mußt!

Selmar. Weil es denn einmal nicht anders ſeyn kann, ſo geſtehe ich, daß mich dieſe Vorſtellung mit dem Verluſt der Freude, meine Geliebten dereinſt wieder zu erkennen, ſo ziemlich ausſöhnt. Dieſe Freude, die in unſerem Erdeleben oft ſo unausſprechlich ſüß iſt, iſt es doch wohl im Grunde blos darum, weil wir noch Menſchen ſind und durchs Wiederſehen in den Genuß aller der ſchönen und zarten menſchlichen Verhältniſſe wieder eintreten, worin wir uns ehmals glücklich fühlten. Dieß iſt z. B. der Fall mit der vorgedachten, aus dem Elyſium ins Menſchenleben zurück verſetzten Alceſte, und der Dichter hat, meines Erachtens, die Natur rein getroffen, wenn er ſie zu ihrem Admet ſagen läßt:

> Ich hab' Elyſiums Glück empfunden,
> Allein dem Augenblick, da ich dich wieder gefunden,
> Iſt keine andre Wonne gleich.

Allerdings wäre der Fall ganz anders geweſen, wenn ſie ſich in der unſichtbaren Welt als Geiſter wieder gefunden hätten.

Wilibald. Wenig Andere haben wohl jene Wonne, von welcher Alceſte ſingt, in einem höheren Grad empfunden, als

ich selbst: denn schwerlich geht sie über die Seligkeit, die Geliebte vom Rande des Grabes ins Leben zurückgebracht zu sehen. Ja sogar das überschwängliche Wonnegefühl, sie aus dem Grabe selbst ins Leben zurückgekehrt zu sehen, hab' ich, wiewohl leider nur im Traum, so lebendig erfahren, als Admet in dem Singspiel, dessen du dich bei dieser Gelegenheit erinnerst. Denn wenige Wochen nach Fannieus Tode träumte mir: ich hätte mich im Kreise aller meiner Angehörigen und Freunde befunden, welche meinen Schmerz mehr durch stille Theilnahme als unzeitige Tröstungen zu lindern gesucht hätten: auf einmal wäre die Thür aufgegangen, und sie, die wir Alle für todt und begraben gehalten, wäre, wie von einer weiten Reise, frisch und gesund zurückgekommen und mit ihrem eigensten schönen Ausdruck der reinsten Freude und Liebe in meine Arme geflogen. Die Einbildungskraft hat kein Bild und die Sprache keine Worte, das Entzücken dieses Augenblicks zu schildern. — Aber die wahre Quelle desselben hast du ganz richtig angegeben, Selmar, und es wäre täuschende Verwirrung reinmenschlicher Verhältnisse mit reingeistigen, wenn ich mir einbilden wollte, das Nämliche könnte beim Wiedersehen in der Geisterwelt stattfinden.

Blandine. Dieser Zusatz ist nicht dazu gemacht, uns eine große Sehnsucht nach der Versetzung unter die Geister einzuflößen.

Wilibald. Auch war er nicht zu diesem Ende gemacht, liebe Blandine.

Selmar. Jetzt, lieber Wilibald, möchte ich dich an etwas erinnern, das meiner Aufmerksamkeit nicht entging, wiewohl es dir nur im Vorbeigehen zu entfallen schien. Wir könnten, sagtest du, uns vielleicht schon mehrmal in dem

Falle befunden haben, die Erinnerung unſers vergangenen Zuſtandes gänzlich zu verlieren. Darf ich fragen, was du damit meinteſt?

Wilibald. Bald hätte ich vergeſſen, dieſes Punktes wieder zu erwähnen; nicht, als ob ich die Sache ſelbſt für zweifelhaft hielte, ſondern, weil ſie zu Begründung meiner Behauptung entbehrlich iſt. Du biſt doch auch der Meinung, Selmar, daß unſre Seele vor ihrer Vereinigung mit ihrem dermaligen Körper ſchon da geweſen iſt?

Selmar. Ich geſtehe, daß ich mich über dieſen Punkt immer mit dichteriſchen Phantaſieſpielen beholfen und nie ernſtaft darüber nachgedacht habe. Indeſſen, da ich mir nicht vorſtellen kann, daß Nichts zu Etwas werden, oder das blos idealiſche Daſeyn im Reich der Möglichkeiten ein wahres Daſeyn genannt werden könne: ſo ſehe ich mich genöthigt anzunehmen, daß unſre Seele ſchon vor unſerm gegenwärtigen Leben exiſtirt haben müſſe.

Wilibald. Wenn dieß iſt, ſo entſteht natürlicher Weiſe die Frage, wie ſie exiſtirt habe?

Selmar. Vermuthlich ebenfalls in Verbindung mit irgend einem organiſchen Leibe. Denn, hätte ſie jemals als reiner Geiſt exiſtirt, ſo wäre unbegreiflich, was ſie geſündigt haben könnte, um eine ſo harte Strafe zu verdienen, wie die Einſperrung in einen irdiſchen Leib für einen ſolchen Geiſt ſeyn müßte; zumal da es offenbar ſcheint, daß alles phyſiſche und moraliſche Elend der Menſchheit eine natürliche Folge derſelben iſt.

Wilibald. Die Unterſuchung des letztern Punktes würde uns zu weit aus unſerm Wege führen. Aber vielleicht gibt es im ganzen Weltall keine vollkommen reine Geiſter, d. i. ſolche, für welche keine materielle Welt vorhanden

wäre, und welche ohne Verbindung mit einem organischen Körper außer sich wirken könnten? — Wie dem aber auch sey, immer bleibt gewiß, daß wir von dem Zustand unsrer Seele vor diesem Leben, von welcher Beschaffenheit er auch gewesen seyn mag, nicht die mindeste Erinnerung haben; und ich sehe keinen Grund, warum wir von dem, was uns schon begegnet ist, als wir einen neuen Körper zu beleben bekamen, nicht auf das sollten schließen dürfen, was uns begegnen wird, wenn wir von diesem Leibe wieder geschieden werden. So wie das Menschenleben, das wir mit unsrer Geburt begannen, keine Fortsetzung des vorigen uns gänzlich unbekannten Lebens ist, so wird auch das Leben, in welches wir durch den Tod geboren werden, aus gleichem Grunde keine Fortsetzung des gegenwärtigen, sondern der Anfang eines ganz neuen seyn.

Selmar. Ich habe dem, was du zum Behuf deiner Meinung vorgebracht, keine Einwürfe aus der Natur der Seele entgegen zu setzen, da Alles, was ich von dieser mit Gewißheit sagen kann, aus Anschauungen geschöpft ist, zu welchen der Körper unentbehrlich scheint. Was sie nach der Trennung von demselben seyn wird, liegt außer dem Gesichtskreis meines Verstandes. Aber noch sehe ich nicht, wie die moralischen Einwürfe zu heben seyn könnten, die deiner Behauptung im Wege stehen. Fürs Erste, so fällt mit dem Verlust dessen, was man die Persönlichkeit nennt, alle Bestrafung der Bösen und Belohnung der Guten im künftigen Leben weg. Wie kann ein Böswicht bestraft werden, wenn er sich nicht mehr erinnert, womit er die Strafe verdient hat?

Wilibald. Mir fällt hier der Apolog von einem frommen muselmänischen Derwisch bei, der in einem Gesicht

eine majestätische Frau von kolossalischer Größe mit einer flammenden Fackel in der einen Hand und einem Eimer voll Wassers in der andern aus den Wolken herabsteigen sah. Der Derwisch erkühnte sich, sie zu fragen, was sie vorhabe? Ich gehe, sagte sie, mit dieser Fackel das Paradies in den Brand zu stecken und mit diesem Wasser das Höllenfeuer auszulöschen, damit reine Liebe Gottes künftig das Einzige sey, was die Menschen zum Guten antreibe und vom Bösen zurückhalte. Diese Frau hatte ein sehr gutes Werk vor, und desto besser, wenn es ihr gelungen wäre, Hölle und Paradies aus der Phantasie der Menschen zu vertilgen. Denn die Furcht, in jene, und das Verlangen, in dieses zu kommen, verändern nichts an der innern Beschaffenheit des Gemüths, und nur der ist gut, der es aus Liebe des Guten oder (was ganz dasselbe sagt) aus reiner Liebe Gottes ist: Unschuld, Güte des Herzens und Rechtschaffenheit des Lebens, jede Tugend und jede gute That, jedes Opfer, das wir der Pflicht bringen, jede Besiegung einer unedeln Leidenschaft belohnt sich selbst und begehrt keinen andern Lohn.

Selmar. Aber die Gerechtigkeit —

Wilibald. Gibt Jedem, was ihm gebührt. Gute und Böse werden durch die natürlichen Früchte ihrer Sinnesart und ihrer Werke belohnt oder bestraft.

Selmar. Nicht immer in richtigem Verhältniß mit ihren Werken.

Wilibald. Woher weißt du das? Wer kann den Grad der Qualen angeben, womit das Gewissen eines großen Verbrechers gepeinigt wird?

Selmar. Ruchlose Verbrecher haben wenig Gefühl für die strafende Geißel des Gewissens. Auch gibt es Bösewichter, die so ungeheure Thaten begangen haben, daß der

Gedanke, sie nicht härter als durch Gewissensbisse bestraft zu wissen, kaum erträglich ist.

Wilibald. Wir sind oft grausam, lieber Selmar, indem wir blos gerecht zu seyn wähnen. So ist es z. B. ziemlich allgemein, daß man für einen Menschen, der große Abscheulichkeiten mit Ueberlegung und kaltem Blute begangen hat, z. B. für einen Giftmischer, einen Vatermörder, einen Räuber, der die Beraubten unmenschlich mißhandelte, keine martervolle Bestrafung zu grausam findet. Und doch ist nichts gewisser, als daß ein Auge, welches tief genug in das Innerste der Menschen und des Zusammenhangs der Dinge blicken könnte, tausend Umstände entdecken würde, welche, wie abscheulich ein Verbrechen an sich selbst seyn mag, dennoch den Unglücklichen, der es beging, mehr zu einem Gegenstand des Mitleidens als des Abscheues machen müssen. Viele dieser Art sind von Kindheit an zu dem, was sie in männlichen Jahren wurden, erzogen worden. Manche sind vielmehr Verrückte und Wahnsinnige, als vorsätzliche Böswichter. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der unmenschliche Robespierre in vollem Ernst ein Brutus, ein echter Patriot zu seyn wähnte, der, um der vermeinten guten Sache den Sieg zu verschaffen, so, wie er verfuhr, verfahren müsse. Die Vorstellung des Glücks vieler tausend Millionen Menschen, welches er in seinem Wahnsinn durch den Tod einiger Hunderttausend fest zu gründen wähnte, machte ihn taub gegen die Stimme der Menschlichkeit, die er auf einem Posten wie der seinige für weibliche Schwäche hielt. Gegen alle Sünder dieser Art wären grausame Strafen ungerecht. Aber bei Weitem der größte Theil der Menschen kann weder gut noch böse genannt werden: sie sind Beides, aber weder das Eine noch das Andere so, daß es ihnen von einem recht richtenden

moraliſchen Gerichtshofe anders zugerechnet werden könnte, als wie man einem Berauſchten den Unfug zurechnen kann, den er in der Trunkenheit begeht. Sie folgen dem Antrieb mechaniſcher Angewöhnungen oder ungeregelter Begierden und Leidenſchaften, von welchen ſie mit der Gewalt eines Stroms fortgeriſſen werden. Das bürgerliche Geſetz iſt genöthigt, indem es das Verbrechen beſtraft, ſich ſelbſt an dem Verbrechen zu rächen: die rein moraliſche Gerechtigkeit hingegen weiß von keiner Rache; und da das Geſchehene nicht ungeſchehen gemacht werden kann, ſo begnügt ſie ſich, das Uebel zu vergüten und den, der es beging, in einen Zuſtand möglicher Beſſerung zu ſetzen. — Was die Guten betrifft, ſo iſt nur zu wahr, daß viele in dieſem Leben ohne ihre Schuld leiden und öfters beklagenswerthe Opfer eines unvermeidlichen Schickſals werden. Was hat jene liebenswürdige und glückliche Familie verbrochen, um, bei einem Erdbeben von der Erde verſchlungen oder von einſtürzenden Gebäuden halb zermalmt, eines langſamen qualvollen Todes zu ſterben? Womit hat dieſe gute Mutter verdient, bei einer nächtlich ausgebrochnen Feuersbrunſt mit ihrem Säugling, den ſie retten wollte, den ſchrecklichſten Tod in den Flammen zu finden? Tauſend Beiſpiele dieſer Art, die den Glauben an eine wohlthätige Vorſehung für die Individuen erſchüttern, ſcheinen einen reichen Erſatz für die Leiden dieſes Lebens in dem zukünftigen zu fordern — und werden ihn ohne Zweifel auch erhalten. Aber, wie groß dieſe Vergütung auch ſeyn möchte, kann ſie machen, daß ich nicht gelitten habe, was ich leiden mußte? Ein Zug aus dem Lethe iſt in ſolchen Fällen die beſte Entſchädigung. Ich bemerke nur noch im Vorbeigehen, daß man auch bei der gemeinen Vorſtellungsart von den Belohnungen in der künftigen Welt den Fehler begeht, von

dem, was sich zwischen Menschen und Menschen gebührt, auf das, was der höchsten Gerechtigkeit anständig ist, zu schließen. Wir glauben, mit Recht denjenigen Belohnung schuldig zu seyn, welche freiwillig etwas für uns thun, wozu sie ohne Unrecht nicht gezwungen werden konnten; und es ist unser eigener Vortheil, wenn wir sie durch den ihrigen aufmuntern, sich immer mehr Verdienste um uns zu machen. Aber die Nemesis, deren Wage das Weltall im Gleichgewicht erhält, fordert von Niemand weder mehr, als er schuldig, noch mehr, als ihm möglich ist. Um vollkommen gerecht zu seyn, bedurfte sie, menschlicher Weise zu reden, keiner andern Einrichtung, als daß die innere Richtigkeit unsrer Gesinnungen und Handlungen jeder Zeit den Grad der innern Glückseligkeit bestimmt, die mit dem Bewußtseyn derselben unmittelbar verbunden ist. Der Weise und Gute begehrt und erwartet nie eine andere Belohnung; und daraus erkläre ich mir die ruhige Gleichmüthigkeit, mit welcher Sokrates in der Stunde des gewaltsamen Todes, den seine bethörten Mitbürger über ihn verhängten, sich gegen seine Freunde über Seyn und Nichtseyn erklärt. Er glaubt in einem Leben von siebenzig Jahren des Guten genug genossen zu haben und unterwirft sich ruhig dem unbekannten Naturgesetze, kraft dessen er mit dem Tode entweder Sokrates zu seyn aufhören oder in einem neuen Leben, in der unsichtbaren Welt, auf eben die Art, wie er es in dieser war — durch sich selbst und die Verbindung mit andern Weisen und Guten — glücklich seyn werde.

Selmar. Bei Allem dem läßt sich schwerlich leugnen, daß der Glaube, vom Bewußtseyn unsrer Gesinnungen und Handlungen in das künftige Leben begleitet zu werden, öfters ein wirksames Mittel seyn kann, zum Guten aufzumuntern

oder vom Bösen zurückzuhalten; und sollte uns nicht jedes auch noch so gering scheinende Mittel, das der Schwäche unsrer moralischen Natur zu Hülfe kommt, heilig seyn?

Wilibald. Ich möchte dieß nicht ohne viele Einschränkung behaupten; denn es würde sonst allen Arten von frommen Täuschungen und Gaukeleien, deren man sich zur Beförderung guter Zwecke bedient, zu Statten kommen müssen. Doch ich habe nicht nöthig, diesen Einwurf gegen dich geltend zu machen. So wie ich die Menschen kenne, dürfte wohl der moralische Einfluß, den du jenem Glauben beilegst, etwas unendlich Kleines seyn. Es liegt nun einmal in der menschlichen Natur oder vielmehr in der Natur des Lebens selbst, daß der Mensch an den Tod und das, was auf denselben folgen mag, ohne besondere Veranlassung von außen nur sehr selten und auch alsdann meistens nur sehr flüchtig denkt und in dem warmen Lebensgefühl, worin er wie in seinem wahren Element webt und strebt, sich eines so fremdartigen Gedankens gar bald wieder entledigt.

Selmar. So wirst du mir doch dieß zugeben, daß jener Glaube, wenigstens guten Menschen, keinen geringen Trost in unverschuldeten Leiden gewähren müsse.

Wilibald. Ich hoffe, du kennst mich zu gut, als daß du mir die Absicht zutrauen könntest, irgend eine gute Seele durch meine Behauptung in ihrem Glauben irremachen zu wollen. Wenn du auf den Gang unsrer bisherigen Unterhaltung zurücksehen willst, so wirst du finden, daß wir durch Erfahrungssätze und Vernunftschlüsse, denen wir nichts Befriedigendes entgegen zu setzen hatten, zu jenen Resultaten genöthigt wurden, die du, in Ermanglung anderer aus der Natur der Sache geschöpften Gründe, mit moralischen zu bestreiten suchst, welche meistens nur so viel gelten, als man

ſie gelten laſſen will. Ich bin weit entfernt, das ewige Leben unſers Geiſtes zu leugnen: aber, da wir uns, unverſehens und auf die unſchuldigſte Weiſe von der Welt, in ziemlich ſtarke Zweifel an der Realität des gemeinen Begriffs von der Perſönlichkeit nach dem Tode verwickelt fanden, glaubte ich etwas ſehr Menſchenfreundliches zu thun, wenn ich euch zu überzeugen ſuchte, der Verluſt, womit wir uns bedroht ſehen, dürfte wohl vielmehr Gewinn als wahrer Verluſt für die Menſchheit ſeyn. Daß unſer eigentliches, den Tod überlebendes Ich dadurch, daß es aufhört, der individuelle Menſch zu ſeyn, den es im vorigen Leben vorſtellte, nichts Bedeutendes verliere, denke ich bereits hinlänglich gezeigt zu haben. Nun hoffe ich euch zu überzeugen, wie parador meine Behauptung auch klingen mag, daß wir in unſerm gegenwärtigen Menſchenleben an Humanität und echtem Lebensgenuß ſehr viel gewinnen würden, wenn der ſadduckiſche Glaube, daß der Tod allen unſern jetzigen Verhältniſſen und Verbindungen ein Ende mache, allgemein werden könnte.

Blandine. Ich will im voraus von ganzem Herzen auf dieſen Gewinn Verzicht gethan haben, wie groß er auch immer ſeyn mag; aber ich bin doch begierig zu hören, worin er beſtehen kann.

Wilibald. Die Sache wäre wohl einer tiefen und vollſtändigen Ausführung werth, wozu jetzt nicht die Zeit iſt. Ich will mich alſo blos auf zwei oder drei Stücke einſchränken, die in meinen Augen alle moraliſche Vortheile, welche der entgegenſtehende Glaube nur immer gewähren kann, weit aufwiegen.

Selmar. Laß hören, lieber Wilibald! Du ſpannſt meine Erwartung bis zur Ungeduld.

Wilibald. Und wenn ich euch das Geheimniß entdeckt haben werde, wird mir's damit gehen, wie dem Columbus

mit ſeinem auf die Spitze geſtellten Ei. Sey es darum! die Sache bleibt, was ſie iſt. Aber Eins muß ich mir doch vorher ausbedingen, um allen Mißverſtändniſſen und nicht treffenden Einwürfen vorzubeugen. So oft die Frage iſt, wie viel oder wenig moraliſchen Nutzen irgend ein Glaube haben könne, kommen alle eigentlich böſe, d. i. von Grund aus verdorbene Menſchen in gar keine Betrachtung. Denn für dieſe kann nichts gleichgültiger ſeyn, als ob dieſes oder jenes Syſtem das wahre, dieſer oder jener Glaube der rechte iſt. Ihnen iſt Alles wahr, was ihren Leidenſchaften ſchmeichelt, Alles recht und gut, was ein Mittel iſt, ihrem Egoism die möglichſte Befriedigung zu verſchaffen; ſie ſind dermaßen in Kern und Wurzel verdorben, daß kein Glaube ſie weder beſſer noch ſchlimmer machen kann. Dieſe aber und die noch ganz rohe Menſchenclaſſe, die wie alle andere Thiere blos im Augenblick der Gegenwart lebt, abgerechnet, glaube ich, daß meine folgenden Behauptungen ſo ziemlich auf alle Menſchen paſſen, wenn ſie auch gleich in ihrem ganzen Umfang und vollen Werth nur auf die edleren und gebildeteren Claſſen anwendbar ſeyn ſollten. Ich ſage alſo, wenn die Menſchen von jeher nicht anders gewußt und geglaubt hätten, als daß der Tod die letzte Linie und das eigentliche Ende ihres Menſchenlebens ſey, ſo würde dieſer Glaube alle Bande der Liebe und Freundſchaft, beſonders alle die engern und zärtlichern Verhältniſſe zwiſchen Mann und Weib, Eltern, Kindern und Geſchwiſtern ſtärker zuſammen gezogen haben. Zum Maßſtab kann uns hierin dienen, was wir erfahren, wenn wir im Begriff ſind, uns von einem ſehr theuren Freund ohne alle Hoffnung des Wiederſehens zu trennen, oder wenn wir mit hoffnungsloſer Gewißheit vorausſehen, daß wir eine geliebte Perſon in Kurzem durch den Tod verlieren werden. Wie ganz anders

iſt uns da zu Muthe, als ehedem, da wir uns mit der Ausſicht ſchmeicheln konnten, noch eine lange Reihe von Jahren mit ihnen zu durchleben! Welch ein ganz anderes Intereſſe haben jetzt dieſe Perſonen und Alles, was ſie ſagen und vornehmen, für uns! Wie wichtig wird uns jeder noch ſo geringe Beweis, den wir ihnen von unſerer Liebe geben, jeder frohe Augenblick, den wir ihnen noch machen können! Wie ſorgſam ſuchen wir jede Minute, die uns jetzt mehr als ehemals ganze Tage werth iſt, zu benutzen, um jeden leiſeſten Wunſch des Geliebten zu errathen und zu befriedigen, ihm jede Unluſt zu erſparen, jede Beſchwerde zu erleichtern! Alles das würde, in dieſem Grade wenigſtens, nicht Statt finden, wenn unſere Einbildung noch den unabſehbaren Raum von zwanzig oder dreißig Lebensjahren vor ſich ausgedehnt zu ſehen wähnte, in welchen alle dieſe, jetzt in einen ſo engen Zeitraum zuſammengepreßten Aeußerungen unſerer Zärtlichkeit ſich vertheilen würden. Dieß Letztere iſt nun der Fall, da ein leiſes, verworrenes, dunkles Gefühl, die Frucht des Glaubens, daß wir als Menſchen ewig leben werden, unſer Daſeyn, unſere Zeit wie ins Unendliche vor uns ausdehnt. Wie nachläſſig macht uns dieſes dumpfe Gefühl, welches uns um einen ſo großen Theil wahren Lebensgenuſſes betrügt, in Erſtattung von tauſend kleinen Pflichten, von denen die Anmuth des geſelligen Lebens großen Theils abhängt! Wie viele Gelegenheiten, denen, die wir lieben, Vergnügen zu machen und nützlich zu ſeyn oder ſie mit unangenehmen Augenblicken zu verſchonen, laſſen wir entſchlüpfen, ohne uns ſonderliche Vorwürfe darüber zu machen, weil der Glaube, der unſer gegenwärtiges Daſeyn ins Unendliche fortlaufen läßt, der herrſchende Gedanke, daß wir unſere Lieben wiederſehen und wenigſtens einen Theil der alten Verhältniſſe mit

ihnen in einem neuen Leben fortſetzen werden, unvermerkt das Gefühl des hohen Werthes und der vollen Wichtigkeit des Gegenwärtigen vermindert. Wären wir feſt überzeugt, daß unſere zärtlichſten Verbindungen in die enge Dauer dieſes Lebens eingeſchränkt ſind und mit dem Tode gänzlich aufhören; brächte alles auf Leben und Tod ſich Beziehendes, was wir von Kindheit an hören und ſehen, eine Gewißheit hierüber in uns hervor, welche unvermerkt zum dunkeln Gefühle würde und als ſolches im Grund unſerer Seele wirkte: alle unſere ſympathetiſchen Empfindungen würden unendlich dabei gewinnen. Wir würden milder, menſchlicher, mitleidiger und nachſichtiger gegen Andere und vornehmlich weit zarter, aufmerkſamer und behutſamer in unſerem Benehmen gegen diejenigen ſeyn, mit denen wir durch engere Bande der Freundſchaft und Liebe zuſammenhangen. — Einen ſtarken Beweis, daß ich mich in dieſer Meinung nicht täuſche, ſcheint mir eine Erfahrung abzugeben, welche vermuthlich die Meiſten, die einer ſehr geliebten Perſon durch den Tod beraubt wurden, gemacht haben werden. Wie lebhaft wir uns auch bewußt ſeyn mögen, dieſe Perſon innigſt geliebt und unſerer Abſicht und Meinung nach Alles gethan zu haben, was ſie davon überzeugen und unſerm eigenen Herzen hierin ein Genüge thun konnte: ſo erwachen doch, wenn ſie auf immer für uns verloren iſt, tauſend quälende Vorwürfe in unſerem Innern, daß wir viel mehr, unendlich mehr hätten thun können und ſollen, und unſere Einbildungskraft vereinigt ſich mit unſerem Gewiſſen, uns an unzählige beſondere Fälle zu erinnern, wo wir uns ganz anders benommen hatten, als ſie von uns zu erwarten berechtigt war, und als unfehlbar geſchehen wäre, wenn uns in dem Augenblick, da wir fehlten, der Gedanke des Todes und einer ewigen

Trennung vorgeschwebt hätte. Ich glaube hieraus mit Grund auf die Wirkung schließen zu können, welche das vorerwähnte dunkle Gefühl auf eine strengere und sorgfältigere Erfüllung aller Pflichten der Humanität und der Liebe, wenigstens bei der bessern Art von Menschen, thun müßte. — Und wie viel sparsamer würde uns nicht der Glaube, dem ich das Wort rede, mit dem kostbarsten aller Güter machen, dessen unschätzbarer Werth durch den Umstand noch erhöht wird, daß wir es mehr als irgend ein anderes in unserer Gewalt haben, ich meine die Zeit, mit welcher wir jetzt so verschwenderisch umgehen? Was für ein ganz anderes Maß für unsere Jahre, Tage, Stunden und Minuten würde er, wenn er von jeher herrschend gewesen wäre, in unsere gewöhnliche Zeitberechnung gebracht haben? Welchen Werth würde ein Tag in unsern Augen erhalten, sobald wir ihn als einen ansehnlichen Theil unserer so enge beschränkten und überdieß noch ungewissen Existenz betrachteten? Was aber der wichtigste von allen Vortheilen ist, die jener Glaube schaffen würde, welch ein mächtiger Antrieb, dieses kurze Daseyn wohl anzuwenden, es mit guten Handlungen anzufüllen, uns um die Menschheit verdient zu machen und in Allem, was wir thun und hervorbringen, nach Vollkommenheit zu streben, müßte die Gewißheit seyn, daß es für uns, als Menschen, keine andere Unsterblichkeit gebe, als im Andenken unserer Freunde und Zeitgenossen — und, da auch diese so vergänglich sind, wie wir selbst — im Gedächtniß und in der Achtung einer nie aussterbenden Nachwelt fort zu leben, noch geliebt zu seyn, noch zu nützen, wenn wir nicht mehr sind, und durch das, was wir Schönes, Gutes und Großes im Leben gewirkt, auch nach unserm Tode noch Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende, unter ihnen fortzuwirken. Wer mit den Schriften

der Griechen und Römer vertraut iſt, weiß, wie mächtig dieſer herzerhebende Gedanke die Edlern unter ihnen begeiſterte, weil ſie das Leben im Herzen der Nachwelt für die einzige Art von Unſterblichkeit hielten, die wir in unſerer Gewalt haben, und deren wir uns alſo mit Gewißheit verſichern können.

Dieß mag genug ſeyn, lieber Selmar, dich vielleicht zu weiterem Nachdenken über dieſes Capitel zu veranlaſſen. Ich für meinen Theil bin von der Wahrheit des Geſagten ſo durchdrungen, daß ich wenig angelegenere Wünſche habe, als daß die Zeit, je bälder je lieber, kommen möchte, wo ein für die Menſchheit ſo wohlthätiger Glaube die Sanction der Geſetzgebung und Religion erhielte und ſo mächtig genug würde, alle ihm entgegenſtehende chimäriſche Einbildungen gänzlich zu verdrängen, deren reelle Schädlichkeit durch die ſüßen Täuſchungen, welche ſie einigen zarten und ſchwärmeriſchen Seelen verſchaffen, nur ſehr ſchwach vergütet wird.

Selmar. Wie kannſt du hoffen, daß dieſer Glaube jemals von der Religion werde unterſtützt werden, da du unter allen, die jemals auf dem Erdboden geherrſcht haben, ſchwerlich eine einzige nennen kannſt, welche den Glauben an Belohnung und Beſtrafung in einem andern Leben nicht ſogar zu ihrer Selbſterhaltung für nöthig gehalten hätte?

Wilibald. Führe mich nicht in Verſuchung, Freund Selmar! — Alles Wünſchenswürdige erwarte ich von den Fortſchritten der Nachwelt. Des guten Samens iſt viel ausgeſtreut, und ein Theil wenigſtens wird aufgehen und Früchte bringen. Die Menſchheit, wie langſam auch ihre aufſteigende Bewegung ſeyn mag, wird ſich mit immer wachſender Geſchwindigkeit von jeder erſtiegenen Stufe zu einer höhern erheben und auf jeder ſich irgend eines ihr noch anhängenden

gemeinſchädlichen Vorurtheils, Irrſals und Mißbrauchs entledigen. Die Religion iſt das Palladium der Menſchheit, oder vielmehr, ſie ſelbſt iſt die reinſte, höchſte Humanität, ſteht durch ſich ſelbſt und bedarf keiner ſtützenden Rohrſtäbe. Jede Verfinſterung, durch welche das Menſchengeſchlecht ſchon gegangen, zog auch um ihre himmliſche Geſtalt einen düſtern Nebel, der ſie hinderte, ihm ihr Licht und ihre Wärme mitzutheilen. Aberglauben, Schwärmerei, Magie, Dämonism, Möncherei, und wie ſie alle heißen, jene der Menſchheit feindſeligen Geiſter, ſie ſetzten ſich im Dunkeln an ihren Platz und wirkten, längere oder kürzere Zeit, unter ihrem Namen — was ſie vermöge ihrer Natur wirken konnten. Sowie die Menſchheit ſich der Quelle des Lichts wieder näherte, trat auch die Religion wieder aus dem Nebel hervor, erhob ſich mit ihr und wird ſich von einer Lichtſtufe zur andern ſo lang erheben, bis ſie dereinſt in ihrer ganzen Schöne über unſern glücklichen Nachkommen ſtehen und die ganze Fülle ihrer wohlthätigen Einflüſſe auf ſie herabſchütten wird. — Möchte dieſe Zeit näher ſeyn, als einige Zeichen von böſer Vorbedeutung beſorgen laſſen! — Und hiemit, lieber Selmar, für heute gute Nacht!

Euthanasia.

Drittes Gespräch.

Blandine. Wilibald.

Blandine. Siehſt du mir's nicht an, Wilibald, daß unſer geſtriges Geſpräch mich eine ſchlafloſe Nacht gekoſtet hat?

Wilibald. Das bedaure ich, liebe Schweſter. Wer hätte aber auch gedacht, daß du dir das Verſchwinden eines ſüßen Wahns ſo zu Gemüthe ziehen würdeſt?

Blandine. Es iſt mein Unglück, daß ich ein Gedächtniß habe, das nichts durchſchlüpfen läßt. Mir iſt kein Wort von Allem, was du geſtern ſagteſt, entfallen; ich konnte mir deine Sophiſtereien (denn das ſind ſie doch, ſo Gott will!) nicht aus dem Kopfe ſchaffen, und da brachte ich, gern oder ungern, die ganze Nacht mit Nachſinnen zu, ob ſie nicht zu widerlegen oder wenigſtens zu entkräften wären.

Wilibald. Nichts ſoll mir angenehmer ſeyn, als wenn es dir gelungen iſt. Ich hange, wie du weißt, nicht ſo feſt an meinen Meinungen, daß ich nicht immer bereit wäre, ſie gegen beſſere zu vertauſchen.

Blandine. Aufrichtig zu ſeyn, Bruder, wenn ich mir deine Gründe gegen die Fortdauer der Erinnerung des vorigen Lebens nach dem Tode deutlich denke, finde ich, daß es mir unmöglich iſt, ſie zu widerlegen. Aber kaum hab' ich ſie mir aus dem Sinne geſchlagen, ſo kehrt mein alter Glaube

wieder zurück; mir iſt, als habeſt du mir meine Zuſtimmung mit Gewalt abgedrungen, mein Herz empört ſich dagegen, und eine heimliche Stimme ruft mir zu, es könne und ſolle nicht ſeyn, wie du ſagſt. Nun ſinne ich von Neuem auf Gründe, meinen Glauben zu unterſtützen. Von Zeit zu Zeit dämmert ein Gedanke in mir auf, der einen erfreulichen Schein um ſich wirft, aber wie ein Blitz wieder verſchwindet, ſobald ich ihn durch Worte feſthalten will. Indeſſen finde ich das Gefühl, das ſich dir entgegenſtemmt, immer wieder in meinem innerſten Herzen, und der Glaube behält über die Zweifel, wie oft ſie auch das Gefecht erneuern, am Ende doch immer den Sieg. Und dennoch kann ich mich nicht enthalten zu wünſchen, daß ſich ein Mittel finden möchte, auch meinen Verſtand auf immer zu beruhigen; was unfehlbar geſchähe, wenn wir deinen Schlüſſen etwas entgegen zu ſtellen hätten, das dem Glauben an die Fortdauer der Perſönlichkeit wenigſtens einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit gäbe.

Wilibald. Suchet, ſo werdet ihr finden, liebe Blandine. Vielleicht, wenn wir uns recht ernſtlich dazu halten, findet ſich noch dieß und das. In der That gingen ja auch meine Einwürfe nicht bis zu einem überzeugenden Beweis der Unmöglichkeit des Satzes, den ich beſtritt. Am Ende ſtützten ſie ſich blos auf die Vorausſetzung, daß unſre Seele nach dem Tode in allen ihren Wirkungen an eben dieſelben Bedingungen gebunden ſeyn werde, von welchen ſie in dieſem Leben gefeſſelt war. Aber wer bürgt uns für die Wahrheit dieſer Vorausſetzung? Oder wer kann ſie beweiſen? Daraus z. B., daß die Verletzung oder gänzliche Zerſtörung gewiſſer Organe unſers Körpers den Verluſt des Gedächtniſſes nach ſich zieht, folgt nicht nothwendig, daß die Seele, wenn der Tod ſie von den Feſſeln des irdiſchen Lebens befreit hat, ſeiner Vermittlung

zu Wiederbelebung oder Auffrischung ihrer ehmaligen sinnlichen und geistigen Vorstellungen schlechterdings nicht entbehren könne. Eben so kann die Erfahrung, die wir so häufig in diesem Leben machen, daß die Länge der Zeit und die Menge neuer Vorstellungen und Beschäftigungen die Bilder der Vergangenheit zum Theil aus unserm Gedächtniß verdrängen und auslöschen, keineswegs einen überzeugenden Grund abgeben, daß eben dasselbe nothwendig stattfinden müsse, wenn die eigenthümliche Denkkraft der Seele von ihrem dermaligen Körper nicht länger beschränkt wird. Endlich läßt sich auch das Daseyn eines mit der Seele unzertrennlich vereinigten ätherischen Sinn-Organs zwar nicht beweisen; aber es ist eben so wenig erweislich, daß sie mit einem solchen Organ nicht versehen sey.

Blandine. Mich dünkt, lieber Wilibald, wir hätten schon viel gewonnen, wenn wir irgend einen Weg ausfindig machen könnten, uns das Daseyn eines solchen Seelen-Wagens (wie ihn Plato genennt haben soll) wenigstens nur wahrscheinlicher zu machen als das Gegentheil.

Wilibald. Stände uns nur der verwünschte Einwurf nicht immer entgegen, den ich gestern schon gegen alle vorgebliche Thatsachen, die in dieses Capitel gehören, geltend gemacht habe.

Blandine. Du meinst, wenn wir nur gewiß wissen könnten, daß sie wahr wären?

Wilibald. Da liegt eben der unauflösliche Knoten, liebe Seele!

Blandine. Man muß aber auch nicht gar Alles mit Händen greifen wollen, wie Doctor W**l!

Wilibald. Ich selbst könnte dir eine Geschichte erzählen, die für mich wenigstens ein desto leidigeres Räthsel

ist, da ich sie weder begreifen noch an ihrer Wahrheit zweifeln kann.

Blandine. O, ich bitte dich, erzähle! Ich bin lauter Ohr.

Wilibald. Es werden nahezu fünfzig Jahre seyn, als ich während meines langen Aufenthalts in H**** mit einer edeln Familie bekannt wurde, die in allen ihren Gliedern aus eben so sonderbaren als achtungswürdigen Personen bestand. Ich werde dich vielleicht ein andermal mit der ganzen Sippschaft bekannt machen; jetzt mag es, um mich nicht zu weit von unserm Gegenstande zu verlieren, genug seyn, wenn ich dir von der Dame, die in meiner Erzählung die Hauptrolle spielt, so viel Vorläufiges sage, als mir zu besserm Verständniß des Folgenden nöthig scheint. Ich bin zwar nicht so glücklich gewesen, sie von Person zu kennen, denn sie starb kurz zuvor, ehe ich mit ihrer Familie in nähere Verhältnisse kam; aber ich habe Alles, was ich von ihr weiß, aus den reinsten Quellen. Ueberhaupt war sie eine der außerordentlichsten Personen ihres Geschlechts und ihrer Zeit; was mit dem Umstand, daß sie der Welt immer unbekannt blieb, sehr wohl bestehen kann. Etwas Excentrisches in ihrer Natur, ein starkes Uebergewicht der Einbildungskraft, ein Herz voll Liebe, das Lesen mystischer Schriften und eine Kette von besondern, selten zusammen treffenden äußern Umständen vereinigten sich, eine ganz eigne Art von schöner und ehrwürdiger Schwärmerei zum Grundton ihres Charakters zu machen. Ich bezeichne die wesentlichsten Züge desselben mit zwei Worten, wenn ich dir sage, daß sie eine Geistesverwandtin der berühmten Madame Guyon war, deren Schicksale und mystische Liebe zu Gott und dem Erzbischof von Cambray Fenelon dir nicht unbekannt sind. Wäre sie ein Glied

der katholiſchen Kirche geweſen, ſo würde ſie im Geruch der Heiligkeit geſtorben und jetzt vielleicht ſchon kanoniſirt ſeyn.

Wie bei allen reinen Seelen dieſer Claſſe, war auch bei ihr die Liebe zu Gott eine nie verſiegende Quelle von Werken der Menſchenliebe und Wohlthätigkeit, zumal von ſolchen, die mit Beſchwerlichkeit und ſinnlicher Unluſt, kurz mit dem, was die Myſtiker Selbſtverleugnung nennen, verbunden waren; und da ihr die Mäßigkeit ihres Vermögens nicht erlaubte, ihren Trieb, allen Nothleidenden zu helfen, ein ſo unbeſchränktes Genüge zu thun, als ihrem Herzen Bedürfniß war, ſo hatte ſie ſich allerlei Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erworben, wodurch ſie den armen Landleuten, unter welchen ſie wohnte, nützlich ſeyn konnte. Sie beſaß z. B. viel Geſchick in Bereitung ſolcher Arzneien, deren dieſe Menſchenclaſſe am meiſten bedarf, und, da ſie Alles unentgeltlich gab, rettete ſie Manche, die ſich aus Armuth oder unverſtändiger Sparſamkeit die nöthigſten Hülfsmittel verſagt haben würden, wenn ſie etwas dafür hätten geben müſſen. Vorzüglich war ſie eine eben ſo geſchickte als glückliche Geburtshelferin. In einem Umkreis von etlichen Meilen um ihren Wohnſitz war der Glaube an ihre beinahe wunderthätige Hand bei dem dürftigſten Theil des Landvolks eben ſo groß, als ihre Bereitwilligkeit, ihnen mit ihrer Gabe zu dienen, grenzenlos war. Nicht ſelten wurde ſie in der ſtrengſten Jahrszeit und bei dem unfreundlichſten Wetter mitten in der Nacht aus ihrem Bette geholt, um einer verlaſſenen und an Allem Mangel leidenden Gebärerin zuzueilen, und immer war ihre Ankunft in den Augen der armen Leute die Erſcheinung eines Engels, mit welchem Troſt, Rettung und reichliche Spende Alles deſſen, was in ſolchen Fällen das Nöthigſte

ist, und woran es ihnen gerade am meisten fehlte, in ihre Hütte kam.

Diese Dame, die von Allen, die einen Sinn für die hohe Einfalt und Güte ihrer Seele hatten, verehrt, von Mann, Kindern und Hausgenossen geliebt und von den Armen beinahe angebetet wurde, war bei dem Allem seit mehrern Jahren mancherlei zum Theil seltsamen und unerklärbaren Zufällen unterworfen. Sie stieg z. B. öfters mitten in der Nacht, schlafend oder vielmehr träumend, aus dem Bette auf, kleidete sich an, wanderte mit geschlossenen Augen im Hause herum, verrichtete allerlei Geschäfte, und wenn sie durch irgend einen Zufall oder von ihrer Tochter (die aus vorsichtiger Liebe sie zu beobachten und zu hüten pflegte) erweckt wurde, wußte sie nicht nur nicht das Geringste von dem, was sie vorgenommen hatte, sondern fühlte sich auch unmittelbar darauf so matt und krank, daß sie ohne Hülfe kaum ihr Bette wieder zu erreichen vermögend gewesen wäre. Auch geschah es nicht selten, daß sie, mitten unter den Ihrigen bei einer häuslichen Arbeit sitzend, auf einmal in eine Verzuckung gerieth, worin sie, kalt und starr an allen Gliedern, des Gebrauchs aller äußern Sinne beraubt und einer marmornen Bildsäule ähnlich, öfters ziemlich lange beharrte, bis sie von selbst wieder ins Leben zurückkam und zu erkennen gab, daß während dieses seltsamen Paroxismus außerordentliche, aber unbeschreibliche Dinge in ihrem Innersten vorgegangen.

Blandine. Vermuthlich ist dieß eben die Dame, deren du gestern schon im Vorbeigehen Erwähnung thatest?

Wilibald. Eben dieselbe. Der erwähnte Zufall begegnete ihr so oft, daß die Ihrigen, welche anfangs dadurch in den größten Schrecken gesetzt worden waren, es zuletzt

ziemlich gewohnt wurden und, außer einigen nöthigen Vorsichtsanstalten, ihre Zurückkunft in die Sinnenwelt ruhig abwarteten; zumal da Alles ohne schlimme Folgen ablief, und sie während dieses wunderbaren Stillstandes alles äußern Lebens unbeschreiblich herrliche Dinge zu sehen und zu hören versicherte.

Dieß Alles, liebe Blandine, glaubte ich voranschicken zu müssen, um dir zu zeigen, daß die Frau von K. in jeder Betrachtung unter die ungewöhnlichsten Personen gehörte, und daß von allem Wunderbaren, was von ihr zu erzählen ist, sie selbst das Allerwunderbarste war.

Nahe an dem Orte, wo sie sich gewöhnlich aufhielt, liegt ein von dem fürstlichen Stift **** abhängiges Kloster von Benedictiner-Nonnen, welches von dem jeweiligen Abt, als sogenanntem Pater domus, aus der Zahl seiner Conventualen mit einem Probst, der über das Zeitliche des Klosters die Aufsicht hat, und mit einem Beichtiger, der die geistlichen Anliegenheiten der guten Mädchen besorgt, versehen wird. Seit mehreren Jahren hatte ein gewisser Pater Cajetan (wie ich ihn nennen will, da mir sein wahrer Name entfallen ist) die letztere Stelle verwaltet; ein Mann, der aus einer edeln niederländischen Familie stammte und seiner vorzüglichen Eigenschaften, so wie seines unsträflichen Lebens wegen in allgemeiner Achtung stand. Zwischen diesem und dem Herrn von K., der als Herr von *** ein Lehensmann des besagten Klosters war, hatte sich eine vertraute Freundschaft entsponnen, an welcher die ganze Familie um so mehr Antheil nahm, da der Mangel an einer zu ihnen passenden Gesellschaft den Umgang mit einem Manne von so vielen Kenntnissen und so gefälligen Sitten (nichts von seinem musikalischen Talente zu sagen) zu einem sehr schätzbaren Vortheil für sie machte.

Kurz, Pater Cajetan ward der Freund vom Hause und, des Unterschieds der Religion ungeachtet, von Allen nicht weniger geliebt, als ob er ein Glied der Familie gewesen wäre.

Eine geraume Zeit vor dem Ableben der Frau von K. wurde Pater Cajetan von seinem Fürsten nach Bellinzona versetzt, um auf einer dortigen Schule, die mit Lehrern aus seinem Stifte versehen werden mußte, in der Mathematik und Naturlehre Unterricht zu geben. Da diese Trennung dem wackern Benedictiner und dem Herrn und der Frau von K. gleich schmerzlich war, so versprachen sie einander, ihre Freundschaft wenigstens durch einen traulichen Briefwechsel warm zu erhalten, der denn auch zwischen beiden Theilen ziemlich fleißig geführt wurde.

Nach Jahr und Tag fiel Frau von K. in eine Krankheit, worüber die Ihrigen sich keine sorgliche Gedanken machten, weil sie die nämliche Krankheit mit eben denselben Zufällen schon mehrere Mal glücklich überstanden hatte. Sie allein dachte anders davon und sagte ihrer einzigen Tochter, die damals siebzehn oder achtzehn Jahre haben mochte, den Tag und die Stunde, wann sie sterben würde, ganz bestimmt voraus, doch mit dem ernstlichen Verbot, Niemanden, selbst den Vater, nichts davon merken zu lassen. Dieser blieb auch ganz unbekümmert und zweifelte so wenig an der baldigen Genesung seiner Gemahlin, daß er Bedenken trug, seinen Freund in Bellenz durch die Nachricht von ihrer Krankheit zu beunruhigen. Indessen war unvermerkt der Tag herangekommen, an welchem Frau von K. (ihrer Vorhersagung zufolge) sterben sollte. Sie schien sich um Vieles besser zu befinden, war sehr heiter und sprach mit ihrer Tochter (der einzigen Person, die sie an diesem Tage um sich haben wollte) von ihrem bevorstehenden Tode so gelassen, als ob von einer

kleinen Fahrt nach Z. oder B. die Rede wäre, wandte aber doch die wenigen Stunden, so sie, nach ihrem Vorgefühl, noch zu leben hatte, dazu an, ihrer noch immer zwischen Angst und Hoffnung schwebenden Tochter eine Menge guter Lehren und Warnungen zu geben. Diese schöpfte aus der Lebhaftigkeit und Freiheit der Brust, womit die vermeinte Sterbende sprach, immer mehr Hoffnung und erhielt dadurch die gelassene Fassung, worin die Mutter sie zu sehen verlangte. Gegen Mitternacht endlich richtete sich die Kranke auf und sagte mit einem ihr eigenen holden Lächeln: Nun ist's Zeit, daß ich gehe und vom P. Cajetan Abschied nehme. Mit diesem Worte legte sie sich auf die andere Seite und schien in wenigen Augenblicken sanft eingeschlafen zu seyn. Nach einer kleinen Weile erwacht sie wieder, wendet sich mit einem Blick voll Liebe und Ruhe zu ihrer Tochter, spricht noch wenige einzelne Worte und entschläft auf immer.

An eben diesem Tage und (wie es sich in der Folge zeigte) in eben dieser Stunde saß Pater Cajetan zu Bellinzona in seinem Zimmer am Schreibtisch, bei einer Studirlampe, mit Ausrechnung einer mathematischen Aufgabe, die er am folgenden Tage seinen Lehrlingen vortragen wollte, ernstlich beschäftigt und an nichts weniger als an seine Freundin denkend, von deren Krankheit er nicht die geringste Kunde hatte. An einer Seitenwand neben der Thür des Zimmers hing seine Pandore, ein Instrument, das er liebte und sehr geschickt zu spielen wußte. Auf einmal hört er die Pandore einen starken Knall, als ob der Resonanzboden gesprungen sey, von sich geben. Er fährt auf, sieht sich um und erblickt mit einem Schauder, der ihn einige Augenblicke unbeweglich macht, eine weiße, der Frau von K. vollkommen gleichende Gestalt, die ihn mit freundlichem Ernst ansieht und verschwindet. Er faßt

ſich wieder, iſt ſich aufs deutlichſte bewußt, daß er nacht und die Geſtalt ſeiner mehr als dreißig Meilen von ihm entfernten Freundin geſehen hat; er unterſucht die Pandore und findet den Reſonanzboden geſprungen. Er weiß ſich eine ſo ſonderbare Erſcheinung nicht zu erklären, kann aber doch die ganze Nacht durch den Gedanken nicht los werden, daß ſie ihm vielleicht den Tod der Frau von K. angekündigt habe. Er ſchreibt mit der nächſten Poſt an ihren Gemahl, erkundigt ſich mit einer Unruhe, deren Urſache er jedoch verſchweigt, nach ihrem Befinden, erhält die Nachricht von ihm, daß ſie in eben derſelben Stunde, da er die Erſcheinung hatte, geſtorben ſey, und entdeckt ihm nun in einem zweiten Briefe, was ihm in der nämlichen Stunde begegnet war. — Was ſagſt du nun zu dieſer Anekdote, Schweſter?

Blandine. Geſtehe mir's aufrichtig, biſt du von ihrer Wahrheit überzeugt?

Wilibald. Du mußt nicht mehr von mir verlangen, als ich gewähren kann. Ich habe ſie unmittelbar aus dem Munde des damaligen Fräuleins von K. Dieſe war zu der Zeit, da ſie mir bekannt und (wie ich nicht berge) ſehr intereſſant wurde, eine gute unverfälſchte Tochter der Natur, nicht ohne Bildung, aber mit der Welt gänzlich unbekannt. Sie hatte von ihrer Mutter, an welcher ſie wie eine Frucht am Zweige hing, eine ſtarke Anlage zu frommer und zärtlicher Schwärmerei geerbt und lebte mehr in einer Zauberwelt von dichteriſchen und myſtiſchen Ideen, als in der wirklichen, die ihr fremd und gleichgültig war. Gleichwohl bin ich völlig überzeugt, daß ſie mir nichts als die reine Wahrheit ſagen wollte, d. i. kein Wort mehr, als was ſie ſelbſt für wirkliche Thatſache hielt und, allen Umſtänden nach, halten mußte. Nicht weniger Urſache habe ich, an die zuverläſſige Wahrhaftigkeit

des wackern Benedictiners zu glauben, der in einem zu guten Ruf ſtand, als daß ſeine Verſicherung, von der Krankheit der Frau von K. nicht das Geringſte gewußt zu haben, bezweifelt werden könnte; zumal da ſich ſchlechterdings nicht abſehen läßt, was für einen Nutzen er von einer Lüge über dieſen Punkt hätte ziehen können. Dieß iſt aber auch Alles, meine Liebe, wofür ich mich verbürgen kann. Täuſchte ſich die ſterbende Frau von K., da ſie ihrer Tochter ſagte: ſie wolle nun gehen und vom P. Cajetan Abſchied nehmen? Täuſchte ſich dieſer, da er plötzlich die Geſtalt ſeiner Freundin vor ſich zu ſehen glaubte? War es bloſer Zufall, daß die Stunde der Erſcheinung mit derjenigen, worin die Sterbende ihm erſcheinen wollte, zuſammentraf? Auf alle dieſe Fragen habe ich keine andere Antwort zu geben, als den ewigen Refrain der Zweifler: Es iſt mir nicht klar, ich weiß es nicht.

Blandine. Ich dächte doch, es ließe ſich noch etwas Beſſeres darauf antworten. Wenn ich dieſen Abend zu Louiſen ſagte: Morgen um fünf Uhr ſoll dein Vater einen friſchen Strauß von Maiblümchen auf deinem Schreibtiſche finden, und du fändeſt um dieſe Zeit wirklich einen ſolchen Strauß auf deinem Tiſche, wirſt du glauben, er ſey durch einen bloſen Zufall dahin gerathen? Iſt es mit der Erſcheinung der Frau von K. nicht derſelbe Fall? Sie ſagt, ſie wolle gehen, um von einem abweſenden Freund Abſchied zu nehmen; und einige Augenblicke darauf erblickt dieſer ihre Geſtalt in ſeinem Zimmer, und dieß zu einer Zeit, da ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf eine mathematiſche Ausrechnung geheftet iſt, da er an nichts weniger als die Sterbende denkt und kein Wort von ihrem Krankſeyn weiß. Wenn ein ſolches Zuſammentreffen Zufall iſt, ſo möchte ich wohl wiſſen, was man abſichtliche Urſache und Wirkung nennen kann. Wie hätte

Pater Cajetan unter diesen Umständen sich selbst täuschen oder getäuscht werden können? — Nimm dazu noch das Zerspringen der Pandore, wodurch er aufgeschreckt und bewogen wurde, nach dem Orte, wo die Gestalt seiner Freundin sichtbar war, hinzuschauen. Ein Instrument kann ja wohl aus irgend einer zufälligen Ursache einen Riß bekommen und einen Knall thun; aber, daß dieß gerade in dem Augenblick geschah, wo die Erscheinende (welche vermuthlich dazu nur wenige Augenblicke in ihrer Gewalt hatte) seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte, das scheint mir ein ziemlich handgreifliches Zeichen, daß hier ein absichtliches Verhältniß von Ursache und Wirkung Statt fand.

Wilibald. Gut! Angenommen also, daß diese Erscheinung der Frau von K. unmittelbar vor ihrem Tode eine wirkliche Thatsache sey, was für Folgerungen glaubst du daraus ziehen zu können?

Blandine. Erstens: es sey
Seele, wenigstens kurz vor der
ihrem Körper, aus demselben her
wart anderswo offenbaren könne;
nung der eigensten Gestalt der Frau von K.,
schwerlich auf eine andere Weise erklären läßt,
Beweis gelten müsse, daß sie es selbst gewesen sey
in dieser Gestalt erschien; drittens: daß sie
die Gabe gehabt haben müßte, sich in aller
aus einem sichtbaren Stoffe einen neuen,
Körper völlig ähnlichen Leib anzubilden, oder, daß es
dem ätherischen Körper, von welchem gestern die R
seine Richtigkeit habe, und daß dieser das Vermög
nach dem Willen der Seele in wenigen Minuten so
gröbern Stoff aus der Luft an sich zu ziehen, als

um ſichtbar zu werden. Nun ſcheint mir jenes ungleich weniger natürlich und begreiflich zu ſeyn, als dieſes; ich halte mich alſo an das Letztere und glaube, durch die Erſcheinung der Frau von K. für die Exiſtenz des ätheriſchen Seelen-Organs ein Großes gewonnen zu haben.

Wilibald. So raſch geht es bei mir nicht, liebe Blandine; ich ſehe in deinen Reſultaten noch eine Menge unauflöslicher Schwierigkeiten. So beſtehen z. B. alle unſere geſtrigen Einwürfe gegen das ätheriſche Seelen-Organ noch immer in ihrer vollen Kraft, und, es ſey nun, daß du den ſichtbaren Leib, welchen es ſich in der Geſchwindigkeit angebildet haben ſoll, für ein Werk der Natur oder für ein Kunſtgebilde erklären wollteſt, ſo bleibt immer unbegreiflich, wie das Seelen-Organ oder die Seele ſelbſt zu dem Naturvermögen oder zu der Kunſtfertigkeit gekommen ſeyn ſollte, ſich in wenigen Minuten mit einem ſolchen Leibe zu bekleiden. Aber noch viel unbegreiflicher iſt, wie und warum die Seele der Frau von K. das ſonderbare Vorrecht beſeſſen haben ſollte, nach Belieben aus ihrem Leibe auszuwandern und wieder dahin zurück zu kommen. Denn, daß dieß keine Eigenſchaft aller menſchlichen Seelen ſey, bedarf doch wohl auch für dich keines Beweiſes? Bei uns Andern iſt die Seele ſo lange, bis der wirkliche Tod erfolgt, durch ſo ſtarke, wiewohl unendlich feine Faden mit unſerem Leibe verwebt, daß es ihr, wie ſtark und leidenſchaftlich ihr Wollen und Streben auch wäre, ſchlechterdings unmöglich iſt, ſich ohne Hülfe ihres gröbern Körpers nur aus einem Zimmer in ein anderes zu verſetzen. Ich finde alſo das willkürliche Herausgehen der Seele unſerer Dame aus ihrem Leibe nicht nur unbegreiflich, ſondern geradezu unmöglich; es wäre denn, daß du (mit deiner Erlaubniß!) an die Feenmährchen der Dame

d'Aunoy und an die Kraft des Zauberwortes Quiribini glaubtest.

Blandine (lachend). Du machst mich mir selbst lächerlich, Bruder, und das ist nicht sehr artig von dir. Könnte denn nicht die sterbende Frau von K. sich bereits vom Leibe so weit losgewunden haben, daß sie, so zu sagen, nur noch an einem einzigen, freilich ziemlich langen Faden an ihm hing, an welchem sie, gleichsam wie eine Spinne, bis zu ihrem Freund nach Bellenz und von da wieder in ihren Leib zurücklief —

Wilibald. Um das Reißen dieses letzten Fadens vollends abzuwarten?

Blandine. Allerdings! Denn, wenn sie selbst ihn zerrissen hätte, wäre das nicht wahrer Selbstmord gewesen? — Aber, ernsthaft zu reden, was sollen wir denn von dieser seltsamen Geschichte denken?

Wilibald. Daß sie eine n
unbegreifliche, unglaubliche,
folglich, wie wahr sie auch
ben kann.

Blandine. Das ist recht ärgerlich! Ich möchte
was daraus schließen können.

Wilibald. Es ließe sich ja wohl noch Ein u
zu ihrem Behuf vorbringen; z. B. daß ein Geist,
wissen besondern Umständen, ohne an Raum und Zeit
den zu seyn, auf einen andern Geist wirken könne,
unsre Dame in dieser Weise auf das Innerste
Freundes gewirkt und ihre Gestalt seiner Phantasie vorgespiegelt habe.

Blandine. Aber konnte ihr Geist auch eben so unmittelbar auf den Resonanzboden seiner Pandore wirken?

Wilibald. So geht es uns, Blandine, wenn wir uns Unbegreifliches durch Unbegreifliches — begreiflich machen wollen! Der heilige Kirchenvater Auguſtinus könnte uns vielleicht noch andern Ausweg zeigen. Die Seele, ſagt er irgendwo, iſt da, wo ſie liebt.

Blandine. Wenn dieß buchſtäblich wahr wäre, Bruder, müßten wir beide, du und ich, wohl auch etwas davon wiſſen. In einem gewiſſen Sinn iſt die Seele freilich nicht nur da, wo ſie liebt, ſondern auch da, wohin ſie ſich denkt. Wenn ich in Voſſens Homer leſe, bin ich mitten in Troja, mitten im Lager der Griechen, im Olympus, auf der Erde, bei den Phäaken und in Ithaka. Aber dieſe Erklärungsart löſet das Räthſel deiner Erſcheinungs-Geſchichte nicht auf.

Wilibald. Wir thun alſo wohl am beſten, liebe Blandine, wenn wir uns unſere Unwiſſenheit in dämoniſchen Dingen aufrichtig geſtehen und uns darüber in dem Gedanken beruhigen, daß etwas, was wir unmöglich wiſſen können, uns vernünftiger Weiſe eben ſo wenig kümmern ſollte, als was der Mann im Mond (wenn einer iſt, und wenn er was zu eſſen braucht und hat) heute zu Mittag gegeſſen habe.

Blandine. Das möchte angehen, wenn uns das Verlangen, zu wiſſen, wie es mit denen, die wir lieben, und mit uns ſelbſt nach dem Tode ſtehen werde, nur nicht ſo natürlich wäre.

Wilibald. Natürlich! Ich meines Orts möchte vielmehr behaupten, daß es dem Menſchen gar nicht natürlich iſt, an den Tod zu denken. Ich zähle jenes vorwitzige Verlangen unter die vielen erkünſtelten Begierden, die uns durch die Erziehung und überhaupt durch den Einfluß der bürgerlichen Geſellſchaft, worin wir leben, eingepflanzt werden. Und doch denken wir, dieſes fremden Einfluſſes

ungeachtet, ſelten ernſtlich und anhaltend an den Tod und werden meiſtens von ihm überſchlichen, ohne ihn gewahr zu werden.

Blandine. Wenn wir aber an ihn denken müſſen — und dazu gibt es doch genug Veranlaſſungen — ſo wäre doch gut, wenn man mit Ruhe und mit fröhlichen Erwartungen an ihn denken könnte.

Wilibald. Und wer in der Welt ſollte mit Ruhe und frohem Muthe an den Tod denken können, als ein ſo unſchuldiges und gutes Weſen wie du? Denn ich wenigſtens kenne dazu kein anderes Mittel, als das Geheimniß des alten Sokrates, das Bewußtſeyn eines wohlgeführten Lebens. Erinnere dich der tiefen Ruhe, womit unſere Fannia — in welcher auch nicht ein Fünkchen Schwärmerei jemals geglommen hatte — dem Tod entgegen ſah! Das Bewußtſeyn, daß man nie Böſes, immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen gethan hat, ſetzt das Gemüth, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verſpricht, nennen möchte. Wer ſich in dieſen Augenblicken Gutes bewußt iſt, traut der ganzen Natur Gutes zu, iſt ohne Furcht und Sorge für die Zukunft und erwartet gelaſſen und getroſt was da kommen wird. Ein ſolche Seele ſenkt ſich, wie ein Kind in den Buſen der Mutter, mit voller Zuverſicht in den Schoß des Unendlichen und ſchlummert dann unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin ſie nie wieder erwachen wird. Dieß, liebe Blandine, iſt, nach meiner Ueberzeugung, im reinſten Sinne des Wortes, was meine alten Griechen Euthanaſia nannten, die ſchönſte und beſte Art zu ſterben; und da ſie von einer Bedingung abhängt, die immer in unſrer Gewalt iſt, warum ſollten wir

uns vergebliche Mühe machen, den undurchdringlichen Vorhang wegzuziehen, der das Leben nach dem Tode vor uns verbirgt? — Zwar sehe ich nicht, warum wir, in schwächern Augenblicken, nicht befugt seyn sollten, mit der liebenswürdigen Elisa Rowe den süßen Träumereien des Herzens und der Phantasie nachzuhängen oder mit Eduard Young auf die erhabensten Ahnungen eines über die Sinnenwelt emporstrebenden Geistes zu horchen; aber von Allem, was guten Menschen gewiß ist, das Gewisseste bleibt doch immer, daß sie sich nicht betrügen können, wenn sie in ruhiger Ergebung und gleichsam mit geschlossenen Augen bis zum letzten Athemzug das Beste hoffen.

Blandine. Mein Herz sagt mir, daß du Recht hast, Bruder, und dabei soll es für immer bleiben.

Stilpon.

Ein patriotiſches Geſpräch über die Wahl eines Oberzunftmeiſters von Megara.

Allen ariſtokratiſchen Staaten, die ihre Regenten ſelbſt erwählen, wohlmeinend zugeeignet. 1774.

Ich will damit weder bejaht noch verneint haben, daß es in Pfullendorf oder irgend einer andern Reichsſtadt jemals einen Ariſtides, Cato oder Cicero gegeben habe. Ich behaupte nur, daß es ein möglicher Fall ſey, und daß die kleinſte aller Republiken eben ſo gut Männer von dieſem Schlage in ihrem Schoße hegen könne, als es möglich iſt und ſich vermuthlich ſchon oft zugetragen hat, daß der Herr von einem Paar Dörfern ein Titus oder Antonius geweſen wäre, wenn der Himmel für gut befunden hätte, ihn über Viel zu ſetzen.

Wenn Männer von großem Geiſt und Herzen in kleinen Staaten, z. B. in Abdera oder Megara, verhältnißweiſe ſeltner ſind, als in großen — denn ſelten ſind ſie überall und zu allen Zeiten — ſo laſſen ſich davon ein paar ſehr gute Urſachen angeben. Eine davon liegt in den Schwierigkeiten, in einem Megara ein großer Mann zu werden, und die andere in den Schwierigkeiten, es zu ſeyn.

Ordentlicher Weiſe wird man nur dann ein großer Mann, wenn man durch die Erziehung dazu gebildet, durch Beiſpiele aufgefordert, durch Ruhmbegierde oder Hoffnung glänzender Belohnungen angefeuert wird. Keine von dieſen Urſachen hat gewöhnlich in ſehr kleinen Staaten Platz. Wenn wir Sparta (welches freilich nur eine kleine Republik war, aber einen großen Mann zum Geſetzgeber gehabt hatte) und das alte Rom (welches ſchon in ſeinen erſten Anfängen die ganze Anlage ſeiner künftigen Größe enthielt) ausnehmen, ſo iſt vielleicht keine kleine Republik zu nennen, in welcher Erziehung und Beiſpiel vortreffliche Bürger hervorgebracht hätten. Und wie ſollten Belohnungen dieſe Wirkung thun können in einem Staate, deſſen Armuth kaum für ſeine dringendſten Bedürfniſſe hinreicht? Gewiß eben ſo wenig

als die Hoffnung des Nachruhms oder wenigstens der Hochachtung seiner Zeitgenossen. Denn was für Hoffnung könnte sich der obbesagte Cato oder Aristides der Reichsstadt Pfullendorf machen, in den Jahrbüchern der Menschheit zu glänzen? Er, der im mindesten nicht darauf rechnen kann, nur wenige Meilen außerhalb der Ringmauern seiner Vaterstadt für den Mann, der er ist, bekannt zu werden? Ihm gilt es also ganz eigentlich, was Cicero den alten Scipio zu seinem Enkel sagen läßt: Durch ihren eigenen Reiz muß dich die Tugend zu edeln Thaten ziehen! Das Bewußtseyn seines Verdienstes ist die einzige gewisse und würdige Belohnung, auf die er zählen kann. Aber was für feinen Thon muß die Natur nehmen, um solche Herzen zu bilden! und wie selten thut sie das!

Noch größer sind in kleinen Republiken gewöhnlich die Hindernisse, die ein Mann überwinden muß, um wirklich große Dienste zu leisten. Nirgends findet man — die Natur der Sache bringt es so mit sich — eingeschränktere Seelen, härtere Köpfe, kältere Herzen; nirgends mehr Eigensinn, Eifersucht, Neid, Wankelmuth, Falschheit; nirgends hartnäckigere Vorurtheile; nirgends mehr Trägheit zu Unternehmungen, die keinen Privatnutzen versprechen; nirgends mehr Widerwillen gegen Alles, was Dummköpfe Neuerungen nennen — als in kleinen Republiken.

O Abderiten, Abderiten! — pflegte Demokritus seinen geliebten Landsleuten zuzurufen: sträubt euch doch nicht so gegen Neuerungen! Alles Alte bei euch taugt nichts; Alles muß neu zu Abdera werden, wenn es gut werden soll!

Aber wie sollte diese Denkungsart in kleinen Republiken nicht Ketzerei seyn? Jeder Schritt, den man darin zum Bessern thun will, geht über ehrwürdige oder verjährte

Mißbräuche; und bei jedem Mißbrauch, auf den man tritt, ſchreien etliche — wackere Leute, denen es wehe thut. Daher der Haß, der in ſolchen Gemeinheiten das wahre Verdienſt zu drücken pflegt. Daher, daß es als eine Art von Hochverrath angeſehen wird, wenn ein Menſch von geſundem Kopfe ſich die Freiheit nimmt, die Gebrechen der Staatsverwaltung wahrzunehmen. Wie dem guten Ovid, wird es hier oft einem armen Schelme zum Verbrechen gemacht, mit ſeinen Augen geſehen zu haben, was die Herren nicht wollen daß man ſehen ſoll. In dieſem Stücke konnte der Despotismus unter den alten Cäſarn ſelbſt nicht ſtrenger ſeyn, als er es oft in dem kleinſten Städtchen oder an dem kleinſten Höfchen iſt.

Die große Schwierigkeit, einen kleinen Staat wohl zu regieren, liegt nicht in ſeiner Kleinheit; denn, wahrlich, nur tauſend Männer, die mit zuſammen geſetzten Kräften auf einen Punkt los arbeiten, können ſchon Wunder thun. Die Schwierigkeit liegt blos darin, „tauſend Leute zu — Männern zu machen, und dann, in dieſe Männer einen gemeinſchaftlichen Geiſt zu hauchen, der alle ihre Bewegungen nach einem gemeinſchaftlichen Endzweck richte.“ — In kleinen Staaten iſt dieß oft ſo ſchwer, als die gefabelten Wunder des Orpheus und Amphion.

Dieſe Betrachtungen haben mich öfters bewogen, einen Bürgermeiſter einer unbedeutenden Reichsſtadt oder einen Vorſteher einer kleinen helvetiſchen Republik mit eben der Ehrfurcht anzuſehen, womit man die Bilder der großen Männer des alten Griechenlandes und Roms anzuſehen pflegt. Ich könnte mehr als Einen nennen, auf deſſen Grab ein ſchlechter, von Reiſenden unbeſuchter Stein liegt — deſſen Bild auf Münzen und Cameen die Cabinete der Kenner

ren und die Alterthumsforſcher beſchäftigen würde, wenn er das in Rom gethan hätte, was er in ſeinem kleinen Vaterlande that.

Aber wozu dieſer Eingang? — Blos dazu, damit ſich nicht manche unſerer Leſer abſchrecken laſſen, wenn ſie ſehen, daß es in dem folgenden Geſpräche nur darum zu thun iſt, ob Lampus oder Gorgias oder Megillus Oberzunftmeiſter in der kleinen Republik Megara werden ſoll? — einer Republik, die ſchon längſt nichts mehr iſt, und die in der That, als ſie noch etwas war, wenig mehr als nichts war.

Den Megarern war an der Auflöſung dieſes Problems ſehr viel gelegen; und wer weiß, ob nicht an der Art, wie es in des Philoſophen Stilpon kleinem Gartenſaal aufgelöst wurde, mancher kleinen und großen Republik um ein Merkliches mehr gelegen ſeyn möchte, als an der Frage:

Ob Scaramuz, ob Scapin beſſer tanze?

Stilpon befand ſich eines Abends in ſeinem Garten und half ſeinem kleinen Knaben Schmetterlinge fangen; — denn, wiewohl der Knabe ſchon ſechs volle Jahr alt war, wußte er doch nichts von Metaphyſik, Geographie, Aſtronomie, Weltgeſchichte, Moral, Statiſtik, Grammatik und Dialektik; und Stilpon, wiewohl er ein Philoſoph war, ſchämte ſich nicht, eines ſo unwiſſenden Knaben Vater zu ſeyn, ſondern half ihm, wie geſagt, Schmetterlinge fangen — als man ihm ſagte, daß die Rathsherren Kleon und Eukrates in ſeinem Gartenſaale wären.

Dieſe Herren waren ſeine Freunde, ſo gut als Rathsherren Freunde eines Philoſophen, der kein Rathsherr iſt, ſeyn können; ſie ſchätzten ihn hoch, fragten ihn öfters um Rath, wiewohl gemeiniglich erſt, wenn es zu ſpät war, und, wenn es auch nicht zu ſpät war, folgten ſie ihm doch ſelten. Denn (ſagten ſie) ſein Rath iſt zwar gut; es iſt klar, daß man es ſo machen müßte, wenn man's recht machen wollte; aber — es läßt ſich nicht thun; Stilpon würde das eben ſo gut einſehen, als wir, wenn er ein Rathsherr wäre.

Der Philoſoph vermuthete die Urſache ihres Beſuchs und vernahm bald, daß er ſich nicht geirret hatte. Die guten Männer waren in großer Verlegenheit; denn in der Lage, worin ſich ihre Republik damals befand, war dem gemeinen Weſen an der Wahl eines Oberzunftmeiſters unendlich viel

gelegen; und sie beide meinten es gut mit ihrem Vaterlande, zumal wenn sie wohl verdauten, gut schliefen und keine besondre Ursache hatten, fünf für gerade gelten zu lassen.

Rathen Sie uns, Stilpon, sagten sie: helfen Sie uns, wenn Sie können; nie hat sich Megara in einem gefährlichern Augenblicke befunden. Der Tod des rechtschaffnen Demokles hat alles Gute, was er angefangen hatte, unvollendet gelassen. Die Redlichen haben ihren Beschützer verloren; die Uebelgesinnten schöpfen Hoffnung, und diejenigen, in deren Dummheit oder bösem Willen Alles, was zum gemeinen Besten unternommen wurde, immer den entschlossensten Widerstand fand, stehen an der Spitze aller Dummköpfe und bösen Buben bereit, die Republik zu überrumpeln. Die Wackelköpfe — wackeln, und die Schiefdenker, die überall Gefahr sahen, wo keine war, wissen sich jetzt viel mit ihrer Scharfsichtigkeit — das Schwert nicht zu sehen, das an einem Pferdehaar über uns hängt. Alle, die durch Abstellung der alten Mißbräuche verloren haben (und Sie wissen, Stilpon, wie groß ihre Anzahl ist), glauben ihre Wiederherstellung als ein Recht fordern zu können und arbeiten mit Eifer für denjenigen, dessen Schwäche oder verkehrte Denkungsart ihnen die meiste Hoffnung gibt, zu ihrem Zwecke zu kommen. Was wird das kleine Häufchen der Wohlgesinnten gegen sie vermögen? zumal da wir nichts weniger als zusammen stimmen. Denn Einige haben den Muth nicht, etwas zu wagen; Andre sind schwach genug, Masken für Gesichter anzusehen; Einige sind es so sehr, daß sie sich einbilden können, ein Mann, den sie in hundert Fällen ungerecht, boshaft, falsch, rachgierig handeln gesehen haben, werde doch wohl kein so schlimmer Mensch seyn und — zum hundert und ersten Male auch so handeln. Kurz, guter Stilpon, wir sind in

unmittelbarer Gefahr, in die Hände eines Lampus oder eines Megillus zu fallen.

Das ist, sagte Stilpon, ungefähr so viel, als entweder an Scylla zu stranden oder von Charybdis verschlungen zu werden. Die Wahl ist nicht die angenehmste. Lampus ist schwach, Megillus boshaft; und die Megarer, wenn sie ihre Wohlfahrt von dem Einen oder dem Andern abhangen machten, was wären die?

Kleon. Sie kennen die Welt, Stilpon, und Ihnen sollte fremd vorkommen, was beinahe täglich geschieht? Wie oft befinden sich die ehrlichsten Leute in dem traurigen Falle, aus zweien Uebeln eines wählen zu müssen!

Stilpon. Da bedaure ich diese ehrlichen Leute!

Kleon. So bedauern sie uns beide. Sie kennen unsre Lage. Lampus oder Megillus — Scylla oder Charybdis, wie Sie sagten! — Es steht nicht in unsrer Macht, zu verhindern, daß nicht Einer von diesen Beiden erwählt werde: aber wir haben wenigstens so viel Einfluß, daß wir die Wahl auf den Einen oder den Andern lenken können. Und eben dieß ist, was uns verlegen macht.

Stilpon. Aber was haben denn die armen Megarer gethan, daß sie nun schlechterdings einem Lampus oder Megillus aufgeopfert werden sollen? Bedenken Sie, meine guten Herren, daß eine einzige große Thorheit oder Uebelthat, die ein solcher Mann begehen wird, dem es an den Fähigkeiten oder an der Tugend, die sein Platz erfordert, mangelt, Folgen haben wird, deren Schädlichkeit noch die Kinder ihrer Enkel fühlen müssen! Fehlt es denn so gänzlich an rechtschaffenen Männern in Megara? Könnte die Wahl nicht für Einen von Ihnen Beiden entschieden werden? Warum soll der Mann, der uns regieren soll, nun eben

ſchlechterdings einen ſchwachen Kopf oder ein ſchlechtes Herz haben?

Eukrates. In der gegenwärtigen Lage der Sachen werden wir uns vielleicht noch glücklich ſchätzen müſſen, wenn es uns nicht noch ſchlimmer geht. Wiſſen Sie denn nicht, daß Gorgias Himmel und Erde bewegt, um ſeine beiden Mitbewerber zu verdrängen, und daß er, wenn keiner von dieſen obſiegt, die größte Hoffnung hat?

Stilpon. Dieß wäre in der That noch ſchlimmer als ſchlimm. Ein verſchobenes Gehirn und ein verkehrtes Herz in einem Menſchen vereiniget — an der Spitze der Republik, wäre gerade, was wir nöthig hätten, um unfehlbar verloren zu gehen. — Daß es nur möglich ſeyn ſoll, ſo etwas beſorgen zu müſſen! — Der bloſe Gedanke empört meine Seele gegen alle eure Republiken und policirten Staaten, in welchen — und in welchen allein — ſolcher Unſinn möglich iſt! — O ihr glücklichen Baktrianer und Korasmier! wer wollte nicht lieber mit euch unter Zelten oder in Grotten, Laubhütten und hohlen Bäumen wohnen? Ihr ſeyd frei, und wenn ihr einen Anführer braucht, ſo iſt es der beſte Mann unter euch! — Und wir — vergeben Sie, meine Herren! — der Gedanke, daß Sie der armen Republik wohl gar einen Gorgias zum Vorſteher geben könnten, hat mich einen Augenblick umgeworfen, wie Sie ſehen. Sie wiſſen, daß es mir für meine Perſon gleich viel ſeyn kann, wer uns regiert. Aber ich kann und will es nicht dahin bringen, für das Glück oder Unglück meiner Nebenmenſchen gleichgültig zu werden.

Eukrates. Wir eben ſo wenig, guter Stilpon; und blos darum, weil wir überzeugt ſind, daß der Republik kein größeres Unglück begegnen könnte, als die Beute eines Gorgias zu werden, ſind wir zu Allem entſchloſſen, was

ein Mittel, dieſes Aergſte von ihr abzuwenden, werden kann.

Kleon. Es iſt wahr, Gorgias hat wenig Freunde. Wer ſollte den Mann lieben, von dem auch der ſchamloſeſte, feileſte Lobredner keine einzige edle Neigung, keine einzige gute That anzuführen wußte, um die Schwärze ſeines Charakters nur durch eine lichte Stelle zu mildern? Den Mann, den irgend ein feindſeliger Dämon mit einer ſo unglücklichen Sinnesart geſtraft hat, daß man nur alle diejenigen, die er haßt und verfolgt, zu zählen braucht, um die verdienſtvollſten und liebenswürdigſten Perſonen von Megara herzuzählen!

Eukrates. Deſſen ungeachtet hat er ſich einen Anhang zu machen gewußt. Ja, die Meiſten ſind ihm gerade darum ergeben, weil ſie ihn als einen übelthätigen und unverſöhnlichen Mann kennen. Die Furcht thut bei vielen Menſchen die Wirkung der Liebe. Darauf verläßt ſich Gorgias: ſie mögen mich immer haſſen, denkt er, wenn ſie mich nur fürchten! — Die Uebrigen halten zu ihm, weil ſie ſelbſt ſo dumm und unwiſſend ſind, daß er ein Mann von Einſicht und Geſchicklichkeit in ihren Augen iſt, ungeachtet ein paar Dutzend Kunſtwörter, etliche wohl oder übel angebrachte Sprüche, die er aus irgend einer Sammlung geſtohlen hat, und einige ſubalterne Talente, die ihn allenfalls fähig machten, ein mittelmäßiger Sykophant oder ein erträglicher Schreiber zu ſeyn, ſein ganzes Verdienſt ausmachen. Wie dem auch ſey, genug, er hat ſeinen Anhang; er wird unter der Hand von den Athenern unterſtützt; er iſt reich und hat vermittelſt einer Freigebigkeit, die durch ihren Beweggrund vielleicht zu ſeinem größten Verbrechen wird, einen anſehnlichen Theil des Volkes ſo ſehr bethört, daß ſie ihn heute

noch zum Oberzunftmeiſter machen würden, wenn die Wahl vom Volk abhinge. Gorgias iſt alſo furchtbar. Wenn wir nicht vorſichtig ſind, wird er ſich zwiſchen Lampus und Megillus hinein drängen, und o der glücklichen Zeiten, die wir dann erleben werden!

Stilpon. Ich wüßte wohl einen Rath, aber er iſt nur für unſre Urältervater gemacht. Leute wie wir müſſen ſich Alles gefallen laſſen.

Kleon. Das wäre hart, guter Stilpon! So ſehr wollen wir uns ſelbſt nicht verlaſſen. Da wir keine Hoffnung haben, der Republik ſo viel Gutes thun zu können, als wir wünſchten, ſo muß es nun unſere Sorge ſeyn, ihr ſo wenig Böſes zufügen zu laſſen als möglich. Wenn man einmal in der unſeligen Nothwendigkeit iſt, aus zwei oder drei Uebeln eines zu erwählen, ſo iſt da weiter nichts zu thun, als ſo genau als möglich abzuwägen, welches das leichteſte ſey, und dann herzhaft zuzugreifen.

Eukrates. Dieß iſt es auch eigentlich, was uns zu Ihnen führt, Stilpon. Wir wollten Sie um Ihren Rath bitten. Unglücklicher Weiſe können wir, Kleon und ich, uns nicht vergleichen, ob Lampus oder Megillus das kleinere Uebel ſey. Lampus iſt ein Schwachkopf, Megillus böſe, Gorgias Beides. Die beiden Erſten zuſammengenommen ſind ungefähr ſo ſchlimm, als der Letzte allein; aber daraus folgt nicht, daß Einer von ihnen gerade ſo viel wiegt, als der Andre. Megillus, ſo ſchlimm er iſt, hat Verſtand, ſage ich; Lampus iſt arm an Geiſt, aber er hat ein gutes Herz, ſagt Kleon. Kleon iſt für das Herz, ich für den Verſtand: welcher von uns Beiden hat Recht? Was iſt Ihre Meinung, Stilpon?

Stilpon. Die Frage iſt ungefähr wie dieſe: Wir brauchen zu einer Reiſe nach Syrakus einen Steuermann;

wer taugt beſſer dazu, ein Tauber oder ein Blinder? Ich geſtehe Ihnen, meine Herren, ich habe einige Furcht gegen das gute Herz Ihrer Dummköpfe und gegen den Verſtand Ihrer Schurken. — Sie erlauben mir doch, den Dingen ihren rechten Namen zu geben? Es iſt eine böſe Gewohnheit, die mir noch von dem ehrlichen Diogenes anklebt, den ich, wie Sie wiſſen, ſolang er lebte, als meinen Meiſter ehrte. Aber ich bin ein Mann, der ſich berichten läßt. Laſſen Sie hören!

Aleon. Wenn Sie mir zugeben, daß es am Ende doch immer das Herz iſt, was den Menſchen regiert, und daß ein Menſch, deſſen Herz redlich und gut iſt, ſo ſchwach er auch übrigens ſeyn mag, doch immer wenigſtens den Willen hat, gut zu handeln: ſo hoffe ich meine Sache noch manches gewinnen zu können. Ein Mann von Verſtand, deſſen Herz ſchlimm iſt, wird deſto mehr Böſes thun, je mehr er Verſtand hat. Den Willen dazu hat er ohnehin; aber der Verſtand vermehrt ſeine Macht, gibt ihm mehr Mittel an die Hand, lehrt ihn ſeine Abſichten geſchickter verbergen, ſeine übelthätigen Leidenſchaften beſſer bemeiſtern, ſetzt ihn in den Stand, ſich der Schwachheiten andrer Leute zu bedienen und ſogar redliche, wohlgeſinnte Perſonen zu Werkzeugen ſeiner böſen Anſchläge zu machen. Ein guter Menſch von ſehr eingeſchränkten Fähigkeiten wird aus Unvermögen weniger Gutes thun, als er zu thun wünſcht; aber er wird doch gewiß alles Gute thun, wozu man ihm Gelegenheit und Mittel zeigt. Da er ſelbſt gut iſt, ſo wird er auch die Guten lieben; und wenn unter dieſen Leute von Verſtand ſind, ſo wird es ihnen nicht ſchwer ſeyn, ihn dahin zu bringen, daß er alles das Gute thue, was ſie ſelbſt an ſeinem Platze thun würden; zumal wenn ſie (nach unſrer Vorausſetzung) klug genug ſind,

ihn ihre Stärke und Ueberlegenheit so wenig als möglich fühlen zu lassen. Der gute schwache Mann wird also (im glücklichen Falle wenigstens) nicht nur selbst so viel Gutes thun, als er kann und weiß; er wird auch alles oder doch einen großen Theil des Guten thun, was verständige Personen von rechtschaffnen Grundsätzen ihm an die Hand geben; und wissentlich wird er gewiß nichts Böses befördern. Denn dieß kann ihm nur alsdann begegnen, wenn er entweder von Uebelgesinnten falsch berichtet ist oder seinen eignen Vorurtheilen oder Leuten von unzuverlässigem Urtheil, die er vielleicht um angenehmer Eigenschaften willen liebt, zu viel Gehör gibt; ein Fall, der sich nur selten zutragen wird, wenn die Verständigen und Rechtschaffnen so wachsam und thätig sind, als man billig von ihnen erwarten sollte. Hingegen der böse Mann, der Verstand hat, wird nicht nur alles Böse thun, wozu ihn seine eigenen Leidenschaften und schlimmen Fertigkeiten treiben, und wozu ihm sein Kopf die Mittel zeigt; er wird auch alles Böse thun, was alle übrige Bösewichter in seinem Wirkungskreise mit seinen eigenen Anschlägen und Absichten zu verbinden wissen, und er wird mit unermüdeter Stetigkeit alles Gute hindern, was die Wohlgesinnten in Vorschlag bringen oder selbst thun wollen. Dieses Letztere ist ein sehr wichtiger Umstand, der, wie mich däucht, der Frage den überwiegenden Ausschlag gibt. Derjenige, der alles Gute, wozu man ihm Gelegenheit gibt, aus Neigung thut und nur das Böse, wozu er unwissender Weise betrogen wird — wird unendliche Mal weniger Böses thun, als ein Anderer, der aus eigner Bewegung alles Böses thut, was er und seine Helfer thunlich finden, und alles Gute hindert, was ehrliche und verständige Leute thun wollen. Die Sache ist, wie Sie sehen, einer Art von Berechnung fähig. Ich

glaube alſo nicht fehlen zu können, wenn ich mich für den ehrlichen Lampus erkläre, der zwar, wie wir Alle wiſſen, leider! einen ſehr ſchwachen und eng beſchränkten Kopf, aber gewiß kein übelthätiges Herz hat und alſo, höchſt wahrſcheinlicher Weiſe, der Republik in den vorliegenden Umſtänden das wenigſte Böſe zufügen wird.

Eukrates. Hören Sie nun —

Stilpon. Um Vergebung! — Wie, wenn wir uns vor allen Dingen etwas deutlicher erklärten, was wir unter einem Manne von gutem und böſem Herzen verſtehen? — Sie wiſſen, daß nichts zweideutiger iſt, als ein gutes Herz, nach dem Gebrauche, den man im gemeinen Leben von dieſer liebenswürdigen Benennung macht. Der Bettler hält den Erſten den Beſten, der ihm ein paar Dreier gibt, für einen guten Mann; und die Nichtswürdigen, an die ein blöder Fürſt ſeine Wohlthaten verſchwendet, werden (wenigſtens ſolange ſie Hoffnung haben, noch mehr zu bekommen) vom Lobe ſeiner Großmuth und Gutherzigkeit überfließen. Der Pöbel, der die Großen nur von ferne ſieht, urtheilt von ihrem Inwendigen nach ihrer Miene; ein freundliches Ausſehen, eine muntere Laune, eine gewiſſe Popularität iſt oft hinlänglich, dem ſchändlichſten Tyrannen eine Zeit lang Liebe zu erwerben. Ueberhaupt wird Schwachheit der Seele und gutes Gemüth täglich von den Meiſten verwechſelt. Wie Vielen ſchreibt man blos darum ein gutes Herz zu, weil es ihnen an Muth fehlt, ſo viel Böſes zu thun, als ſie wünſchten; oder weil ſie aus Trägheit, aus Furcht vor einem unangenehmen Augenblicke ſich lieber Alles gefallen laſſen, lieber Alles überſehen, als ſich die Mühe geben mögen, Unterſuchungen anzuſtellen; oder weil ſie zu ſchwach ſind, auch zu den unverſchämteſten Bitten oder Forderungen Nein zu ſagen! — Wie manche

Regenten haben den Ruf eines guten Herzens einzig und allein dem Umſtande zu danken, daß man unter ihrer Regierung ungeſtraft ein ſo arger Bube ſeyn darf, als man will! Und fehlt es etwa an Beiſpielen von Heuchlern, die jenen Ruf blos dadurch erſchlichen haben, daß ſie vorſichtig genug waren, Alles Böſe, was ſie thun wollten, durch Andere zu thun? — Laſſen Sie uns alſo, ehe wir weiter gehen, übereinkommen, was wir für einen Begriff mit den Worten gutes Herz verknüpfen wollen.

Kleon. Ich glaube mich hierüber bereits deutlich genug erklärt zu haben. Vorausgeſetzt, daß ein Menſch, der gar keinen Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht fühlt, ein höchſt ungewöhnliches Ungeheuer ſey, verdient (däucht mich) derjenige den Namen eines guten Menſchen, der alles Unrecht aufrichtig verabſcheut und eben ſo aufrichtig wünſcht, immer recht zu handeln. Die Unzulänglichkeit ſeiner Einſichten, eine gewiſſe Schwäche der Seele, die ihn dem Betrug oder der Verwegenheit anderer Menſchen blos ſtellt oder ihn vielleicht unfähig macht, ſeine eigenen Begierden und Leidenſchaften gehörig zu regieren — kann nur zu oft die Urſache großer Uebereilungen und Fehltritte werden; aber alles Böſe, wozu er ſolcher Geſtalt verleitet werden mag, kann ihm doch den Namen eines guten Menſchen nicht rauben. Er verdient ihn, weil er gut zu ſeyn wünſcht, und weil er es auch allezeit iſt, ſo oft nicht äußere Einflüſſe, die für ihn zu ſtark ſind, ihn aus ſeiner gewöhnlichen Faſſung ſetzen oder ſeinen Bewegungen eine falſche Richtung geben.

Stilpon. Was ſagen Sie zu dieſer Erklärung, Eukrates?

Eukrates. Ich denke, daß es unſerm Freunde Kleon vielleicht große Mühe gemacht haben möchte, eine andere zu finden, wobei die blöden Seelen, die er nun einmal in ſeinen

Schutz genommen hat, beſſer davon gekommen wären. Aber, wie dem auch ſeyn mag, da dieſe Erklärung zu dem Zwecke, wenn wir ſie gebrauchen, ſo gut als eine andere iſt, ſo bin ich bereit, es dabei bewenden zu laſſen, und behaupte alſo, ohne weitere Vorrede, daß ein ſchwacher Menſch, mit dem beſten Herzen von der Welt, das unfähigſte unter allen Weſen ſey, ſich ſelbſt und Andere zu regieren. Und, da mir Kleon einwenden wird, daß ein ſolcher ſchwacher Menſch, weil er doch, um zu regieren, regiert werden müſſe, eben ſo wohl durch verſtändige und gute Menſchen als durch Narren und Böſewichter regiert werden könne und alſo (wenigſtens im glücklichen Falle) unendliche Mal weniger Böſes thun werde, als ein Mann von böſem Willen: ſo behaupte ich ferner, daß dieſe Art von Menſchenkindern, ihrer Natur nach, unfähig ſey, ſich von verſtändigen und guten Menſchen regieren zu laſſen. Ich glaube mir den Beweis dieſer Sätze und Ihnen die Mühe, ſolchen zu faſſen, nicht beſſer erleichtern zu können, als wenn ich Ihnen, nur mit flüchtiger Hand, das Bild eines ſchwachen Menſchen vorzeichne, ſo wahr und getreu nach dem Leben copirt, als ich nur immer copiren kann. Der Originale, die dazu geſeſſen haben könnten, gehen ſo viele in der Welt herum, daß nichts leichter ſeyn wird, als ſich zu überzeugen, daß ich kein Unding gemalt habe. Ein ſchwacher Menſch — laſſen Sie ſeinen Willen ſo gut ſeyn, als er kann — hat nicht Verſtand genug, Wahres und Falſches von einander zu unterſcheiden; und dieß iſt, wo nicht die einzige, doch gewiß die erſte und fruchtbarſte Urſache alles des Böſen, was ich von ihm zu ſagen gezwungen ſeyn werde. Seine Seele ſchwebt je und allezeit in einer betrüglichen Dämmerung, wo ihm beinahe alle Dinge anders vorkommen, als ſie ſind. Deſto ſchlimmer für ihn, nn er deſſenungeachtet

richtig zu ſehen glaubt; denn deſto unmöglicher wird es, ihm den Dunſt von den Augen zu blaſen. Vermöge des guten Willens, womit wir ihn begabt vorausſetzen, wünſcht er in jedem vorkommenden Falle recht zu handeln. Aber zum Unglück für den gutherzigen Schwachkopf iſt es unmöglich, daß man in irgend einem Falle recht handle, wenn man nicht weiß, was ſich gebührt, nicht unterſcheiden kann, was im gegebenen Falle Recht iſt. Der ſchwache Menſch, der dieß nicht kann, möchte gar zu gern Alles ſeyn, was er ſeyn ſollte; aber die beſchwerlichen Fragen, wer, was, wie, wo, wann, warum und womit? — Fragen, die, zum Unglück für den blöden Kopf, alle Augenblicke wieder kommen — verderben ihm immer das Spiel. Denn entweder beantwortet er ſich dieſe Fragen falſch, oder — kürzer davon zu kommen — er fragt gar nicht. Daher kommt es denn, leider! daß er ſtandhaft iſt, wo er nachgeben ſollte, und nachgibt, wo ein weiſer Mann wie eine Mauer ſtände; daß er Herz hat, wo er zittern ſollte, und zittert, wo nichts zu fürchten iſt; daß er zurückhaltend iſt, wo ihm nützlich wäre, offen zu ſeyn; ſtreng, wo er gelinde, verſchwenderiſch, wo er ſparſam, und ſparſam, wo er freigebig ſeyn ſollte. Daher, daß er nie weder die Menſchen, mit denen er's zu thun hat, noch die Sachen, wovon die Rede iſt, noch die Umſtände, auf die immer Alles ankommt, zu unterſcheiden weiß; daher ſo viele Fehler, die durch ihre Folgen oft ſo ſchädlich ſind, daß er mit allem möglichen böſen Willen nichts Schlimmeres hätte thun können. Daher, daß er, weil er gehört hat, daß einige Spitzbuben Verſtand haben, alle Leute von Verſtand für Spitzbuben hält; daß er Kleinigkeiten mit Ernſt und als wichtige Dinge, die wirklich wichtigen Dinge hingegen obenhin behandelt; daß er ſich einbildet, was einmal gelungen oder mißlungen iſt, werde

immer gelingen oder mißlingen, oder eine Wirkung, die aus ihrer natürlichen Ursache sehr natürlich erfolgt, wurde auch ohne Ursache erfolgen. Daher endlich das geheime Mißtrauen, das er in sich selbst setzt, und welches (so widersinnig dieß auch scheint) beinahe immer so groß ist, daß es das allgemeine Mißtrauen, das er in die übrigen Menschen setzt, überwiegt und daher die Ursache wird, warum er seinem eigenen Urtheil nur selten und dann gerade am wenigsten folgt, wenn sich's zuträgt, daß er richtig urtheilt. Verstehen wir, meine Freunde, daß der beste Wille ohne Verstand auch (worauf hier Alles ankommt) ohne den Verstand, den man gerade vonnöthen hat, seinem Besitzer in den meisten Fällen ungefähr so viele Dienste thut, als ein Degen, der nicht aus der Scheide geht, einem Manne, der sich wehren soll. Ich sage, ohne den Verstand, den man dazu, was man unternehmen soll, vonnöthen hat. Denn was hilft dem ehrlichen Knaben, um Oberzunftmeister zu seyn, daß er sich besser als irgend eine obrigkeitliche Person in Griechenland auf die Pastetenbäckerei versteht und in der Kunst, Wachtein abzurichten, seines Gleichen sucht?

„Aber (wird mein Freund Kleon sagen) können nicht andere ehrliche Leute für den schwachen Lampus Verstand haben?" — Ehrliche Leute? Die ehrlichen Leute, denen er sich anvertrauen sollte, müßten so schwach seyn, als er selbst, und wozu würden sie ihm alsdann helfen? Ein Blinder kann freilich eines andern Blinden Führer seyn, insofern der Führer wieder einen Führer hat; aber, wenn nun auch des Führers Führer blind wäre, so würden alle drei gelegentlich in die Grube fallen. Die Sache wird, wie ihr seht, nicht besser, wenn gleich dreihundert Blinde einander führen wollten. Und von Blinden, das ist, von ihres Gleichen, müssen

ſich die guten Schwachköpfe nun einmal führen laſſen. Sie müßten beſonders glücklich ſeyn, wenn ſie von ungefähr auf einen Einäugigen oder Schieler ſtießen. Man hat Beiſpiele davon, aber ſie ſind ſelten; und man trifft zehn Fälle gegen einen, wo die armen Blinden an einer langen Reihe, immer einer den andern am Aermel haltend, von irgend einem ſchlauen Spitzbuben daher geführt werden, ohne zu wiſſen, wohin. Denn, was die ehrlichen Leute, welche Verſtand haben, betrifft, ſo iſt erſtens ausgemacht, daß ſie ſich mit den ehrlichen Leuten, die keinen haben, von jeher nicht wohl haben vertragen können; und dann, geſetzt auch, daß ſie ſich aus Liebe zum gemeinen Beſten überwinden wollten, ſo könnte dieß zu nichts helfen. Denn, wie geſagt, die ehrlichen Leute, welche Verſtand haben, ſind zum Unglück gerade die einzigen Menſchen, denen der ſchwache Mann nicht traut, ja vor denen er ſich, als vor ſeinen ärgſten Feinden, hütet. Den Schelmen, die ihn umringen, iſt Alles daran gelegen, einen Jeden von ihm entfernt zu halten, der ihre Schliche beobachten und dem Betrogenen die Augen öffnen könnte. Sie haben alſo nichts Angelegeneres, als jedem ehrlichen Manne, der eben darum nicht von ihrer Rotte iſt, den Weg zu verrennen: und ſollte ein ſolcher zufälliger Weiſe dennoch Mittel finden, das Ohr des ſchwachen Mannes zu erreichen, ſo werden ſie ihr Haupt nicht eher ſanft legen, bis ſie ihm weiß gemacht haben, daß der ehrliche Mann ein übel geſinnter, gefährlicher Menſch iſt; ungefähr wie die Wölfe in der Fabel den Schafen durch Abgeordnete vorſtellen ließen, daß ſie eher auf keine glückliche Stunde rechnen dürften, bis ſie ihnen die geſchwornen Feinde ihrer beiderſeitigen Ruhe und Freundſchaft, den Hirten und ſeinen Hund, ausgeliefert haben würden.

Aber, geſetzt auch, der ſchwache Mann bliebe lediglich ſich ſelbſt überlaſſen, ſo kann man doch verſichert ſeyn, daß aufrichtlicher Weiſe diejenigen, die es am beſten mit ihm meinen, immer die ſind, die er am wenigſten leiden kann. Ein Mann von Verſtand kann ihm vielleicht eine Weile zum Zeitvertreibe dienen; aber, ſobald er ſich einfallen laſſen wollte, einen ernſthaftern Gebrauch von ſeinem Verſtande zu machen — ein Gedanke, der einem Manne von Verſtand ſehr leicht kommen kann — ſobald er bei Gelegenheit dem ſchwachen Manne zu verſtehen geben wollte, daß er in dieſer oder jener Sache Unrecht habe, ſich irre, ſich betrügen laſſe, ſeine Neigungen oder ſein Vertrauen übel anlege und dergleichen, ſo würde er das Geheimniß gefunden haben, zu mißfallen, gähnen zu machen und endlich unerträglich zu werden. Schwache Leute haſſen nichts ſo ſehr, als Vorſtellungen, die einem verſteckten Tadel oder einer indirecten Beſchuldigung von Schwachheit ähnlich ſehen. Der Mann von Verſtand, der ihnen aus guter Meinung die Wahrheit ſagt, wird ihnen überläſtig; ſie entledigen ſich ſeiner je eher je lieber und kehren zu ihren Schmeichlern zurück, bei denen ſie wieder frei athmen und der beſchwerlichen Zurückhaltung nicht bedürfen, durch welche ſie ſich dem beobachtenden Blick und dem gefürchteten Tadel des verſtändigen und ehrlichen Mannes zu entziehen ſuchen. Kurz, der ſchwache Mann müßte noch mehr als ſchwach, er müßte ein völliger Dummkopf ſeyn, wenn er Leute von Verdienſten zu ſeinen Freunden erwählen ſollte. Dem Dummkopfe könnte ſo etwas begegnen, weil er bei Allem, was er thut, blos in einen Glückstopf greift; aber ein Lampus hat gerade noch ſo viel Verſtand oder Inſtinct (wenn Sie es lieber ſo nennen wollen), daß er ſich zu ſeines Gleichen hält; und wenn er jemals, aus Uebereilung oder

Verführung, den Fehler begangen hätte, ſeine Neigung auf einen verdienſtvollen Mann zu werfen, ſo kann man darauf zählen, daß er bald genug von ſeinem Irrthum zurückkommen und ohne Mühe über eine ſo unnatürliche Neigung triumphiren würde.

Es ſind alſo nicht die Verſtändigen und Rechtſchaffenen, nicht Männer von Genie, Tugend und Ehre, die dem ſchwachen Manne, den wir an die Spitze unſerer Republik ſetzen wollen, zu Hülfe kommen werden. Alles, was dieſe für ihn thun könnten, geht in Verluſt; es iſt unmöglich, daß er ſie für ſeine Freunde anſehe, daß er ſich ihnen anvertraue. Sie werden ihm als Grillenfänger, ſeichte Köpfe und Schwärmer oder als eigenſinnige, aufgeblaſene, unruhige, auch wohl als übelgeſinnte und gefährliche Leute abgemalt. Anſtatt ſich ihres Rathes zu bedienen, entfernt er ſie ſo weit von ſich, als er immer kann. Sie ſelbſt, überzeugt, daß ſie unter einer ſolchen Staatsverwaltung unnütz ſind, ziehen ſich zurück; und glücklich mögen ſie ſich ſchätzen, wenn es noch dabei bleibt, wenn das Mißtrauen, der Kaltſinn, die Abneigung, womit man ihnen begegnet, nicht zuletzt in Haß und Verfolgung ausſchlägt, und jede Bemühung, für die gute Sache wirkſam zu ſeyn, jeder Widerſtand, den der blöde Mann und ſeine Genoſſen in ihrer Vernunft und Redlichkeit finden, ihnen als ein Verbrechen angeſchrieben wird, wofür ſie mit dem Verluſt ihrer Ruhe und vielleicht (eine Zeit lang wenigſtens) ſelbſt mit dem Verluſt der öffentlichen Hochachtung beſtraft werden. Denn ſehr oft iſt dieſe ein bloſer Wiederhall. Der Mächtige, auch dann, wenn ſeine ſchlechte Art zu denken und zu verfahren eine kundbare Sache iſt, hat immer den großen Haufen auf ſeiner Seite; und je mehr Vorzüge der Verfolgte hat, deſto geneigter iſt man, zu glauben, daß er Unrecht habe.

„Der ſchwache Mann von gutem Willen wird alles Gute thun, wozu man ihm Gelegenheit gibt, und nur das Böſe, wozu er betrogen wird," — ſpricht Kleon. Um Vergebung, guter Kleon! dieß iſt Alles, was ſich von dem weiſeſten und beſten Manne ſagen läßt. Denn auch dieſer bleibt doch ein Menſch, Bedürfniſſen, Leidenſchaften und Einflüſſen äußerer Urſachen ausgeſetzt, bleibt fehlbar und kann hintergangen oder überliſtet werden. Aber der ſchwache Mann wird immer betrogen — von Andern oder von ſich ſelbſt — und ſtiftet um ſo viel mehr Unheil an, weil er ſogar alsdann Böſes thut, wenn er es, ſeiner Meinung nach, recht gut machen will. Und da es ihm gewöhnlich eben ſo ſehr an guten Rathgebern als an Einſicht und Ueberlegung mangelt: ſo iſt es ein bloſer und in der That ſeltener Zufall, wenn es ihm etwa einmal begegnet, etwas Kluges zu thun und es mit einer guten Art zu thun.

Um uns aufs ſtärkſte davon zu überzeugen, dürfen wir nur einen Blick auf die Staaten, die von einzelnen Beherrſchern regiert werden. Wenn man dem Augenſchein glauben darf, ſo werden die meiſten dieſer Staaten öfter übel als gut; und forſchen wir der Urſache nach, ſo finden wir ſie meiſtens in der Schwäche ihrer Regenten. Vielleicht machten unter einem ſolchen blöden Fürſten die Rechtſchaffenen zuweilen einen Verſuch, ſich ſeiner anzunehmen. Aber zum Unglück fürchten ſich blöde Fürſten vor nichts ſo ſehr, als vor dem Gedanken, von Andern regiert zu werden: und da ſie ſich die Ueberlegenheit eines Mannes von Verſtand nicht verbergen können, ſo iſt natürlich, daß ſie ihn als eine Art von Hofmeiſter anſehen, deſſen Obermacht ihnen deſto unerträglicher wird, weil ſie ſich auf das Anſehen der Vernunft gründet, gegen welches ſich, zu großem Verdruß der blöden Herren,

nichts Erhebliches einwenden läßt. Sie möchten immer in allen Dingen blos nach ihrem Belieben handeln; und der rechtſchaffene Mann beweist ihnen immer, daß ſie nach Grundſätzen, nach Beſchaffenheit der Sache, nach einem Geſetz, das über den Fürſten iſt, handeln müſſen. Dieſer Zwang der Vernunft, der die Freiheit des Weiſen ausmacht, wird ihnen endlich unerträglich; und wer kann es ihnen verdenken? Alle Augenblicke ſollen ſie eine Neigung, einen Wunſch, eine Leidenſchaft — der Gerechtigkeit, der Klugheit, ihrem Ruhme, dem gemeinen Beſten aufopfern: wider die Gründe, die man ihnen vorlegt, iſt nichts zu ſagen; ſie fühlen es und geben nach; aber ſie fühlen auch, daß nichts unluſtiger iſt, als immer einen andern Weg gehen müſſen, als den man gehen möchte. Verlaſſen wir uns alſo darauf, daß ſie ſich der beſchwerlichen Leute, die immer Recht haben, ſo bald als möglich entledigen werden. Sie werden ſich gefälligere Freunde wählen; die Weiſen und Redlichen werden entfernt oder ſo lange geplagt, bis ſie ſelbſt davon gehen, und bald werden wir Vertrauen, Gunſt und Gewalt in den unwürdigſten Händen ſehen. Eine Zeit lang glaubt der ſchwache Fürſt ſich wohl dabei zu befinden; es iſt ſo angenehm, immer getreue, ergebene Leute um ſich zu ſehen, die Alles ſchön und gut finden, was uns gefällt, Alles möglich, was wir wünſchen, Alles preiswürdig, was wir thun! Aber gemeiniglich währt der ſüße Wahn nicht länger, als bis dieſe Nichtswürdigen ſich tief genug eingegraben, ſich ſo oft und feſt um ihren Raub herum geſchlungen haben, daß er ſich nicht wieder von ihnen los winden kann. Alsdann geht es ihm gemeiniglich wie den Männern, die ſich, aus thörichter Furcht vor den vermeinten Feſſeln des Eheſtandes, von einer wetterlauniſchen und unerſättlichen Buhlerin tyranniſiren laſſen. Sie ſeufzen

unter einer unendliche Mal beſchwerlichern Abhängigkeit; und in Augenblicken der Nüchternheit fühlen ſie ſich deſto unglücklicher, weil ſie in der Nothwendigkeit ſind, ihre Plage, wie einen unheilbaren Schaden, mit ſich herum zu tragen und zu nähren. Eine unvermeidliche Folge dieſes Zuſtandes iſt das allgemeine Mißtrauen, welches ſich endlich ſolcher Großen bemächtigt und ihr Elend vollkommen macht. Denn wem ſollen ſie ſich vertrauen? Bei wem ſollen ſie Rath oder Hülfe ſuchen? — Bei den Männern von Verſtand und Rechtſchaffenheit? Unmöglich! Es iſt nicht in der menſchlichen Natur, zu Jemand Vertrauen zu faſſen, den man nicht lieben kann, Jemand zu lieben, vor dem man ſich ſcheuet, und den nicht zu ſcheuen, von dem man Vorwürfe verdient zu haben ſich bewußt iſt. Und wenn auch dieß nicht wäre, ſo bleibt ihnen doch jeder Mann von überlegnen Fähigkeiten aus eben dem Grunde verdächtig, warum ein eiferſüchtiger Therſites ſeine Frau nicht gern von einem Adonis oder Hercules beſucht ſieht. Sie können ſich nicht entbrechen, ihn als einen Menſchen zu fürchten, der auf die eine oder andere Art ihre Schwäche an den Tag bringen wird; und der Gedanke, ihm die Entdeckung davon ſelbſt zu machen, beleidigt ihre Eigenliebe zu ſehr, als daß ſie ſich jemals dazu entſchließen könnten.

Doch ich bin vielleicht noch viel zu freigebig, wenn ich bei einem ſchwachen Regenten die Fähigkeit vorausſetze, Männer von Genie und Verdienſten unterſcheiden zu können. Die wenigſten, die zu jener Claſſe gehören, haben ſo viel Einſicht. Ihre Urtheile von dem Werthe der Menſchen beſtimmen ſich gemeiniglich nach den zweideutigſten Gründen, und der ſchlechteſte Erdenſohn kann in ihren Augen ein großer Mann ſeyn. Das findet vornehmlich bei denjenigen Statt,

deren Charakter aus einer Vermiſchung von Gutherzigkeit und Indolenz beſteht, die Alles gern von der gefälligſten Seite anſehen und aus herzlichem Widerwillen gegen alle Bemühung des Geiſtes lieber Jedermann für das, wofür er ſich ſelbſt gibt, gelten laſſen, als ſich die Mühe geben, zu unterſuchen, ob der vermeinte ehrliche Mann nicht vielleicht ein Schurke ſey. Daher ſehen wir unter guten Fürſten von dieſem Schlage die beſten und die ſchlechteſten Leute ungefähr auf einerlei Fuße. Man kann ein verdienſtloſer Menſch, man kann ſogar ein Böſewicht ſeyn, ohne zu fürchten, daß man darum weniger bei ihnen gelten werde. Sie beobachten eine genaue Neutralität zwiſchen den Männern von Verdienſt und ihren Gegenfüßlern, lächeln die Einen ſo freundlich an als die Andern, begegnen ihnen mit gleich viel oder gleich wenig Achtung und können es unmöglich über ihr Herz bringen, einen ſchlechten Menſchen ſo zu betrüben, um ihn merken zu laſſen, daß er weniger werth iſt als ein braver Mann. Nun iſt es den Meiſten, wenn ſonſt Alles gleich iſt, viel bequemer, ſchlecht zu ſeyn, als ſich mit Mühe und Aufopferungen um Verdienſte zu bewerben, für die man ihnen keinen Dank weiß, und die bei Beförderungen oder andern Belohnungen gar nicht mit in Anſchlag kommen. Die natürlichen Folgen hiervon ſind, daß Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe, Uneigennützigkeit, mit einem Worte, Tugend unter ſolchen Regierungen ein leerer Name iſt; daß Ruhmbegierde und Nacheiferung erſchlaffen und endlich gar nicht mehr ſtattfinden; daß Leute ohne Werth ſich in Stellen einſchmeicheln oder einbetteln oder einheucheln oder eindrängen, wo ſie entweder durch Untüchtigkeit oder böſen Willen oder beides zugleich den größten Schaden thun; daß dieſe Leute ſich's recht zur Pflicht machen, jedes hervorglänzende Verdienſt zu verdunkeln,

jedes aufkeimende Talent zu erſticken, jede gemeinnützige Unternehmung abzuſchrecken; — daß, wo die Tugend keine Ehre gibt, das Laſter endlich aufhört ſich zu ſchämen, und ausſchweifende oder niederträchtige Menſchen Alles wagen, weil ſie merken, daß ſie nichts dabei wagen; kurz, daß unter einer ſolchen nervenloſen Regierung juſt darum, weil Jeder thut, was ihm beliebt, entweder gar nichts (welches oft beſſer iſt als etwas) oder ſo viel Unverſtändiges, Widerſinniges und Verderbliches geſchieht, daß oft Menſchenalter erfordert werden, die Sachen wieder in einen leidlichen Gang zu ſetzen.

Kleon. Ich weiß nicht, ob ſich unſer Freund Eukrates von ſeinem angebornen Haß gegen die armen Sünder, die er Schwachköpfe nennt, nicht verleiten ließ, uns ein Zerrbild hinzumalen, wozu es ihm vielleicht ſchwer werden ſollte, ein Original zu finden.

Eukrates. Nicht ſchwerer, lieber Kleon, als die Augen aufzuthun und —

Kleon. Allenfalls will ich zugeben, daß in Staaten, wo Alles von Einem abhängt, die Schwachheit dieſes Einzigen einen großen Theil der ſchlimmen Folgen, die du uns vorgezählt, nach ſich ziehen könnte. Aber in Republiken ſehe ich nicht, wie ein ſchwacher Mann ſo großen Schaden ſollte thun können.

Eukrates. Wir müſſen nicht vergeſſen, daß die Rede von einem ſchwachen Manne iſt, den man an die Spitze der Republik geſtellt hat.

Kleon. Sehr wohl! Aber kommt denn Alles auf ihn allein an? Iſt ſeine Macht nicht eingeſchränkt? Werden die Verſtändigen und Wohlgeſinnten unthätig bleiben? oder iſt es in ſeiner Gewalt, ſie unthätig zu machen?

Stilpon. Ich beſorge, guter Kleon, in einer Republik, wo man einen Mann, wie euer Lampus iſt, eben dadurch, daß man ihn an die Spitze ſetzt, öffentlich für den Beſten erklärt, möchten die Verſtändigen und Wohlgeſinnten ſchwerlich ſtark genug ſeyn, die Thoren und Uebelgeſinnten, die ihm den Staat verwirren helfen werden, an der Ausführung ihres Werkes zu verhindern. Eine ſolche Wahl ſetzt ſchon einen Grad von Verderbniß in der Republik voraus, der wenig Hoffnung zur Geneſung übrig läßt.

Eukrates. Sehr richtig! Eine ſolche Wahl kann nur in einer Republik zu Stande kommen, die ſchon lange aufgehört hat zu empfinden, was Tugend iſt. In dieſer machen die Schlimmen gewiß die ungleich größere Zahl aus; und würden dieſe einen Mann wie Lampus (wenn man anders ſo ein Geſchöpf einen Mann nennen kann) erwählen helfen, wenn ſie nicht unter ihm Alles zu vermögen hofften? Was werden die wenigen Biedermänner, von denen wir drei vielleicht ſchon einen großen Theil ausmachen, gegen ein Bündniß zwiſchen Dummheit und Bosheit ausrichten? Das Anſehen, wodurch wir ihren Unternehmungen Schranken ſetzen könnten, müßten uns die Geſetze geben; und ſind nicht dieſe immer auf der überlegenen Seite? Wahrlich, die Form des Staats macht hierin keinen weſentlichen Unterſchied. Lampus am erſten Platze der Republik ſchadet ſchon genug, wenn er ihr nichts nützt; wenn er den Verſtand nicht hat, weder das Böſe zu verhindern, das die Uebelgeſinnten thun werden, noch die Partei der Wohldenkenden zu unterſtützen und ihrer Wirkſamkeit die beſte Richtung zu geben. Ich geſtehe gern, daß er an einem der unterſten Plätze im gemeinen Weſen unſchädlich ſeyn würde. Auch hab' ich, wie ihr wißt, nichts gegen den Mann an ſich ſelbſt. Nur will ich nicht, daß ihr

den guten Menschen, wider seinen Willen, zum Werkzeug unsers Unglücks und vermuthlich auch seines eigenen machen sollt, indem ihr ihn an einen Platz stellt, wo er durch seine Unfähigkeit nothwendig schädlich werden muß.

„Aber, sagt Kleon, wie können wir uns entschließen, eben diesen Platz einem Manne anzuvertrauen, von dem wir alle wissen, daß er ein Böswicht ist?“ — Freilich ist es eine traurige Nothwendigkeit, die uns dazu bringt. Aber, gesetzt, wir hätten einen Steuermann vonnöthen, der uns über das ägeische Meer nach Kreta führen sollte, und wir könnten in der Eile keinen andern geschickten Steuermann kriegen, als einen, der sonst in jedem andern Verhältniß ein böser Mann wäre: würden wir uns und unser Schiff lieber einem guten, frommen Menschen anvertrauen, der von der Schifffahrt gar nichts verstände? Ich denke, nein. Unser sind Mittel, nicht den wir denken. Wir wollen des bösen Menschen nicht Meister werden, wenn er es uns zu grob machen wollte. So ein arger Bube er sonst seyn mag, so ist er doch ein guter Schiffer; und da er mit uns einerley Schicksal zu erwarten hätte, wenn wir zu Grunde gingen, so können wir uns darauf verlassen, daß er sein Möglichstes thun wird, uns zu erhalten. Dieß, dünkt mich, ist nun gerade unser gegenwärtiger Fall. Megillus hat Verstand und Thätigkeit. Mehr ist's, sein Herz taugt nichts; das Glück oder Unglück anderer Menschen ist ihm fremd; er ist stolz, herrschsüchtig, geizig, hart und grausam; niemals hat er sich über die Sittlichkeit der Mittel zu seinen Absichten ein Bedenken gemacht; ein nützliches Bubenstück hat nichts Abschreckendes für ihn, sobald er es ungestraft thun kann. Sein eigner Privatvortheil wird immer der letzte Zweck aller seiner Handlungen seyn. Er wird, wenn es ihm zugelassen würde, die Republik als

sein Eigenthum behandeln und die Gesetze nicht als Fesseln, die er tragen, sondern als Schlingen, denen er ausweichen muß, ansehen. Er wird Alles anwenden, sich einen Anhang zu machen, durch den er Alles vermöge; und ein jeder Freund seines Vaterlandes, der ihm entgegen arbeitet, wird einen unversöhnlichen Feind in ihm finden. Dieß ist Alles wahr! Aber Megillus hat Verstand, und dieser ist uns Bürge dafür, daß er mit Bedacht und Vorsicht handeln und nie mehr, als zu seinem Zweck schlechterdings nöthig ist, Böses thun wird. Er wird sogar, theils um sich das öffentliche Vertrauen zu erwerben, theils um sein Spiel desto besser zu verbergen, zu allem Guten mitwirken oder wenigstens durch die Finger sehen, was er, ohne Nachtheil seiner besondern Absichten, thun oder zulassen kann. Sein Ehrgeiz ist die schwache Seite, auf welcher ihn die Redlichgesinnten nicht selten mit gutem Erfolge werden angreifen können. Ein Mann, der Verstand hat, mag ein so schlimmes Herz haben, als er will, so sieht er doch immer ein, wie nothwendig es ist, daß er ein Mann von Ehre, ein Beförderer der öffentlichen Wohlfahrt, ein Freund der Männer von Talenten und Verdiensten zu seyn scheine; und dieß macht, daß er oft gerade so handeln muß, als ob er's wäre. Außerdem haben wir bei einem Manne von diesem Schlage noch den Vortheil, daß wir, weil er mit Ueberlegung und Klugheit zu Werke geht, beinahe in jedem vorkommenden Falle ziemlich zuverlässig wissen können, was er thun wird; ein Vortheil, auf den wir bei einem Lampus, der es selbst niemals weiß, wenig Rechnung machen können. Mit einem Worte, in einem Staate, wo ein Mann von Verstand und Thätigkeit an der Spitze steht, werden andere Männer, die diese Eigenschaften auch besitzen, so sehr sie in Grundsätzen und Absichten seine

Gegenfüßler seyn mögen, nie ohne Einfluß seyn und jenem ziemlich das Gleichgewicht halten. Die Gewißheit, daß er bei jedem Schritt aufs schärfste beobachtet wird, macht ihn behutsam; das Ansehen, worin die Patrioten ihres Charakters oder Platzes wegen stehen, nöthigt ihn, sie zu schonen und, da er doch zuweilen ihres Beistandes vonnöthen hat, sie dadurch zu gewinnen, daß auch er zuweilen etwas Gutes, das sie unternehmen, befördern hilft. Ich gebe zu, daß er auch wenn er etwas Gutes thut, aus unlautern Bewegungründen handelt; aber was bekümmert uns dieß? Genug für uns, die wir es mit dem gemeinen Wesen wohl meinen, daß ihn sein Eigennutz selbst oft auf unsere Seite ziehen, und sein Verstand ihn nöthigen wird, manches Böse, wozu er Lust hätte, zu unterlassen, weil es ihm selbst schädlich wäre aber werden könnte, und manches Gute, wider seine Neigung, zu befördern, nicht, weil es gut, sondern, weil es ihm selbst nützlich ist.

So reich der Gegenstand, wovon wir reden, ist, so unnöthig ist es, Alles zu sagen, was sich von einer Sache sagen läßt, sobald man mit Verständigen spricht. Kleon meinte, die Frage, über die wir verschieden dachten, wäre einer Art von Berechnung fähig. Ich glaub' es selbst und überlaß es nun unserem Freunde Stilpon, den Ausspruch zu thun, auf welcher Seite am wenigsten zu verlieren ist.

Stilpon. Soll ich Ihnen meine Meinung unverhohlen sagen? Jeder, däucht mich, hat das Beste für die seinige gesagt, was sich sagen ließ, und, sofern es hier auf eine ungefähre Berechnung der Wahrscheinlichkeiten ankäme, hat Eukrates unstreitig den Vortheil: wiewohl nicht zu leugnen ist, daß es in solchen Fällen immer die zufälligen Umstände sind, die am Ende den Ausschlag geben; und diese können

eben so wohl für die eine als für die andere Meinung fallen. Aber legen wir die Hand aufs Herz und fragen uns: Was müssen die Megarer seyn, und was verdienen sie zu leiden, wenn sie ohne Noth (denn noch ist es so weit mit uns nicht gekommen, daß wir keinen andern Ausweg hätten) die Wohlfahrt ihres gemeinen Wesens auf eine so gefährliche Spitze setzen? Welch ein Einfall, nur einen Augenblick in ernstliche Ueberlegung zu nehmen, ob es besser sey, die Republik einem guten Manne ohne Kopf oder einem Schlaukopf ohne Herz preiszugeben! Unglücks genug für die Staaten, die ihre Regenten aus der Hand des Glücks empfangen, wenn der Zufall sie mit einem Unwürdigen betrügt. Sie haben keine Wahl! — Aber ein Volk, das offene Augen und freie Stimmen hat, dem sogar Gesetze und Eid die Ausübung seines kostbarsten Rechtes zur Pflicht machen, ein solches Volk muß den Menschenverstand verloren haben, wenn es sich jemals einen andern als seinen weisesten und besten Mann zum Regenten gibt. Verzeihen Sie meine Freimüthigkeit —

Eukrates. Hier ist nichts zu verzeihen, guter Stilpon! Sie haben Recht. Aber, wenn nun der größere Theil sich, wie es oft zu gehen pflegt, in seinem Urtheile betrügt und gerade den Unwürdigsten für den Besten ansieht? Wie dann?

Stilpon. Wie dann? Für diesen Fall haben die Gesetze von Megara gesorgt, dächte ich. Eben darum, weil das Volk so leicht einen Mißgriff thun könnte, haben sie das Wahlrecht in die Hände des Senats gestellt; und von den Vormündern des Staats darf und soll man doch voraussetzen können, daß sie Verstand genug haben, in jedem gegebenen Falle — Weiß von Schwarz zu unterscheiden.

Eukrates und Kleon bedankten sich lächelnd für das Compliment, das der Philosoph ihrem ehrwürdigen Orden

zu machen beliebt hatte, und gingen ihres Weges. Zwei oder drei Tage darauf war der Wahltag. Die Rathsherren von Megara sahen so gut als irgend ein Philosoph in der Welt, daß es sich nicht schicke, der Republik einen so blöden Mann wie Lampus oder einen so schlimmen Mann wie Megillus zum Vorsteher zu geben. Sie verglichen sich also und erwählten einmüthig — den Gorgias, den einzigen Mann in Megara, von dem man gestehen mußte, daß er zugleich so unverständig und so bösartig sey, als ein und eben derselbe Mensch beides zugleich seyn kann.

Der Mann rechtfertigte ihre Wahl auf die augenscheinlichste Weise; denn er gab gleich in den ersten vier Wochen seiner Staatsverwaltung so viel tolles und heilloses Zeug an, als zwanzig weise Männer in eben so viel Olympiaden nicht wieder hätten gut machen können.

Bravo! rief der Philosoph Stilpon, wenn er wieder von einem neuen Bubenstück oder albernen Streiche hörte, womit der Oberzunftmeister Gorgias seine Regierung verherrlichte.

Nichts war unschuldiger, als Bravo zu rufen. Gleichwohl fanden sich Leute, die in dem Tone, womit er es aussprach, etwas sehr Strafbares bemerkt haben wollten und dem Oberzunftmeister einen Bericht davon erstatteten, der nicht zum Vortheil des Philosophen war.

Wer ist dieser Stilpon? fragte Gorgias. — „Ein Philosoph.“ — Ich habe die Philosophen nie leiden können, und ich denke, wir haben sogar ein Gesetz wider sie, versetzte Gorgias. Wirklich war ein altes Gesetz gegen Müßiggänger, Sterngucker, Marktschreier und Leute, die mit Murmelthieren im Lande herumzogen, vorhanden. Fort mit allem diesem Geschmeiße! sagte Gorgias.

Der Philoſoph Stilpon erhielt Befehl, binnen Tag und Nacht Megara zu räumen.

Braviſſimo! rief der Philoſoph Stilpon und zog nach Athen, wo die Philoſophen (ausgenommen daß man ihnen zuweilen für ihr Geld einen Becher voll Schierlingsſaft zu trinken gab) überhaupt ſo wohl gelitten waren, als an irgend einem Ort in der Welt.

Ueber das

göttliche Recht der Obrigkeit,

oder

über den Lehrſatz:

„Daß die höchſte Gewalt in einem Staate durch das Volk geſchaffen ſey.“

An Herrn Profeſſor Dohm in Caſſel.

Geſchrieben im Jahre 1777.

Schon lange, mein lieber Freund, hab' ich es bei tausend Gelegenheiten erfahren, daß ich für den Herausgeber eines Journals ein viel zu zartes Gewissen habe. Daher allein kommen die kleinen Anmerkungen, die ich mich zuweilen verbunden glaube unter den Text der Aufsätze, die mir von bekannten oder unbekannten Gelehrten eingeschickt werden, zu setzen. Der Augenschein lehrt zwar, daß ich mich seit geraumer Zeit über diesen Punkt mit großer Bescheidenheit und Selbstverleugnung betragen. Indessen begegnet es doch zuweilen, daß ich — wenn ein Verfasser sich entweder auf eine angebliche Thatsache stützt, von deren Ungrund ich gewiß bin, oder einen Lehrsatz für eine geheiligte Wahrheit ausgibt, der nach meiner Ueberzeugung entweder geradezu falsch oder wenigstens eines von diesen unauflöslichen Problemen ist, über die man ewig Pro und Contra streiten kann, ohne jemals ans Ende zu kommen — in beiderlei es nicht leicht von mir erhalten kann, eine solche Stelle ohne einen kleinen Avis au Lecteur passiren zu lassen.

So ging's mir neulich bei der Stelle Ihrer lesenswürdigen Nachrichten von Portugal (Deutscher Mercur, Sept. 1777), wo Sie (Seite 265 und 266), nachdem Sie eine Art von herzlichem kosmopolitischen Jubel darüber angestimmt: daß die portugiesischen Reichsstände in ihrem Manifest vom Jahre 1641 so viel Gefühl vom Menschenrecht geäußert und

unter Anderem darin ausdrücklich behauptet: „das Volk habe ein Recht, durch seine Repräsentanten über die Aufführung seines Königs zu erkennen und sich von dessen Herrschaft los zu machen, wofern er sich durch eine schlimme Staatsverwaltung des königlichen Amtes unwürdig mache“ — endlich in folgende Nutzanwendung ausbrechen: sollte man sich nicht schämen, noch zuweilen in aufgeklärten Ländern sich so auszudrücken, als wenn das Volk um des Monarchen, nicht dieser um jenes willen da wäre, und als verkennte man die große Wahrheit, daß in einem Staat keine Gewalt von oben herab dem Volk aufgedrückt, sondern allemal von unten herauf durch das Volk (dem sie nützen und frommen soll) geschaffen sey — Wahrheiten, die schon im vorigen Jahrhundert und sogar in Portugal anerkannt worden.“

Ich konnte diese Stelle, die mir gleich beim ersten Lesen wider die Stirne fuhr, aus zwei Ursachen unmöglich, ohne meines Orts Salvanda zu salviren, vorbeigehen lassen — erstens, weil ich den Satz, den Sie (mit der Gewißheit eines Mathematikers, der von einem demonstrirten geometrischen Lehrsatz spricht) für eine große Wahrheit geben, für keine Wahrheit halte; und zweitens, weil Sie sich so auszudrücken scheinen, als ob er mit dem vorgehenden: „daß das Volk nicht um des Monarchen willen da sey,“ völlig von einem Schlage sey, da doch, meiner Ueberzeugung nach, zwischen diesen beiden Sätzen ganz und gar keine nothwendige Verbindung ist. — Weil ich aber damals weder Raum noch Zeit hatte, den Grund meines von dem Ihrigen (vielleicht nur dem Scheine nach) so verschiedenen politischen Glaubens anzugeben, und Sie den Ihrigen mit einer so heroischen Zuversicht für Wahrheit gaben: so hielt ich's für anständig und bescheiden, mir den Namen selbst zu geben, den Sie mir als

einem (nach Ihrem Syſtem) vom wahren politiſchen Glauben Abweichenden geben mußten und mich einſtweilen bis zum Austrag der Sache demüthiglich für den Ketzer zu erklären; wiewohl ich, nach der Schärfe zu reden, mich ſelbſt für den Rechtgläubigen und Sie — mit Ihrer Erlaubniß — für den Ketzer hielt. Schon damals war ich entſchloſſen, mich nächſtens über die Gründe meiner Meinung zu erklären: und nun, nachdem Sie mich in Ihrem letzten Briefe ſo ernſtlich dazu auffordern, will ich ohne weitere Vorrede zur Sache ſchreiten. — „Im Ernſte (ſagen Sie), ich wüßte nicht, wie man die große Wahrheit, ſo wie ich ſie ausgedrückt habe, verkennen könnte, und ich wäre ſehr begierig zu ſehen, wie der Verfaſſer des goldnen Spiegels, der Lehrer der Könige, das göttliche Recht ſeiner Schüler vertheidigen könnte u. ſ. w.

Die Könige bedürfen weder meines Unterrichts (denn die Starken bedürfen des Arztes nicht), noch meiner Vertheidigung — oder es ſtände übel um ihre Sicherheit. Aber, da ich ein Menſch bin und nichts Menſchliches als fremd anſehe, iſt mir's ja wohl auch erlaubt, über menſchliche — und, ſoweit meine Divinationskraft reicht — auch über göttliche Dinge zu ſagen, was mich recht dünkt. Und ſo laſſen Sie uns dann, wofern Sie juſt nichts Nöthigeres oder Angenehmeres zu thun haben, hören, wie ich das göttliche Recht — nicht der Könige oder Monarchen ausſchließungsweiſe, ſondern der Obrigkeit überhaupt oder derjenigen, die (nach St. Pauls weiſem Ausdruck) Gewalt über uns haben — für den erſten Anlauf behaupten werde.

Das göttliche Recht der Obrigkeit? — Winke mir nicht so furchtbar, ehrwürdiger Schatten Algernon Sidney's! Ich verkenne das göttliche Recht der Menschheit nicht. Beide Rechte in meinem Sinn, auf gleiche Weise heilig, auf gleiche Weise in dem höhern Rechte der Natur der Dinge und der Nothwendigkeit (dem wahren göttlichen Rechte) gegründet.

Ich werde schreckliche Wahrheiten sagen — wiewohl sich deren nicht eine sagen läßt, die nicht schon lange vor uns gesagt worden wäre. Denn welche Frage ist von Alten und Neuern mehr untersucht, mehr in alle Arten von Licht gestellt, mehr unter allen möglichen Gesichtspunkten betrachtet, mehr mit allem möglichen Eifer und Interesse für und wider debattirt worden, als die Frage: ob die obrigkeitliche Gewalt Gottes Ordnung oder bloße Menschensatzung sey?

Mir ist, denke ich, Alles wohl bekannt, was die Verfechter der wirklichen und vermeinten Rechte der Menschheit für ihre Behauptung:

„daß alle rechtmäßige obrigkeitliche Gewalt vom Volk herrühre,"

jemals vorgebracht haben. Ich zweifle sehr, ob Algernon Sidney, in seinem ausführlichen und vortrefflichen Werke Discourses concerning Government, irgend einem, der bisher auf ihn gefolgt und künftig folgen wird, etwas wirklich Neues zur Befestigung dieses Grundsteins seines ganzen Systems aufzubringen übrig gelassen habe. Sein Buch enthält, neben viel goldenen Wahrheiten, viele höchst verwickelte Probleme, an denen, so wie er sie behauptet, eben so viel falsch als wahr ist. Diese nach der Schärfe zu prüfen und das Wahre darin vom Falschen zu scheiden, würde ein ewiges Werk seyn; und wozu könnte es helfen? — Wir werden,

hoff' ich, einen kürzern Weg finden, um aus dieſem Labyrinth ins Freie zu kommen.

Fürs Erſte etliche Präliminar-Fragen:

1) Was würde ohne Regierung und bürgerliche Verfaſſung aus dem Menſchengeſchlechte werden oder vielmehr längſt geworden ſeyn?

„Barbaren?" — Nein, denn alle Völker, die man ſo zu nennen pflegt, leben unter einer Art von Regierung.

„Wilde?" — Auch dieſe haben ihre Oberhäupter.

Wir wollen alſo weiter fragen. Das einzige Volk, das, ſoviel man weiß, mit völliger Freiheit lebt, ſind die liebenswürdigen, gefühlvollen, geiſtreichen, glücklichen Einwohner von Terra del Fungo; im Ernſte, eine Art von menſchenähnlichen Weſen, die ſo elend iſt, daß ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach in weniger als fünfzig Jahren zur Ehre der Natur völlig erloſchen ſeyn wird.

2) Wie lange gab es (allen Urkunden aus den ältern Zeiten unſers Planeten ſeit ſeiner letzten Umſchaffung zufolge) Völkerſchaften und große und kleine Staaten, die von Königen und einzelnen Oberhäuptern regiert wurden, bis ſich endlich das Volk in etlichen kleinen griechiſchen Städten einfallen ließ, anſtatt eines einzelnen Regulus ſich von ihrer vielen unter einem andern Namen und zuletzt (ſo kurze Zeit es auch dauern konnte) ſich gar nicht mehr regieren zu laſſen?

3) Wo iſt der Beweis, daß die erſten Könige und Obrigkeiten unter den Menſchen erwählt worden?

4) Wie ſollt' es wohl ein Volk anfangen, um ſich ſelbſt zu regieren? — Und wenn es, von Natur und Nothwendigkeits wegen, unvermögend iſt, ſich ſelbſt zu regieren, wie kann

man ſagen: es habe ein natürliches Recht zu etwas, wozu es von Natur unvermögend iſt? Und wenn es alſo kein ſolches Recht hat, wie kann es ein Recht, das es nicht hat, einem Andern übertragen?

Ich denke, wir haben uns bereits durchs Dickſte und Gröbſte durchgehauen — Es fängt ſchon an, in dieſer Sylva Sylvarum heller vor uns zu werden — Setzen wir uns denn zuſammen hin und ſehen in aller Gelaſſenheit, ob die Wahrheit, von der uns die Begierde, ſie zu ſuchen, oft zu weit wegführt, nicht vielleicht dicht neben uns ſteht?

Eine Menge Volks iſt — eine Menge großer Kinder — eben ſo unfähig, ohne Obrigkeit ſich ſelbſt in einem leidlichen Zuſtande zu erhalten, als unſere kleinen Kinder leben und gedeihen könnten, wenn man ſie der lieben natürlichen Freiheit überlaſſen wollte. Und warum hat die Natur dieſe letztern ſo lange, bis ſie ſich ſelbſt regieren können, der elterlichen Gewalt unterworfen? — Als weil ſie ſich eine Zeit lang nicht ſelbſt regieren können. Und hier zeigt ſich ein ſehr weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem Kind und einem jeden großen Haufen Menſchen, die ſich zuſammen halten und (es ſey nun aus bloſem Zufalle und Inſtinct, nur auf kurze Zeit oder mit Vorſatz und Ueberlegung auf immer) für einen Mann zu ſtehen geſonnen ſind — und die man, in beiden Fällen, Volk nennt. Für das Kind kommt eine Zeit, wo es ſich ſelbſt regieren kann, und ſofort hört die väterliche Gewalt

auf. Für ein Volk gibt's keine ſolche Zeit in der Natur; je größer, je älter, je aufgeklärter es wird, je unfähiger wird es, ſich ſelbſt zu regieren. Ich berufe mich über dieſen und alle andere Sätze, die ich blos ihrer Evidenz wegen nicht beweiſe, auf die allgemeine und beſondere Geſchichte der ganzen menſchlichen Gattung von ſo viel Jahrtauſenden, als man zurückzählen will, bis auf dieſen heutigen 31. October 1777. Der Urheber der Natur hat alſo durch eben den Act, durch den er Menſchen machte, das ewige Geſetz der Nothwendigkeit promulgirt: daß ſie regiert werden müſſen; und — ſo iſt alle obrigkeitliche Gewalt an ſich betrachtet göttlichen Rechts.

Wenn ſich ein Auflauf unter dem Volk einer Stadt begibt — wird der Erſte der Beſte, der Muth oder Verwegenheit genug hat, ſich an ihre Spitze ſtellen, ihr Anführer, dem ſie blindlings folgen. Erinnern Sie ſich nur der Geſchichte des Maſaniello — ſie iſt, nach ihren Grundzügen, die Geſchichte aller andern Aufrührer, Empörungen und Bürgerkriege. Wenn ein Volk in Gährung geräth und zu ſchwärmen anfängt, ſo muß es — dieſe Nothwendigkeit fühlt gar bald ein jedes einzelnes Glied deſſelben — einen Anführer haben. Und dieſen Anführer hat immer die Natur gemacht. Es iſt der, der die meiſte Kraft hat, der die Uebrigen in ſeinen Wirbel hineinziehn und mit ſich fortreißen kann, der den meiſten Muth, die feſteſte Entſchloſſenheit, den feurigſten und anhaltendſten Enthuſiasmus äußert. — Unter gewiſſen Umſtänden iſt's auch wohl der, der am beſten ſchwatzen kann; aber allemal, wo gegenwärtige Noth oder Gefahr gefühlt wird, iſt's ſicherlich der, der am entſchloſſenſten handelt. Alſo — ſobald ein vermiſchter Haufen Menſchen, ſo klein oder groß er ſey, ſich durch irgend einen Zufall in dem wilden,

ordnungslosen Zustande, den man vulgo den Stand der Natur nennt, befindet oder mit Gewalt sich selbst hineinwirft: so wird der Stärkste das Oberhaupt der Uebrigen — nicht durch eine freie Wahl, sondern in Kraft der Natur selbst — weil er den Muth hat, sich dazu aufzuwerfen, und die Kraft in sich fühlt, seinen Platz zu behaupten. — Indem ich der Stärkste sage, ist, wie Sie sehen, die Rede nicht vom Stärksten an Knochen und Sehnen (wiewohl es Fälle gibt, wo ein Sänftenträger mehr zu bedeuten hat, als ein Julius Cäsar), sondern am stärksten an Sinn, Einbildung, Verstand und Muth — von dem, dessen Genius die Uebrigen im Zwang hält und wie Wasserbäche leitet — und um dieser Stärke willen wurde Julius Cäsar am Ende doch Meister von allen Sänftenträgern in Rom, so gut, als von allen Rednern und Schwätzern und kleinen raubsüchtigen Patriciern, parfumirten Einäden, aimables Débauchés, wovon es im Lager des alten Pompejus wimmelte — und er hätte entweder zuvor das Leben verlieren müssen, oder er mußte, von natürlichen Zwangsrechts wegen, Herr über sie werden. Denn was kann der Obergewalt der Natur widerstehen? Zehntausend Mal tausend schwache Menschen sind zusammengezählt nicht stärker gegen einen überwiegenden Starken, als es jeder von ihnen einzeln ist.

Ich dächte nach diesen so unmittelbar auf die Constitution der menschlichen Natur und (eben darum!) auf die Geschichte aller Völker von Anbeginn der Welt sich stützenden Prämissen sollt' es nun nicht mehr so schrecklich in Ihren Ohren klingen, wenn ich gerade herausſage: das Recht des Stärkern sey Jure Divino die wahre Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt. Es versteht sich, daß ich mir bei einem Satze, der, so wahr er auch ist, doch ersten Anblicks so gefährlich

aussieht, alle Mißdeutungen, Sophismen und verhaßte Folgerungen verbitten muß. Die Rede ist nicht vom Mißbrauch der Stärke und Gewalt — wiewohl die Natur auch dafür schon gesorgt hat, daß gemißbrauchte und tyrannische Gewalt sich selbst zerstören muß. Ich betrachte für jetzt Alles blos in der Ordnung der Natur — und vermöge dieser ist der Stärkste überall im ganzen All der Schöpfung Meister und Herr; und die Schwächern beugen sich vor ihm, lassen sich von ihm anziehen, bewegen sich um ihn her, vertrauen ihm und erfreuen und trösten sich seines Schutzes: — um so mehr, da, gewöhnlicher Weise, die größte Stärke der wirkenden Kräfte mit verhältnißmäßiger Großmuth, Aufrichtigkeit, Treue, Gutherzigkeit gesellet zu seyn pflegt.

Es ist also dem Wesen der Sache gemäß, es ist Facti, ist immer so gewesen und wird immer so bleiben: unter einem Volk von Jägern ist der kühnste, unverdrossenste, scharfäugigste, duldsamste und dauerhafteste, mit einem Wort, der beste Jäger König; unter einem Volke von Hirten ist's der, der den furchtbarsten Wolf erlegt hat; unter einem wilden Volke, das von Krieg und Raub lebt, ist's der, der die meisten Feinde erschlagen hat — und so sind, ohne allen Zweifel, die ersten Könige entstanden. Die Natur gibt dem Schwächern im Stärkern einen Beschützer, einen Vater. Dieß ist ihr großes Gesetz. Sie hat es nirgends unter Trompetenschall ausrufen oder durch ihren Canzler niederschreiben lassen, denn sie hat keine Trompeter und keinen Canzler und braucht auch keine — sie spricht durch Wirkung und That. Sie sagt nicht: „Ihr Planeten sollt die Sonne für euren König erkennen!“ sondern setzt die Sonne mitten unter sie hin; und nun entziehe sich einer ihrer Herrschaft, wenn er kann!

So stellte sie zu verschiedenen Zeiten einen Sesostris — einen Cyrus — einen Alexander — einen Cäsar — einen Attila — einen Karl den Franken — einen Muhammed — einen Timurbeg — einen Gustav Vasa — einen Cromwell auf — —

„Wie? Was? einen Cromwell?“ — Ja, mein Freund, einen Cromwell! — und ich fechte dadurch nicht gegen mich selbst: denn der Plan der Natur ist so unermeßlich groß, daß sie oft und alle Augenblicke uns Kurzsichtigen nach widersprechenden Gesetzen und Zwecken zu handeln scheint. — Ja, dieser Cromwell, der Zerstörer der Staatsverfassung seines Vaterlandes, der Mörder seines Königs, der tapferste, der tugendhafteste, devoteste Bösewicht, der vielleicht jemals gelebt hat — war zu seiner Zeit der Stärkste unter seinem Volke, und so folgte daraus, was unter damaligen Umständen folgen mußte. Und — was brauchen wir weitern Zeugnisses? — Die ehrwürdigsten Mächte erkannten laut oder stillschweigend sein Recht; Könige neigten sich vor dem Manne, der ihren Bruder öffentlich durch Nachrichters Hand zum Tode gebracht hatte, schickten ihre Gesandten, nahmen die seinigen an, schlossen Bündnisse mit ihm und suchten seine Freundschaft. — Wenn Könige nicht wissen sollten, was in ihrer eignen Sache Recht ist, wer sollt's wissen?

Doch dieß im Vorbeigehen — denn auf diesem Seitenwege würden wir uns zu weit von unserer Hauptfrage verirren.

Alles, was ich bisher gesagt habe, zweckt dahin ab, als einen Grundsatz aufzustellen: es liege in der menschlichen Natur ein angeborner Instinct, denjenigen für unsern natürlichen Obern, Führer und Regenten zu erkennen und uns

willig von ihm leiten und meiſtern zu laſſen, deſſen Obermacht wir fühlen, und dieß ſey hie erſte Quelle der obrigkeitlichen Gewalt unter den Menſchen geweſen.

Und nun behaupte ich, eben dieſer Inſtinct ſey auch in der Folge auf Seiten der Völker die Haupturſache geweſen, warum ſie ſich bei allen den mannigfaltigen Veränderungen beruhiget haben, die nach und nach

per varios casus et tot discrimina rerum

mit der politiſchen Form und Verfaſſung der Staaten vorgegangen. Immer verhielt ſich das Volk, d. i. der größte Theil der Nation, leidend dabei. Denn auch dann, wenn es anmaßliche oder erwählte Repräſentanten hatte, waren gemeiniglich die Rechte des Volks nur der Schild und Deckmantel, unter welchem die Mächtigſten unter dem Adel und der Kleriſei und die Ehrgeizigſten, Verſchmitzteſten und Beredteſten unter dem Volke ihre Privatabſichten deſto ſicherer durchzuſetzen wußten. — Wenn etwa noch Jemand wäre, der nicht wüßte, was Repräſentanten einer Nation ſind: ſo kann er ſich aus der neuern und neueſten Geſchichte einer gewiſſen Ile flottante ſo trefflich davon belehren, daß es ihm, Alles zuſammengerechnet, (wenigſtens) eben ſo ſicher dünken wird, ſeine Menſchheitsrechte in unſers lieben Herrn Gottes unmittelbarem Schutz zu wiſſen, als in den Händen ſolcher Repräſentanten, die alle Augenblicke die Rolle vergeſſen, die man ihnen zu ſpielen gegeben hat, und auch, wenn ſie's am beſten zu machen ſcheinen, doch immer nur ſich ſelbſt repräſentiren.

Man durchgehe die Geſchichte aller Wahlreiche und aller erwählten Regenten und ſehe — wie viel die Nation dabei gewinnt, daß Etliche aus ihrem Mittel das Recht haben, denjenigen zum König zu ſetzen, der ihrem beſondern Intereſſe

am zuträglichsten ist! — Und eben weil in einem Wahlreiche der gemeine Mann, der doch den zahlreichsten und wichtigsten Theil der Nation ausmacht, gar wohl fühlt, wie wenig es ihm verschlägt, wer ihn beherrsche, indem sein Schicksal im Ganzen genommen das nämliche bleiben wird; so sehen wir ihn so ruhig und gleichgültig abwarten, was die Götter dießfalls beschließen: oder, wenn er sich ja für einen Candidaten mehr als für den andern interessirt, so ist es entweder aus irgend einer dumpfsinnigen Parteilichkeit für dessen Haus oder Person oder aus vermeintem Religionsinteresse, oder weil er unter dem einen mehr in Ruhe und Frieden zu leben hofft, als unter dem andern. Allein, da auf seine Theilnehmung so ganz und gar nichts ankommt — so ist's im Grunde für ihn auch einerlei, ob der Oberherr, der ihm gegeben wird, dazu geboren oder erwählt sey. Sobald er nur einen Reiter auf seinem Rücken fühlt, der seiner mächtig ist, so gibt er sich zufrieden, folgt dem Zügel und duldet den Sporn.

Ueberhaupt sehen wir, daß die Völker sich gern unter eine erbliche Regierung schmiegen, gern einem gewissen Hause, einer festgesetzten Folge von Prinzen unterthan sind, sich gar bald angewöhnen, diese ihre Herren für eine höhere Art von Wesen anzusehen, und vor einem neugebornen Kron- oder Erbprinzen kaum mit weniger Andacht, Glauben, Liebe und Hoffnung die Knie beugen, als die heiligen drei Könige vor dem Christkindlein. All dieß, lieber Herr und Freund, ist in der menschlichen Natur; und wohl dem gemeinen Manne, dem kein Stephanus Junius Brutus, kein Milton, kein Algernon Sidney, keine Cato's Briefe dieß treuherzige Gefühl wegphilosophirt haben! Er nimmt seine Regenten, gut oder schlimm, als ihm von Gott gegeben an, und ein böser

Herr müßte beinah der Dedschial selbst seyn, bis dem Volk einfiele, die Frage aufzuwerfen: ob es auch wohl schuldig sey, Alles von ihm zu leiden? — So tief sitzt im Menschen das Gefühl, daß die bürgerliche Gesellschaft eben so, wie die ganze Natur, von einer höhern, Alles umfassenden, unabhängigen und unwiderstehlichen Macht zusammengedrückt und dadurch in ihrer Form erhalten werden müsse:[1] — und sofern ihm nur erlaubt ist, über die eine oder die andere dieser regierenden Mächte zu murren, wenn sie's ihm nicht nach seinem Sinn und Bedürfniß machen; so fällt ihm nicht ein, sich gegen sie aufzulehnen, und ein einziger Sonnenblick ist wieder hinlänglich, ihn zufrieden und gutes Muths zu machen.

In ältern Zeiten hatten die Menschen einen großen Glauben an das Loos, oder was wir den ungefähren Zufall nennen. Sie sahen es als eine Art von Orakel an, als einen unmittelbaren Ausspruch der Götter, auf den sie mehr Vertrauen setzten, als auf ihre eigne Klugheit. Und so wurde auch zuweilen, bei Erledigungsfällen, die Ernennung des neuen Regenten dem Loos oder Zufall überlassen — wie in vielen Republiken noch heutiges Tages geschieht. Die Erbfolge ist eine Art von Loos, die in den Augen der Völker eben dadurch eine ganz eigne Heiligkeit erhält, daß man (und dieß mit bestem Grunde) den Prinzen, der vermöge des Erbfolgerechts zum Thron geboren wird, gerade so ansieht und aufnimmt, als ob ihn ein Engel Gottes sichtbarlich aus den Wolken herabgebracht und mit einer durchs ganze Land hinschallenden Stimme gerufen hätte: Sehet, das ist euer Herr! Und man braucht nur die Menschen, anstatt sie in

[1] Die Instanzen, die ich hievon aus den sogenannten Freistaaten selbst herholen könnte, würden diese Wahrheit auf die frappanteste Weise bestätigen.

abſtracten Theorien ſtudirt zu haben, aus dem gemeinen Leben kennen gelernt und ihre Art, zu empfinden und ſich die Sachen vorzuſtellen, in vielen beſondern Fällen beobachtet zu haben, ſo wird man (glaube ich) ſo überzeugt ſeyn, als ich es bin: daß ein Volk zu einem Prinzen, der ihm ſolchergeſtalt aus dem Himmel in den Schooß gefallen iſt, mehr Vertrauen hat, als zu einem, den es ſelbſt erwählt hätte. Daß freilich die Herren Philoſophen und Staatsgelehrten und all das ehrſüchtige Völklein, das auch gern am Ruder ſitzen und die Welt regieren helfen möchte, anders geſinnt iſt, wollen wir ihnen nicht verdenken; es iſt ſehr natürlich: nur ſollen ſie auch bedenken, daß ſie nicht das Volk, vielleicht nicht der zehentauſendſte Theil des Volks ſind, zu deſſen ungebetenen Vertretern ſie ſich aufwerfen.

Die Natur hat jedem ihrer Geſchöpfe die Triebe und innern Anlagen gegeben, ohne die es nicht das werden könnte, was es ſeyn ſoll. Da die menſchliche Gattung ohne Regierung nicht glücklich ſeyn, nicht einmal erhalten werden konnte: ſo iſt der Menſch von Natur das gelehrigſte und lenkſamſte aller Weſen — man müßte ihn denn nun gar nicht zu behandeln wiſſen. Was ihn aber am meiſten geſchickt macht, ſich regieren zu laſſen — und ſo regieren zu laſſen, wie es gewöhnlich geſchieht — ſind drei oder vier charakteriſtiſche Züge, um derentwillen er ſich von ſeines Gleichen ſchon oft hat den Görgen ſingen laſſen müſſen. — Zum Exempel, daß tauſend Menſchen, die man einzeln nicht vom Flecke bringen könnte, alle zuſammen hinterdrein ziehn werden, ſollt' es auch durch die Pforte der Höllen ſeyn, ſobald einer vorangeht und ruft: Ein braver Kerl geht mit! — ſodann: daß ſie es einem Jeden herzlich Dank wiſſen, der ihnen die Mühe erſpart, ſich über eine Sache, die gleichwohl beſorgt

werden muß, den Kopf zu zerbrechen; ferner: daß ſie ſich ſehr leicht an etwas gewöhnen, daß nichts ſo albern, widerſinniſch, unluſtig, mühſelig und beſchwerlich iſt, das ihnen die Gewohnheit nicht erträglich und zum Theil ſo leicht macht, daß ſie es zuletzt gar nicht mehr fühlen — und endlich: daß ſie größtentheils und in den meiſten Augenblicken ihres Lebens in einem Nebel wandeln, der ſie nicht viel weiter, als vor ihre Füße hinſehen läßt; ſo daß ſie ſich um alles Gegenwärtige, was ein wenig weit von ihnen liegt, wenig und um die Zukunft oder die entferntern Folgen des Gegenwärtigen gar nicht bekümmern —: vier Qualitäten, die (unter uns geſagt) der weltberühmten menſchlichen Vernunft eben nicht die größte Ehre machen. Aber — ohne ſie, wie ſollten auch Menſchen von ihres Gleichen regiert werden können? — Denn, nachdem die Regierung und bürgerliche Ordnung einmal bei den verſchiedenen Völkern Platz genommen und Wurzeln geſchlagen, ſo wird freilich der Fall, daß die Regenten wirklich auch die Beſten unter ihrem Volke ſind, immer ſeltner. Aber es bedarf auch deſſen nicht ſchlechterdings. Denn, wenn das Werk nur einmal eingerichtet und im Gange iſt, ſo braucht es eben keiner ſo ſtarken Hand, um es darin zu erhalten; die Gewalt und Kraft, die den Staat zuſammenhält, liegt dann in der ganzen politiſchen Maſchinerie; und es iſt zur Noth genug, wenn derjenige, der dafür angeſehen wird, als ob er den Olympus trage, nur unten ſteht und repräſentirt. Wäre das nicht, ſo müßte von zweien der größten Reiche in Europa ſchon längſt keine Fuge mehr in die andere paſſen. — Freilich kommen dann auch Fälle — aber darum gibt's auch keine Maſchine und keinen Staat, der ewig dauert.

Ich habe behauptet: daß die Völker aus eben dem Grunde natürlicher Nothwendigkeit der obrigkeitlichen Gewalt unterworfen sind, um deßenwillen die Kinder natürliche Unterthanen ihrer Eltern sind. Es wäre leicht, die Aehnlichkeit zwischen einem Volke und einem Kinde ausführlich darzuthun, wenn es, nach dem, was ich eben über die Ursachen der sonderbaren Lenksamkeit der menschlichen Gattung gesagt habe, noch nöthig wäre. Das bekannte: Ihr Griechen bleibt ewig Kinder! ist ein Compliment, das man, ohne sich an ihrer angeblichen Majestät zu versündigen, allen Nationen in der Welt machen kann. Und wie sollt' es auch anders seyn können, da jedes Volk, statt der täglich abgehenden, täglich wieder mit Kindern recrutirt wird, und das eigentliche Alter der Vernunft bei jedem Menschen nur ein schmaler Isthmus zwischen einer zwiefachen Kindheit ist! — Ja selbst in diesem Alter der Vernunft, welch ein Unterschied zwischen tausend Menschen, jeder einzeln und für sich in seinem eignen Wirkungskreise genommen, und eben diesen tausend Menschen, wenn sie in einem Haufen versammelt sind? Ist's nicht uralte, millionenmal bestätigte Wahrheit, daß die Menschen, sobald sie sich in eine Masse zusammendrängen, einzeln den größten Theil ihrer Kraft verlieren? Wie oft hat man gesehen, daß die gescheidtesten Leute einer oder vieler Nationen, sobald sie in großer Anzahl feierlich und in Ceremonien-Röcken versammelt sind, um über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit in Corpore zu deliberiren — sich just in Corpore so albern betragen, so wenig wissen, was sie wollen, einander so wenig verstehen, so viel Zeit mit Nebendingen verderben, über die klarsten Dinge so viel schwatzen, punctiren, grübeln, zanken und sophistisiren, als ob sie die ausgemachtesten — Abderiten wären; und

endlich: — nach, Gott weiß! wie viel Sessionen — zuletzt doch entweder gar nichts zu Stande bringen oder von einem Einzigen, der durch List oder Gewalt Meister über sie wird, sich bemaulkorben und (gern oder ungern) ganz anders wohin führen lassen müssen, als wohin sie anfangs gehen wollten!

Und wenn es denn eine so große Wahrheit ist und bleibt, daß Kinder und Völker aus dem nämlichen Grunde regiert werden müssen: wie auffallend ist nicht das Widersinnische in der Meinung derjenigen, die zu einem Menschheitsrechte machen: „das Volk habe ein unverlierbares Recht, über die Regierung seiner Obrigkeit zu urtheilen und sich, zum Exempel, der Herrschaft seines Königs zu entziehen, wenn er durch eine schlimme Regierung sich der Krone unwürdig gemacht.“ Wie? Kinder — die eben darum, weil sie sich nicht selbst regieren können, unter väterlicher Gewalt stehen — sollen ein Recht haben, ihren Vater zu controliren? entscheidend zu urtheilen, ob seine Befehle vernünftig und zu ihrem Besten zweckmäßig seyen? ob er ihnen nicht mehr Spielzeug und Naschwerk geben sollte? ob er ihnen in diesem oder jenem Falle die Ruthe auch wohl mit Recht oder nicht zu stark oder keinen Streich zu viel gegeben habe? ob er auch Weisheit und Tugend genug habe, so liebe, artige, gescheidte und im Grunde doch wohl Alles besser wissende Kinder, wie sie sind, zu regieren? ob er nicht zuweilen selbst thue, was er ihnen verbeut? und ob sie also nicht gar wohl befugt seyen, sich mit gesammter Hand über ihn her zu machen und ihm die Ruthe auch zu geben, die er sie so oft unbilliger Weise empfinden lassen u. s. w.? Feine, weise, wohl überlegte Grundsätze — deren Einführung in die Kinderzucht und in die bürgerliche Regierung herrliche Folgen haben würde! — Es mag, wenn Sie wollen, eine ganz löbliche

Beschäftigung der Herren Philosophen seyn, immer und ewig darüber zu raffiniren, wie den Gebrechen und Schäden der Menschheit und ihren Einrichtungen geholfen werden könnte: nur müssen die Mittel, die sie uns dazu anpreisen, nicht (wie, leider! fast immer der Fall ist) ärger seyn, als das Uebel selbst, wovon sie uns heilen, oder dem sie zuvorkommen wollen.

Ich sehe wohl, daß ich noch gar viel zu sagen hätte, wenn ich ins Detail gehen, die Verbindung meines Grundsatzes mit den echten und allgemein anerkannten Grundmaximen einer jeden guten bürgerlichen Regierung zeigen und auf alle Einwürfe, die ich voraussehe, auch voraus antworten wollte. — Aber μηδεν αγαν! — nur dieß lassen Sie mich jetzt noch sagen: Wenn wir die Weltgeschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert und die besonderen Völkergeschichten von Generation zu Generation übersehen und vergleichen, und sehen dann, wie wunderbar die unermeßliche Kette von Ursachen und Wirkungen sich fortschlingt; wie immer ganz andere Effecte herauskommen, als man von den vermeinten Ursachen erwartet hätte; wie ein Reich, dem von seinen eignen Staatsärzten der gewisse Untergang als eine Folge jeder angeblichen Sottise, so die Regierung gemacht, zwanzig und mehr Jahre hinter einander angedroht worden, dessen ungeachtet sich in seinem Stand und Wesen erhält und die Weissagungen seiner Propheten zu Schanden macht; wie oft die klügsten Maßregeln nichts, und dagegen ein dummer Streich wider Wissen und Hoffen dessen, der ihn gemacht, den besten Effect hervorgebracht; wie mitten unter allen

anſcheinenden Urſachen einer allgemeinen Zerrüttung ſich das Ganze doch immer im Gleichgewichte und jede Nation wenigſtens in einem leidlichen Zuſtande erhält — kurz — wenn wir ſehen, durch was für ein Minimum von Weisheit die Welt regiert und wahrlich wenigſtens ſo regiert wird, daß es ſchwerlich einer von uns beſſer machen würde: ſo däucht mich, es leuchte ſtark in die Augen, daß es blos die in allen Regierungen hinter der Scene ſpielende Theokratie ſey, welche macht, daß es, trotz unſern eiteln Beſorgniſſen — nicht ſchlimmer und oft gegen alle unſere Deductionen, Theorien und Demonſtrationen ſo viel beſſer in der Welt geht, als es unſrer einfältigen Meinung nach gehen ſollte.

Uebrigens hoffe ich, Sie werden mit mir überzeugt ſeyn, daß die Auflöſung des politiſchen Problems, worüber ich Ihnen hier meine geringe Meinung en gros mitgetheilt, auf welche Weiſe ſie auch geſchehe, in die Praxin wenig oder gar keinen Einfluß habe. Dergleichen Dinge ſind gut per la predica. Im Leben ſelbſt aber bleibt's doch immer beim Alten. Es gab eine Zeit, wo die Monarchenfreſſer — gefährlich waren; dermalen braucht Claus Zettel ſeinen Kopf nicht aus der Löwenhaut herauszuſtecken, um uns zu ſagen, daß er kein Löwe im Ernſte ſey. Der Cynismus, der je länger je mehr Mode zu werden ſcheint, und unter deſſen mancherlei komiſchen Symptomen auch dieß iſt, daß wir ſo ſtolze Blicke aus unſern Tonnen hervor auf die Könige werfen — wird, wie alle unſre Moden, vorübergehn und ſchwerlich mehr Spur hinter ſich laſſen, als die ellenlangen Haarauffätze und die dreifingerbreiten Haarbeutel. Und ſo laſſen Sie mich mit einer Wahrheit ſchließen, die gewiß von uns Beiden, ſo verſchieden wir auch über den Grund der obrigkeitlichen Macht denken mögen, mit gleich ſtarker Ueberzeugung für eine große

Wahrheit anerkannt wird — und die ich nicht beſſer noch kürzer auszudrücken weiß, als wie ſie auf dem Grabmal der berühmten Miſtriß Macaulay eingegraben ſteht:

Government
is a Power
delegated for the
Happiness of Mankind
when conducted by
Wisdom, Justice
and Mercy.

Und — um dieſer theoretiſchen Wahrheit auch noch eine Nutzanwendung beizufügen — möchten Obrigkeiten und Unterthanen der Ermahnung Pauls des Apoſtels — der auch blos als Menſch einer der Weiſeſten und Größten war, die je geweſen ſind — ewig treu bleiben:

Ihr Kinder,
ſeyd gehorſam den Eltern
in allen Dingen,
denn dieß iſt dem Herrn gefällig!
Ihr Väter,
erbittert eure Kinder nicht,
auf daß ſie nicht ſcheu werden!

Athenion,

genannt Ariſtion,

oder

das Glück der Athener unter der Regierung eines vorgeblichen Philoſophen.

1781.

1.

Unter die gelehrten Weidsprüche, die auf das Wort irgend eines großen Mannes, der sie zuerst gesagt hat, und um des blendenden Scheins willen, den sie beim ersten Anblick von sich werfen, ohne weitere Untersuchung für gut angenommen werden, gehört auch das bekannte: Felix Respublica ubi aut Philosophi imperant aut Imperantes philosophantur; das ist, „glücklich sind die Staaten, wo entweder die Philosophen regieren, oder die Regenten philosophiren."

Friede sey mit der Asche des Weisen, aus dessen Munde oder Feder dieser Spruch zum Ersten hervorgegangen! Ich bin gewiß, er hätte mit gutem Gewissen schwören können, daß er eine große Wahrheit zu sagen glaubte; und ich selbst wollte darauf schwören, daß er ein Philosoph war, und daß sein gnädiger Herr oder seine gnädige Herren — nicht philosophirten.

Ich denke nicht, daß hier erst zu fragen sey, was er unter einem Philosophen verstanden habe. Hätte er nichts weiter mit seinem Spruche sagen wollen, als: ein Volk sey glücklich, das von einem weisen Manne weislich regiert werde: so hätte er eben so wohl gethan, nichts zu sagen. Denn wer wird mit einer Miene, als ob er eine gar wichtige neue Wahrheit zu Tage gefördert habe, sagen: Weisheit ist besser als Unweisheit. Aber ganz gewiß war das auch seine Meinung nicht.

Er verstand unter einem Philosophen keinen Weisen, sondern was man von jeher unter einem Philosophen verstanden hat, einen Mann, der sich auf Philosophie gelegt hat und Philosophie treibt: sowie man unter einem Arzt nicht einen Mann meint, der selbst gesund ist und alle Kranken gesund macht, sondern einen, der die Arzneikunst gelernt hat und treibt, so gut er kann und weiß; oder wie man nicht denjenigen einen Schiffer nennt, der sein Schiff glücklich und wohlbehalten an Ort und Stelle führt, sondern den, der die Kunst versteht, ein Schiff zu führen. Vorausgesetzt also, daß in vorbesagtem Weidspruch das Wort Philosoph weder mehr noch weniger bezeichnet, als einen Mann, der, nach Cicero's Erklärung, die Wissenschaft aller göttlichen und menschlichen Dinge, oder nach Wolfens, die Wissenschaft aller möglichen Dinge, insofern sie möglich sind, zu seiner Profession gemacht hat: so sehe ich eben nicht ein, warum ein Staat unter dem Scepter eines Philosophen glücklicher seyn sollte als unter irgend einem andern Ehrenmann, der so viel Verstand hat, seine rechte Hand von seiner linken zu unterscheiden. Daß die Philosophen andrer Meinung sind, und daß es ihnen, weil sie andrer Meinung sind, an Gründen, ihre Meinung aufzustutzen, nicht fehlen könne, laß ich gerne gelten. Aristoxenus, der Tonkünstler, behauptete: die Seele sey ein Accord und das Universum eine große Harfe, auf der die Natur Solo spiele! Einem Manne, der so parteiisch für seine Kunst dachte, war es gewiß nicht zu viel, auch zu behaupten oder doch wenigstens zu glauben, die Staaten würden am glücklichsten seyn, wenn sie von lauter Tonkünstlern regiert würden. Und der französische Tanzmeister, der unmöglich begreifen konnte, was die Königin Anna an Herrn Robert Harley gesehen haben könnte, daß sie ihn zu ihrem ersten Minister gemacht, da er doch der größte Schöps

auf seinem Tanzboden gewesen — ich bin versichert, daß in den Augen dieses ehrlichen Mannes ein guter Tanzmeister geschickter war, die Welt im Gang zu erhalten, als die sämmtlichen Mitglieder aller Akademien der Wissenschaften in Europa. Es ist nun einmal nicht anders: Jedermann ist öffentlich oder heimlich für die Profession, die er treibt, und für die Classe, zu welcher er gezählt wird, eingenommen: warum sollten's die Philosophen, die doch unstreitig so viel vor uns Andern voraus haben, weniger seyn?

Der kürzeste und sicherste Weg, über diesen Punkt hinter die Wahrheit zu kommen, ist wohl dieser, daß man sich umsehe, wie glücklich die Staaten gewesen sind, denen es so gut worden ist, von Philosophen regiert zu werden. So viel ich weiß, ist der Fall noch nicht oft vorgekommen. Aber desto auffallender und vorstechender wird ohne Zweifel auch das Glück solcher Staaten gewesen seyn. Mir ist davon ein Beispiel bekannt, das zwar etwas alt, aber vielleicht das merkwürdigste in seiner Art ist, das die Geschichte aufzuweisen hat. Da zu vermuthen ist, daß der Philosoph, den ich meine, wenigstens neunundneunzig von hundert meiner Leser gänzlich unbekannt sey: so will ich Ihnen seine Geschichte umständlich genug erzählen, um sie eben so bekannt mit ihm zu machen, als ob sie das Glück gehabt hätten, selbst unter seiner Regierung zu leben; mit der vorläufigen Versicherung, daß Sie sich auf die historische Wahrheit aller Umstände, so außerordentlich und mährchenhaft sie auch zum Theil klingen mögen, so gut als bei irgend einem andern Stück alter Geschichte verlassen können.

2.

Ungefähr hundert und dreißig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte zu Athen ein gewisser Athenion, Bürger und Philosoph daselbst; denn er gehörte zu der Schule des Peripatetikers Erymnäus, von dessen Leben und Thaten aber weiter nichts bis zu uns gekommen ist, als „daß er, ungefähr um diese Zeit, der Schule des Aristoteles oder dem sogenannten Lyceum vorgestanden haben soll.“ Dieser Athenion schaffte sich in seinen alten Tagen eine ägyptische Sklavin an. Diese Sklavin gebar nach einiger Zeit einen Sohn; und dieser Sohn, der nach dem Namen seines Patrons Athenion genennt wurde, ist der Held der gegenwärtigen Geschichte. Wer auch der Vater seyn mochte, vermuthen läßt sich's wenigstens, daß es der Philosoph Athenion so gut seyn konnte als ein Anderer; und daß er es vielleicht selbst glaube, schlossen Viele daraus, weil er auf den jungen Menschen, nachdem er herangewachsen war, eine besondere Neigung warf und ihn sogar zum Erben einsetzte.

Indessen wollen wir denen, welche [illegible] Ehre der peripatetischen Philosophie willen, [illegible]ten, daß der alte Athenion schußfest ge[illegible] ägyptischen Magd geblieben wäre, un[illegible] seine Freigebigkeit gegen den Sohn seiner Sklavin wohl die bloße Erkenntlichkeit für die besondere Treue, ihm der junge Mensch zugethan war, als ein stärkeres natürliches Gefühl zur Quelle gehabt haben könne. Denn die Geschichte sagt: als der Philosoph endlich vor [illegible]schwach und unvermögend geworden, habe Athenion ihn [illegible] all, wo er gegangen und gestanden, an der Hand ge[illegible], und Mutter und Sohn hätten ihm bis ans Ende alle die

Treue und Hülfleistung bewiesen, die er nur immer von der zärtlichsten Gattin und dem dankbarsten Sohn hätte erwarten können.

Diese besondere Treue und Ergebenheit konnte von Seiten des jungen Menschen die bloße reine Wirkung seiner Dankbarkeit gegen seinen alten Wohlthäter seyn; sie konnte aber eben sowohl die bloße reine Wirkung seiner Neigung zur Verlassenschaft desselben seyn. Wir erinnern dieses beiläufig denen zu Lieb, welche (mit weniger Menschenkenntniß als Gutherzigkeit) immer geneigt sind, von jedem Schein der Tugend das Beste zu denken, und sich dadurch der Unlust aussetzen, unter zehn Fällen gewöhnlich sieben oder acht Mal richtig betrogen zu werden. Wahr ist's, daß sie dafür auch von jedem Schein des Bösen das Aergste zu denken pflegen, und nicht wenig betroffen sind, wenn sich (wie öfters) am Ende zeigt, daß unter zweien der, den sie für den bösen Menschen ansahen, der gute, und der, für dessen Rechtschaffenheit sie sich verbürgt hätten, der Bösewicht ist.

Wie dem aber auch in gegenwärtigem Falle seyn mochte, genug, der Sohn der Aegypterin fand nach dem Tode des Alten, dessen präsumirter Sohn und Erb er war, Mittel, sich das atheniſche Bürgerrecht zu verschaffen, welches in diesen Zeiten nicht mehr so wichtig als im Jahrhundert des Perikles und Demosthenes und daher auch leichter zu erhalten war. Da er zu solchem Ende in eine von den atheniſchen Zünften eingeschrieben werden mußte, so vertauschte er bei dieser Gelegenheit seinen bisherigen Namen Athenion mit Ariſtion, den er in der Folge immer geführt hat, und unter welchem er bei den Alten, welche von ihm sprechen, vorkommt.

3.

Der junge Mann war, wie es scheint, mit allen den Gaben geboren, womit die Natur, nach der Meinung des Philosophen Vanini, seines Gleichen für die Strenge der Gesetze und des Vorurtheils schadlos hält. Die Cultur dieser Gaben und der kluge Gebrauch, den er davon machen würde, waren der einzige Weg, auf dem er aus der Dunkelheit auftauchen konnte, wozu ihn Geburt und Umstände sonst verurtheilt hätten. In dem Hause eines Mannes erzogen, der die philosophischen Wissenschaften mehr aus Liebhaberei als zum Gewinns willen trieb, und der sein ganzes Leben gleichsam im Lyceum zubrachte — hatte er vermuthlich von dem, was damals zur Encyklopädie der peripatetischen Schule gehörte, schon so viel begriffen, daß er nach dem Tode seines Vaters Muth genug in sich fühlte, selbst eine Schule zu eröffnen und, nach unserer Art zu reden, den Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften zu machen. Er widmete sich also dieser Lebensart mit eben so viel Eifer als Erfolg, zog viele junge Leute an sich, lehrte öffentlich zu Messana und Lacissa und verdiente viel Geld. Mit diesem Geld und mit einem ziemlich bekannt gewordenen Namen kehrte er nach Verfluß einiger Jahre in die Minervenstadt zurück, wo er sich durch seinen lebhaften, geschmeidigen und unternehmenden Geist und durch seine Wohlredenheit gar bald bei einem Volke in Ansehen zu setzen wußte, über welches Witz und Beredsamkeit von jeher Alles vermochten.

Ich hätte beinahe einen kleinen Umstand vergessen, den ich gleichwohl nicht übergehen darf, da ein Philosoph, wie Posidonius, in seiner Erzählung der Lebensumstände des Aristion, wovon uns Athenäus den Auszug liefert, dessen

nicht ohne Abſicht, wie es ſcheint, Erwähnung that. Ariſtion fing nämlich ſeine neue Lebensart damit an, daß er ein ſchönes junges Mädchen (παιδισκαριον ευμορφον) heirathete — eine Handlung, die ihm, inſofern als er das Mädchen heirathete, noch ſogar zum Verdienſt angerechnet werden könnte; denn das war mehr, als ſein eigener Vater gethan hatte; wenigſtens war es einem Philoſophen aus der peripatetiſchen Schule, welche bei Berechnung deſſen, was das Summum Bonum eines weiſen Mannes ausmache, den bonis corporis ihr volles Drittel einräumte, ſo wenig als irgend einem andern ehrlichen Manne übel auszulegen. Aber unſern Ariſtion werden wir bald auf einen ſolchen Fuß kennen lernen, daß wir ihm mit vieler Wahrſcheinlichkeit zutrauen können, er habe bei der Heirath der ſchönen jungen Dirne noch eine kleine Nebenabſicht gehabt, die ſeiner Klugheit mehr Ehre macht als ſeinen Sitten — nämlich (um es nur heraus zu ſagen) keine geringere, als junge Leute von Stand und Vermögen, auf welche er nun eigentlich Jagd machen wollte, deſto leichter ins Garn zu locken. Wenigſtens ſcheint es, Poſidonius hätte ſich, wenn er eine ſo unehrbare Sache auf eine nicht ganz unehrbare Art zu verſtehen geben wollte, kaum verſtändlicher ausdrücken können. Auch der Umſtand, daß er Athen verließ und ſeine ſophiſtiſche Bude in entlegenen Orten aufſchlug, beſtärkt dieſen Verdacht. Die Athener ſollten keine Augenzeugen davon ſeyn, wie er das Vermögen erworben, womit er zu ihnen zurückkehrte. Ein Menſch bleibt immer verächtlich, dem man in der Operation, ſich durch niederträchtige Mittel zu bereichern, gleichſam Schritt vor Schritt zugeſehen hat. Erſcheint er aber nach einer langen Abweſenheit auf einmal wieder als Einer, der ſein Glück gemacht hat, ſo läßt ſich die Menge immer vom Glanz des

[illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible].

4.

Als Aristion nach Athen zurück kam, befand sich Griechenland am Ausbruch einer Krisis, welche der Gestalt seiner Angelegenheiten, ja der ganzen Verfassung von Europa und Asia eine wichtige Veränderung anzukündigen schien.

Seitdem Roms große und unversöhnliche Mitbewerberin um die Oberherrschaft, Karthago, gefallen, und Antiochus der Große gedemüthigt und jenseits des Gebirges Taurus eingeschlossen worden war, schien nun Alles dem glücklichen Genius dieses wundervollen Freistaats weichen zu müssen. Aber das Schicksal oder (richtiger zu reden) die Herrschsucht der Römer (die keine andere Grenzen des römischen Reiches anerkannte, als wo die Natur aufhörte, Menschen hervor zu bringen) erweckte ihnen einen neuen Feind, und einen der furchtbarsten, der sich ihnen jemals entgegen gestellt hatte, in der Person des Königs von Pontus, Mithridates, dem seine außerordentlichen Eigenschaften den Beinamen des Großen erwarben; eine zweideutige Ehre, die fast immer zu sehr auf Kosten des menschlichen Geschlechts erworben worden ist, um von einem guten Menschen gesucht oder beneidet zu werden. Der große Alexander selbst hatte nichts vor ihm voraus, als sein Glück; und auch in diesem schien ihm Mithridates eine Zeit lang gleich zu seyn.

Die Römer konnten den Ehrgeiz dieses Fürsten — der weder mit dem höflichen Vasallennamen eines Freundes und

Bundesgenoſſen des römiſchen Volkes, noch mit den erweiterten Grenzen, die ſein Vater von demſelben empfangen hatte, zufrieden war — eben ſo wenig ertragen, als Mithridates den übermüthigen Stolz dieſer Bürger einer italieniſchen Stadt, die von den Ufern des Tibers ſich zu Richtern über die entfernteſten Könige aufwarfen und entſchloſſen ſchienen, nicht eher zu ruhen, bis ſie es dahin gebracht hätten, von den Trümmern der größten Thronen herab der ganzen Welt Geſetze vorzuſchreiben. Bei ſolchen gegenſeitigen Geſinnungen konnt' es an Gelegenheit zum Ausbruch nicht fehlen.

Kappadocien, woraus der König von Pontus den von Rom beſchützten Ariobarzanes vertrieben hatte, gab den erſten Vorwand; im Grunde aber war es (wie Marius dem Könige auf gut Römiſch unter die Augen geſagt hatte) darum zu thun, ob die Römer den Mithridates, oder Mithridates die Römer zwingen könnte, der Unabhängigkeit zu entſagen. Der ehrſüchtige Fürſt, durch ſeine Verbindung mit dem Könige von Armenien und durch den freiwilligen oder erzwungenen Beiſtand vieler andern aſiatiſchen Völker verſtärkt, zog gegen die Römer mit einem Heer zu Felde, in welchem man bis auf zwei und zwanzig Nationen von verſchiedenen Sprachen zählte.

Der Moment, in welchem er dieſe gebornen Feinde des königlichen Namens, welche außer der Majeſtät des römiſchen Volkes keine Majeſtät erkennen wollten, zu demüthigen hoffte, konnte für ſein Vorhaben nicht günſtiger ſeyn. Die Römer waren ſeit ungefähr zwanzig Jahren erſt durch den Krieg mit dem numidiſchen Fürſten Jugurtha, dann durch die Nothwendigkeit, das Herz ihres Reichs gegen unzählbare Horden unbändiger Wilden zu vertheidigen, welche fluthenweiſe aus

Germanien in Gallien eingedrungen waren und Italien zu überschwemmen drohten, endlich durch den blutigen marsischen Krieg (mit ihren mißvergnügten und empörten italienischen Bundesgenossen), worin Italien in wenig Jahren über dreimal hundert tausend streitbarer Männer und Jünglinge verloren hatte — die Römer, sage ich, waren durch dieß Alles außerordentlich erschöpft worden; und noch war eben ein neuer fürchterlicher Bürgerkrieg zwischen Marius und Sylla ausgebrochen, der dieser Republik in ihren eigenen Eingeweiden den Untergang drohte. Hierzu kam noch der tödtliche Abscheu, womit die Völker des kleinen Asiens gegen den römischen Namen erfüllt waren; ein Abscheu, der jedem zu ihrem Befreier sich aufwerfenden Eroberer die Thore aller Städte dieser reichen und von Menschen wimmelnden Provinzen zu öffnen versprach.

Mithridates zögerte nicht, sich diesen Zusammenfluß günstiger Umstände zu Nutze zu machen; und glücklicher Weise für ihn waren die ersten römischen Feldherren, die sich ihm entgegen stellten, keine Sylla noch Lucull. Er schlug sie zu verschiedenen Malen, vernichtete ihre Armeen und begegnete den Heerführern Oppius und Aquilius so grausam, so sehr wider Alles, was unter Menschen und Völkern Sitte ist, daß man schon daraus genugsam abnehmen konnte, daß seine Unternehmungen nicht einen billigen Frieden, sondern Roms Untergang zum Ziele hatten und sich mit diesem — oder seinem eigenen enden würden.

5.

Wir haben die Athener und den Philoſophen Ariſtion einen Augenblick aus dem Geſicht laſſen müſſen, weil es, da doch der Angelegenheiten des Mithridates Erwähnung geſchehen mußte, anſtändiger war, dem Leſer die Erinnerung an die Geſchichte dieſes berühmten Römerfeindes durch etliche Federſtriche zu erleichtern, als ihn an Bücher zu verweiſen, die er jetzt vielleicht weder Luſt noch Gelegenheit hat nachzuſchlagen. Wir kehren nach dieſem kleinen Abſprung erſt zu den Athenern, dann zu unſerem Sophiſten zurück.

Es war ungefähr zweihundert und vierzig Jahre, ſeit die Griechen durch die berühmte Schlacht bei Chäronea ihre Freiheit verloren — und über hundert, ſeit ſie etwas der Freiheit Aehnliches durch den römiſchen Conſul Flaminius wieder erhalten hatten. Athen hatte während aller dieſer Zeit mancherlei abwechſelnde, zum Theil ſehr widrige Schickſale erfahren. Sie war noch immer eine der größten, volkreichſten und herrlichſten Städte in der Welt; noch immer, wenigſtens dem Namen und Andenken nach, die Stadt der Minerva, die Mutter und Pflegerin der Künſte und der Wiſſenſchaften; aber der Geiſt, den ihr, etliche Jahrhunderte zuvor, einige große Männer eingehaucht hatten, war ſchon lange verflogen, und Athen hatte aufgehört, große Männer hervorzubringen. Der edle ſchöne Charakter, welchen Perikles und Iſokrates dem atheniſchen Volke beilegen, war zuerſt durch die Demokratie, hernach unter der Oberherrſchaft der macedoniſchen Fürſten ſtufenweiſe ſo ausgeartet, daß jene alten Athener, die mit Themiſtokles, Ariſtides und Cimon den größten König von Aſien gedemüthigt hatten — die Athener, die dem Antigonus und Demetrius bei lebendigem

Leibe einen eigenen Priester bestellten und sie, als Schutzgötter ihrer Stadt, der Minerva und den eleusinischen Göttinnen an die Seite setzten, gewiß nicht für ihre Nachkommen erkannt haben würden. Das Herz empört sich, wenn man beim Plutarch bald die übermüthigen Bübereien, bald die knechtischen Niederträchtigkeiten liest, welche sie sich nicht schämten zu begehen, um dem Demetrius Poliorketes heute die unbesonnenste Verachtung, morgen die ausschweifendste Verehrung und Unterwürfigkeit zu bezeugen. Indessen blieb doch die Idee der Freiheit immer die Dulcinea dieses leichtsinnigen Volkes, ungeachtet sie mit Händen greifen konnten, daß die Zeit, schimmernde Entwürfe zu machen, für sie vorüber sey.

So schwärmerisch ihre erste Dankbarkeit gewesen war, als Flaminius sie von dem Joche des Königs Philippus befreite, so konnten sie sich doch bei kälterem Blute des Gefühls nicht erwehren, daß die Freiheit, die man ihnen geschenkt hatte, nicht viel besser als eine Kinderpuppe sey; und alle hellenisirende Politesse, königliche Freigebigkeit und herablassende Gefälligkeit, wodurch der Sieger des Perseus, Paulus Aemilius, die römische Majestät zu mildern und ihr das Verhaßte zu benehmen suchte, alle Wohlthaten, welche sie vor andern griechischen Städten von ihm empfangen hatten, erzeugten eben darum, weil es Wohlthaten waren, bei einem so flüchtigen, veränderlichen und auf seine ehemalige Größe so eitelstolzen Volke nur eine vorüberrauschende Erkenntlichkeit, welche alle Augenblicke, bei dem geringsten Anschein, sich wieder unabhängig machen zu können, in Haß und Empörung umschlug. Das Widersinnigste bei diesem Allem war, daß sie durch so viele Erfahrung, wie sie sich bei jedem ihrer vielen Befreier so wenig besser, als vorher, befunden und im

Grunde nur einen neuen Beherrſcher um den alten eingetauſcht, nicht klüger geworden, ſondern immer bereit waren, auf eigene Koſten einen neuen eben ſo vergeblichen Verſuch zu machen; wiewohl es nur von ihnen abhing, zu ſehen, daß in ihren Umſtänden und bei der damaligen Lage der Sachen gar nichts mehr zu verſuchen war.

6.

So waren die Athener, und ſo waren die meiſten griechiſchen Städte in Aſien und in der eigentlichen Hellas beſchaffen und beſtimmt, als Mithridates ſich ihnen, gleichſam aus hoher glänzender Ferne, als einen neuen Befreier von der Oberherrſchaft eben dieſer Römer zeigte, denen ſie kurz zuvor ſo ergeben geweſen waren. Ein glattzüngiger Volksredner brauchte ihnen nur in der Hand dieſes Fürſten das Zauberbild der Unabhängigkeit mit hellen fröhlichen Farben vorzumalen, um ſie in der Trunkenheit der ausſchweifendſten Hoffnungen zu Maßnehmungen zu treiben, welche gerade das Gegentheil ihrer Wünſche hervorbringen mußten; und es war nichts, was ſie in einem ſolchen Taumel nicht zu thun und zu leiden fähig waren. Dieß war immer ihr Fehler und ihr Unglück geweſen. Schon Solon hatte ihnen, als ſie ſich vom Piſiſtratus bethören ließen, in einer von ſeinen geſetzgeberlichen Satiren den Vorwurf gemacht:

Immer ſchaut ihr dem Mann nur auf die ſchmeichelnde Zunge,
Immer auf das, was er ſpricht, nimmer auf das, was er thut.

Leibe einen eigenen Priester bestellten und sie, als Schutzgötter ihrer Stadt, der Minerva und den eleusinischen Göttinnen an die Seite setzten, gewiß nicht für ihre Nachkommen erkannt haben würden. Das Herz empört sich, wenn man beim Plutarch bald die übermüthigen Bübereien, bald die knechtischen Niederträchtigkeiten liest, welche sie sich nicht schämten zu begehen, um dem Demetrius Poliorcetes heute die unbesonnenste Verachtung, morgen die ausschweifendste Verehrung und Unterwürfigkeit zu bezeugen. Indessen blieb doch die Idee der Freiheit immer die Dulcinea dieses leichtsinnigen Volkes, ungeachtet sie mit Händen greifen konnten, daß die Zeit, schimmernde Entwürfe zu machen, für sie vorüber sey.

So schwärmerisch ihre erste Dankbarkeit gewesen war, als Flaminius sie von dem Joche des Königs Philippus befreite, so konnten sie sich doch bei kälterem Blute des Gefühls nicht erwehren, daß die Freiheit, die man ihnen geschenkt hatte, nicht viel besser als eine Kinderpuppe sey; und alle hellenisirende Politesse, königliche Freigebigkeit und herablassende Gefälligkeit, wodurch der Sieger des Perseus, Paulus Aemilius, die römische Majestät zu mildern und ihr das Verhaßte zu benehmen suchte, alle Wohlthaten, welche sie vor andern griechischen Städten von ihm empfangen hatten, erzeugten eben darum, weil es Wohlthaten waren, bei einem so flüchtigen, veränderlichen und auf seine ehemalige Größe so eitelstolzen Volke nur eine vorüberrauschende Erkenntlichkeit, welche alle Augenblicke, bei dem geringsten Anschein, sich wieder unabhängig machen zu können, in Haß und Empörung umschlug. Das Widersinnigste bei diesem Allem war, daß sie durch so viele Erfahrung, wie sie sich bei jedem ihrer vielen Befreier so wenig besser, als vorher, befunden und im

Figur, die er mit ſeinem auswärts erworbenen Gelde machte, ſich bei dem atheniſchen Volke in Anſehen zu ſetzen gewußt hatte. Man ſieht aus der Art ſeines ganzen Verfahrens, daß er nach einem Plan handelte, von deſſen Entwicklung die leichtſinnigen Vögel des Ariſtophanes ſich wenig träumen ließen, wiewohl der Knoten mit allem Fleiße ſo geſchlungen war, daß er ſich juſt auf dieſe Art entwickeln mußte.

Er fing damit an, daß er die Athener die Nothwendigkeit fühlen machte, ſich in Zeiten um die Freundſchaft eines Monarchen zu bewerben, der vermuthlich in Kurzem das Schickſal von Griechenland, ja von ganz Europa in ſeiner Hand haben würde. Dieſer Punkt war, ſo wie die Sachen damals ſtanden, leicht zu erhalten. Die Angelegenheiten der Römer hatten nie mißlicher ausgeſehen. Mithridates ging wie eine neue Sonne über dem politiſchen Horizont auf. Alle griechiſche Städte richteten ihre Augen auf ihn; und die ſchlauen Athener wollten lieber unter den Erſten als unter den Letzten ſeyn, die ſich bei ihm wichtig zu machen und in Gunſten zu ſetzen ſuchten. Die Frage war alſo, wen man an den König Mithridates abſchicken ſollte? Natürlicher Weiſe den beredteſten Mann in Athen; folglich den Ariſtion. Dieß zu erhalten, war der große Punkt geweſen, und der Philoſoph erhielt ihn. Es war zwar nur der erſte Schritt nach ſeinem Ziele, aber die übrigen machten ſich dann von ſelbſt.

Ariſtion reiſete alſo an Mithridates Hoflager ab und wurde ſehr wohl empfangen. Denn dem eben ſo ſtaatsklugen als tapfern und entſchloſſenen Fürſten, der die Tücken des Glücks kannte, und deſſen Macht im Grunde doch immer von ſehr zufälligen Combinationen abhing, kam es auf Gefälligkeit und Liebkoſungen nicht an, wo es darum zu thun war, die Partei ſeiner Feinde zu ſchwächen und die ſeinige zu verſtärken.

Der König und der Philosoph wurden (wie man sich's leicht vorstellen kann) bald einig: das ist, der König versprach, was der Philosoph wollte, weil er wußte, daß er immer Herr bleiben würde, gerade so viel zu halten, als ihm belieben würde; und der Philosoph, der die gute Disposition und Freundlichkeit des Königs der geheimen Gewalt zuschrieb, die sein Verstand und seine Wohlredenheit über denselben ausübe, wünschte sich selbst zu seiner Geschicklichkeit Glück, den König unvermerkt (wie er sich schmeichelte) zum Werkzeug seiner eignen Absichten gemacht zu haben. Die Geschichte sagt zwar nichts ausdrücklich von dem Separat-Artikel, welchen der König und der Philosoph mit einander abredeten; aber es erhellet aus dem ganzen Zusammenhang der Sachen, daß ein solcher Geheimartikel existirte, und daß er darin bestand: Ariston sollte, mit Genehmigung und Beistand des Mithridates, sich der höchsten Gewalt in Athen bemächtigen und dafür Seiner Majestät in allen billigen und — unbilligen Dingen gehorsam und gewärtig seyn.

Mithridates war ein zu großer Fürst, um sich viel darum zu bekümmern, wer die Bürger von Athen unmittelbar beherrschte, und ein zu kluger Mann, um auf die Treue eines Verräthers Staat zu machen; aber es war jetzt blos darum zu thun, die Athener mit der Lockspeise der Freiheit von den Römern abzuziehen. Die Unbeständigkeit dieser selbst in ihrem Verfall noch immer ansehnlichen Republik war bekannt. Solange sie Republik blieb, war nicht acht Tage auf sie zu rechnen. Sie mußte also, nach damaliger Art zu reden, einen Tyrannen bekommen, und der Tyrann mußte ein Mann seyn, der ohnehin schon viel beim Volke vermochte. Niemand schickte sich dazu besser als Ariston. Sein eignes Interesse nöthigte ihn, dem König vor der Hand getreu zu seyn: und, wie es auch

in der Folge ausfallen möchte, genug, daß Mithridates durch dieſen Mann erreichte, was jetzt für den Moment ſeine Abſicht war. Ging ſein Hauptplan glücklich durch, ſo blieb den Griechen ohnehin nichts Anderes übrig als ſich an den Sieger anzuſchmiegen; fiel es aber widrig aus, ſo halfen die Athener wenigſtens die Römer aufzuhalten, und er gewann indeſſen Zeit, ſich in Aſien deſto beſſer in Verfaſſung zu ſetzen. Der König war alſo bei dieſem Geheimartikel immer der gewinnende Theil, und überließ es übrigens dem atheniſchen Sophiſten, wie gut oder ſchlecht er bei dem ganzen Handel fahren würde.

Ariſtion mußte bei dem Allen ſein Spiel ſehr behutſam ſpielen, um ſeine wahre Abſicht nicht vor der Zeit durchſcheinen zu laſſen und ein Volk dadurch ſcheu zu machen, das eben ſo eiferſüchtig über ſeine Rechte, als unbeſonnen in ſeinen Anſchlägen und ſchwärmeriſch in ſeinen Leidenſchaften war. Die Römer hatten noch immer eine Partei in dieſer großen Stadt; zwar die geringſte an der Zahl, aber an Anſehen und Einfluß beträchtlich genug, weil ſie aus den Edelſten und Reichſten beſtand, denen mit gefährlichen Veränderungen ſelten gedient iſt. Das Volk fing zwar wieder an den Meiſter zu ſpielen; und das, was ihm den Ariſtion ganz außerordentlich werth machte, war, daß er ihm in ſeinen von Hofe aus geſchriebenen Briefen immer die ſtärkſte Hoffnung gab, die Demokratie — den ewigen Gegenſtand ihrer Wünſche und Träume — durch Mithridates Unterſtützung wieder hergeſtellt zu ſehen: aber eben darum würde der kleinſte Vorlaut von ſeinen geheimen Abſichten Alles verderbt haben.

Ariſtion war ein zu feiner Politiker, um die Maske des Patriotism eher abzulegen, bis ſie ihm ihre völlige Dienſte gethan und ihn auf den Punkt gebracht hatte, wo ſie ihm zu nichts mehr helfen konnte. Er hatte den Athenern in ſeinen geſandtſchaftlichen Berichten den großen König immer nur in dem Licht eines großmüthigen Befreiers von dem römiſchen Joche gezeigt, und ſo, wie ſie jetzt größtentheils geſinnt waren, konnte ſie nichts mehr zurückhalten, ſich dieſem in die Arme zu werfen, als etwa die Ungewißheit, ob er auch mächtig genug ſey, ſie bei der Unabhängigkeit, welche ſie von ſeiner Freundſchaft erwarteten, gegen ihre ehemaligen Freunde, die Römer, zu ſchützen. Allein dieß konnte nun, da Mithridates Meiſter von ganz Kleinaſien war, da er Alles, was römiſch hieß, an einem Tage aus dem ganzen Umfang dieſer weitläufigen Provinzen vertilgt hatte und ſchon im Begriff ſtand, mit einem ſiegreichen Heer und mit den glänzendſten Hoffnungen in Europa überzugehen, bei einem ſo lebhaften und einbildungsreichen Volke wie die Athener keine Frage mehr ſeyn. Jetzt war der Augenblick gekommen, den Ariſtion ergreifen mußte, um ſich zu gleicher Zeit ſeiner Verpflichtungen gegen den König zu entledigen und ſeinen eignen geheimen Entwurf auszuführen.

Er eilte alſo in Perſon, als der Herold einer fröhlichen Botſchaft, nach Athen zurück; und da er die Erwartung ſeiner leichtgläubigen Mitbürger bereits hoch genug geſpannt hatte, um gewiß zu ſeyn, daß ſie ihn mit ſchwärmeriſchem Entzücken empfangen würden, ſo ließ er es auch auf ſeiner Seite an nichts ermangeln, was dieſe ſeinen Abſichten ſo günſtige Dispoſition des Volkes unterhalten konnte. Er wußte.

wie viel man über die Menſchen gewinnt, wenn man ſie zu rechter Zeit als Kinder behandelt, ihre Sinne durch ungewöhnliche Eindrücke überraſcht und ihnen nicht Zeit läßt, ſich ſelbſt wegen der Bewegungen, wovon ſie hingeriſſen werden, zur Rechenſchaft zu ziehen. Der Sohn der ägyptiſchen Magd, vor Kurzem noch ein bloſer Winkelſchulmeiſter und einer der unbedeutendſten Menſchen von der Welt, zog, unter einem unglaublichen Zuſammenfluß von Zuſchauern, die von allen Enden zu dieſer prächtigen Farce herbeiſtrömten, in einem ſchimmernden Purpurkleide, auf einem Thron mit ſilbernen Füßen getragen, unter dem lauteſten Freudengeſchrei des Volkes, wie im Triumph zu Athen ein; und glücklich, wer ſich am nächſten zu ihm hinandrängen und den Saum ſeines wallenden Purpurs berühren konnte! Denn der Mann kam, der ihnen die Freundſchaft des großen Königs verſchafft hatte; der Mann, der ſie von den Schatzungen der Römer zu befreien, ihre liebe Demokratie wieder herzuſtellen und das ſchöne Athen zu ſeiner alten Macht und Herrlichkeit wieder zu erheben — verſprochen hatte! War dieß nicht genug, die unmäßigſte Freude zu erregen und die ausſchweifendſten Ehrenbezeugungen zu rechtfertigen, die einem ſolchen Mann erwieſen wurden?

Kaum daß man ihm Zeit gelaſſen hatte, in ſeinem alten Quartier abzuſteigen, ſo wurde er mit großem Gepränge in ein öffentliches Haus abgeholt, wo man ihm eine Wohnung anwies, die mit Tapeten, Malereien, Bildhauerwerken und ſilbernen Gefäſſen aufs prächtigſte verſehen war. Bald darauf erſchien Ariſtion wieder in einem reichen Staatskleide, mit einem Ring am Finger, in deſſen Stein der Kopf des Mithridates geſchnitten war, mit einem großen Gefolge vor und hinter ihm her und begleitet von einer Menge Volks,

die vor dem Hauſe auf ihn gewartet hatte. Mit dieſem Pomp erhob er ſich in den Tempel des Bacchus, wo die Gewerkſchaft dieſes Gottes dem Könige Mithridates, als dem neuen Bacchus, und ſeinem Günſtling Ariſtion zu Ehren ein großes Feſt angeſtellt hatte, und beiden öffentlich Libationen gebracht wurden. Ganz Athen ſchien ſich in einem ſeltſamen Taumel von Freude und Erwartung herumzudrehen. Der Keramikus wimmelte von Einheimiſchen und Fremden. Man ſprach von nichts als vom Ariſtion und Mithridates und von den großen Dingen, die zum Heil Griechenlands geſchehen würden.

Kluge Leute ſahen ohne Zweifel alle dieſe Ausſchweifungen mit eben ſo nüchternen Augen an, wie wir; aber ſie mußten am Ende thun, wie die Andern. Denn das Volk war in keinem Zuſtande, worin es rathſam geweſen wäre, ihm widerſprechen oder Mäßigung predigen zu wollen. Man konnte, glaubten ſie, dem Günſtling des neuen Weltbezwingers Bacchus-Mithridates nicht zu viel Ehre erweiſen, ſich nicht zu viel um die Gunſt des Mannes bewerben, durch deſſen Hand Jeder, was er wünſchte, von dem großen Geber alles Guten zu erhalten hoffte. Ariſtions Wohnung war dem Tempel eines wunderthätigen Gottes ähnlich, wo die Ebbe und Fluth der Kommenden und Gehenden nie aufhört. Ging er aus, ſo hatte er immer einen Hof von Clienten um ſich her; kam er zurück, ſo war es allezeit mit einer Begleitung, die von Gaſſe zu Gaſſe immer zahlreicher wurde.

9.

Unſer Philoſoph war der Mann nicht, der eine ſo erwünſchte Hitze ungebraucht hätte erkalten laſſen ſollen. Vermuthlich geſchah es auf ſeine Veranſtaltung (wiewohl Athenäus dieß nicht ausdrücklich ſagt), daß bald nach ſeiner Ankunft das ganze Volk, ohne von den obrigkeitlichen Perſonen, denen ſolches allein zukam, zuſammen berufen zu ſeyn, auf dem gewöhnlichen Platze der Berathſchlagungen ſich verſammelte, um zu hören, was ihnen der wundervolle Ariſtion zu ſagen hätte.

Ariſtion erſchien, beſtieg die Rednerbühne, von welcher er das ganze Volk überſehen konnte, und fing ſeine Rede damit an: er hätte ihnen Sachen von der äußerſten Wichtigkeit vorzutragen; aber eben dieß und die Betrachtung der großen Folgen, die in den gegenwärtigen Zeitläufen daraus entſtehen könnten, wenn er ihnen Alles ſagte, was ihn ſeine Liebe zur Republik zu ſagen dringe, mache ihn ſchüchtern und binde ſeine Zunge.

Das Volk, deſſen Erwartung durch einen ſolchen Eingang aufs äußerſte geſpannt war, rief ihm zu, daß er ungeſcheut reden könne; und Ariſtion, der ſie völlig in der Stimmung ſah, worin er ſie haben wollte, ſtellte ihnen nun mit einer hinreißenden Beredtſamkeit vor: daß die Begebenheiten dieſer Tage ſo groß und außerordentlich ſeyen, daß ſie Alles überträfen, was der ausſchweifendſte Traum einem Menſchen als möglich vorbilden könnte. „Der König Mithridates, ſagte er, iſt in dieſem Augenblick Meiſter von Bithynien, woraus er den Freund der Römer Nikomedes vertrieben hat, von Kappadocien und dem ganzen feſten Lande von Phrygien bis an die Enden von Cilicien; alle Völker am

europäischen Meere bis zu den mäotischen Sümpfen erkennen ihn für ihren Herrn; die Könige von Armenien und Persien stehen zu seinem Befehl; die Römer selbst, deren Obermacht vor Kurzem der ganzen Welt furchtbar war, haben endlich der seinigen weichen müssen. Ihre Kriegsheere sind aufgerieben, ihre Feldherren Oppius und Aquilius sind seine Gefangnen; und dieser Aquilius, ein Mann, der die höchsten Würden in Rom bekleidet und über Sicilien triumphirt hatte, muß sich gefallen lassen, einem fünf Ellen langen pontischen Reiter, Namens Basternes, an einer langen Kette, womit er ihm an den Leib geschlossen ist, zu Fuße nachzutraben. Alle Römer, von welchen Asien voll war, sind an einem Tage bis am Fuß der Altäre, wo sie vergebens Zuflucht suchten, erschlagen worden. Die Griechen selbst — so wüthend ist in Asien der Haß gegen Alles, was einem Römer gleich sieht — sogar die Griechen, die das römische Bürgerrecht haben, konnten sich nicht anders retten, als indem sie eilends die verhaßte Toga von sich warfen und die Kleidung ihres Vaterlandes wieder anzogen, welches Mithridates ehrt und in seinem ehmaligen Glanz wieder herzustellen beschlossen hat. Durchdrungen von diesen Gesinnungen, empfangen ihn alle Städte Asiens mit offnen Armen, empfangen ihn nicht wie den größten der Könige, sondern wie einen Gott. Alle Orakel kündigen ihm die Herrschaft über den ganzen Erdkreis an. Schon erfüllen seine Heere Thracien und Macedonien. Die Provinzen Europa's eilen in die Wette, sich auf seine Seite zu schlagen; und nicht nur von den Völkern Italiens, sondern sogar von den Karthagern sind Gesandte bei ihm angelangt und bezeigen ihm ihre Bereitwilligkeit, zur Zerstörung Roms ihre Waffen mit den seinigen zu vereinigen."

Hier hielt der redſelige Sophiſt ein, weil er dem erſtaunten Volk etliche Augenblicke Zeit laſſen wollte, den Gemüthsbewegungen, worein ſie das Anhören dieſer Wunderdinge geſetzt, etwas Luft zu machen. — Nach einer kleinen Pauſe ſchritt er zur Nutzanwendung des bisher Geſagten. — „Was ſoll ich euch nun ſagen, rief er, wo die Sache ſelbſt ſo laut ſpricht? Oder, ihr Männer von Athen, ſoll ich euch noch erſt ermahnen müſſen, nicht länger dieſe Anarchie zu dulden, in welcher euch die Römer zu halten entſchloſſen ſind, bis ſie vielleicht einſt für gut befinden, euch eine neue, ihren Abſichten anpaſſende Verfaſſung zu geben? Nicht länger zu dulden, daß eure Tempel zugeſchloſſen bleiben, und eure Gymnaſien, Schauplätze und Gerichtshöfe öde und verlaſſen ſtehen? In ſolchen Umſtänden wäre es rühmlich, auch bei einem bloſen Schimmer von Hoffnung Alles zu wagen; aber es wäre Schande, unthätig zu bleiben, wo der Beiſtand eines allvermögenden Freundes euch des glücklichſten Erfolges gewiß macht.“

Die Vögel des Ariſtophanes merkten die Schlinge nicht; ſie ſahen nur die Lockſpeiſe und fielen gierig und ſorglos zu. Sie hatten ſich durch ihre tumultuariſche Verſammlung eigenmächtig wieder in den momentanen Beſitz der Demokratie geſetzt; aber was konnte ihnen die höchſte Gewalt helfen, wenn ſie den ausübenden Theil derſelben nicht einem Manne auftrugen, der mit ihnen *eines* Sinnes war, und zu deſſen Wohlmeinung ſie ſich eben ſo vieles Guten verſahen, als zu ſeinem Anſehen bei dem großen Könige, ihrem neuen Freund, Beſchützer und Abgott? Ariſtion wurde alſo einhellig zum Oberbefehlshaber über die atheniſche Kriegsmacht ausgerufen — und das war es eben, was der verſchmitzte Jünger des Ariſtoteles mit

allen seinen bisherigen patriotischen Bemühungen abgezweckt hatte.

10.

Es war nicht das erste Mal, daß die Athener in einer Anwandlung von unbesonnener Fröhlichkeit, die den Abderiten selbst Ehre gemacht hätte, einen Menschen zum Oberfeldherrn schufen, der vom Kriegswesen gerade so viel verstand, als — ein Magister, der über den Polybius liest. Schulmeister, Gerber, Hufschmied, Alles galt ihnen gleich! Der Mann, den sie mit ihrem Zutrauen beehrten, konnte Alles. Aber — glücklich ist die Republik, die von Philosophen beherrscht wird! War es nicht Plato, der das sagte? Und hatte nicht Plato einen Staat entworfen, wo die Philosophen herrschen, die Weiber gemein sind, und Alles gut geht? Der Weise, sagen die Stoiker, ist schön, edel, reich, durchlauchtig, großmächtig und unüberwindlich, König der Könige und Herr über Alles, weil er Herr über sich selbst ist. Und doch glaube ich nicht, daß sie gesagt haben, er sey ein Feldherr, ein Steuermann, ein Wundarzt. Die Athener, man muß es gestehen, hatten zuweilen wunderliche Begriffe. Doch, da es ihrem Freunde, dem Könige Mithridates, nicht an Generalen fehlte, was war am Ende auch daran gelegen, ob der Philosoph Aristion, den sie zu ihrem Oberfeldherrn machten, viel oder wenig vom Kriege verstand? Das, was sie eigentlich wünschten, war ja Friede und Ueberfluß und Schauspiele und Lustbarkeiten und ewiger Müßiggang und Unabhängigkeit und Alles thun zu können, was ihnen einfiele! Wenn ihr Oberfeldherr Aristion nur die Kunst verstand, ihnen dieß Alles zu verschaffen,

was bekümmerten sie sich darum, wie er's anfing, um ihnen dazu zu verhelfen? Eben darum, damit sie sich um die Mittel nicht weiter bekümmern müßten, hatten sie einem so weisen, so wohlmeinenden Manne die oberste Gewalt übertragen.

Wir wollen sehen, wie Aristion die gute Meinung rechtfertigte, die er den Athenern von seiner Weisheit und Tugend eingeflößt hatte, und was er that, um sie — wenigstens so glücklich zu machen, als er konnte. So wenig Gutes wir uns vielleicht zu ihm versehen mögen, so wird sich doch am Ende zeigen, daß er in seiner Art mehr leistete, als wir ihm zugetraut hatten.

11.

Ehe wir aber fortfahren, wird es rathsam seyn, eine Vorsicht zu gebrauchen, welche nunmehr nöthiger zu werden anfängt, als sie es zu Anfang dieser Geschichte war, und unsere Leser wegen der historischen Glaubwürdigkeit derselben sicher zu stellen. In der That wäre die Geschichte des Philosophen Aristion das platteste Stück Arbeit, das man sich nur einbilden könnte, wenn es weiter nichts als ein kleines politisch-satirisches Romänchen wäre, welches wir in der wohlgemeinten Absicht, den Lesern ein paar gute Sittenlehren dadurch beizubringen, aus dem Füllhorn unserer eigenen Erfindungskraft ausgeschüttet hätten. Allein die Geschichte des Aristion ist nichts weniger als Roman, sondern in ganzem Ernst mit allen Umständen, die man bereits gelesen hat und noch lesen wird, eine wahre Geschichte, deren

Glaubwürdigkeit auf dem Ansehen zweier Zeugen beruht, gegen welche keine Einwendung stattfindet; wie man uns gern eingestehen wird, wenn wir sagen, daß der eine kein geringerer, als der berühmte Posidonius, und der andere der weise und biederherzige Plutarchus selbst ist. Posidonius von Apamea in Syrien, auf welchen sich Athenäus ausdrücklich als auf den Gewährsmann Alles dessen beruft, was er im fünften Buche seines Gelehrten-Gastmahls von unserm Aristion erzählt, war ein Zeitgenosse des letztern und stand (wie man aus verschiedenen Stellen des Cicero sehen kann) in dem Ruf eines der gelehrtesten, beredtesten und weisesten Männer seiner Zeit und seiner Secte, welche die stoische war. Gesetzt aber auch, der Posidonius, aus welchem Athenäus seine Nachrichten von Aristion gezogen, wäre nicht der stoische Philosoph dieses Namens, sondern ein anderer Posidonius von Olbiopolis, welchem Suidas einige Bücher athenischer Geschichten oder Denkwürdigkeiten zuschreibt; so wäre doch kein Grund vorhanden, die Glaubwürdigkeit desselben zu bezweifeln. Doch dieß im Vorbeigehen, da es allenfalls an dem bloßen Zeugniß des Athenäus, wenn er auch seinen Gewährsmann nicht genannt hätte, und an dem, was Plutarch im Leben des Sylla von Aristion meldet, schon genug seyn könnte.

12.

In dem Augenblick, da Aristion von dem Pöbel von Athen zum Oberbefehlshaber ausgerufen wurde, legte er auch die Maske ab, hinter welcher er bisher seine wahre und letzte

Absicht versteckt hatte. Er nahm auf einmal das Ansehen, die Miene und den Ton eines Perikles an und sagte ihnen, nachdem er sich für das Zutrauen, wovon sie ihm eine so wohlüberlegte Probe gegeben, bedankt hatte: „Da ihr also wieder eure eigenen Herren seyd, so werde ich nun, wenn ihr getreulich zu mir haltet, so viel vermögen, als ihr Alle zusammengenommen.“ Die albernen Leute glaubten, daß er ihnen ein großes Compliment gemacht habe, und merkten nicht, daß er sie mit einer zweideutigen Spitzfindigkeit zum Besten hatte. In einer Republik ist der Mann, der allein so viel vermag, als die Andern alle zusammen, ein Despot, und die athenische Demokratie hatte mit der ersten Souverainetätshandlung, die sie dadurch ausübte, daß sie alle ihre Gewalt einem Einzigen übertrug, wieder ein Ende.

Die Art, wie sich der Philosoph Aristion der unumschränkten Macht bediente, die ihm von einem unbesonnenen Pöbel in einem unglücklichen Anstoß von schwärmerischem Wahnwitz anvertraut worden war, ist unsers Wissens ohne Beispiel in der Geschichte. Einfacheres kann man sich nichts denken, als den Plan seiner Staatsverwaltung. Seine einzige Absicht scheint gewesen zu seyn, sich so bald als nur möglich in den alleinigen Besitz des Ganzen zu setzen, indem er alle Athener, die nicht schon Bettler waren, zu Bettlern machte. Wer nichts hat, hat nichts zu verlieren, dachte der Philosoph; wer nichts zu verlieren hat, hat für nichts zu sorgen, und wer ohne Sorgen blos von einem Tage zum andern lebt, ist, sobald er dieser Art von Glückseligkeit ein wenig gewohnt ist, der glücklichste Mensch von der Welt. Der erste und der wichtigste Punkt seiner neuen Regierung war also — die Athener von allen Hindernissen eines so glücklichen Zustandes zu erleichtern. Das Mittel, wodurch

er diese große Staatsoperation bewirkte, war das zweckmäßigste von der Welt. Er brauchte nur den Reichen Alles zu nehmen, so blieb auch den Uebrigen nichts mehr, die sich bisher durch ihre Industrie von den Reichen genährt hatten. Glücklicher Weise war in der damaligen Lage der Sachen nichts leichter als dieß, wiewohl unter andern Umständen nichts schwerer gewesen wäre. Der Pöbel, welcher nichts hatte und bei Weitem den zahlreichsten Theil ausmachte, war mithridatisch gesinnt — Alle hingegen, die etwas zu verlieren hatten, öffentlich oder heimlich Freunde der Römer. Der Pöbel und der Oberbefehlshaber Aristion standen für einen Mann; alle Römischgesinnten wurden also für Verräther und Feinde des Vaterlandes erklärt und als solche entweder ohne weitern Proceß todtgeschlagen oder, wenn es Männer waren, mit denen man so kurz nicht verfahren konnte, gefangen genommen und dem Mithridates zugeschickt. In beiden Fällen fiel ihr Vermögen dem Staat, d. i. dem Regenten Aristion anheim, der, vermöge seiner mit dem Volke getroffenen stillschweigenden Convention, den ganzen Staat in seiner Person vorstellte. Wer nur die mindeste Miene machte, daß er mit dem gegenwärtigen Zustande des Vaterlandes nicht zufrieden und also (nach der gemeinen Definition) kein guter Bürger sey, wurde, wenn es sich nur einigermaßen der Mühe verlohnte, eines geheimen Verständnisses mit den Römern oder doch wenigstens eines Vorsatzes, sich in dergleichen einzulassen, angeklagt und, wenn er nicht bekennen wollte, so lange mit Daumenschrauben und Folterseilen gefragt, bis er sich schuldig gab. Aristion betrieb dieses Geschäft mit solchem Ernst, daß Viele, an welche (weil man doch nicht Alles auf einmal thun kann) die Reihe noch nicht gekommen war, sich für glücklich genug gehalten hätten, wenn sie nur ihre Person in Sicherheit

hätten bringen können. Aber auch das war nicht erlaubt. Ariſtion beſetzte alle Thore der Stadt mit Soldaten, die keine Seele ohne ſeine Erlaubniß hinaus laſſen durften; und da ſich einige bei Nacht über die Stadtmauer an Stricken heruntergelaſſen hatten, ſchickte er ihnen auf allen Straßen Reiter nach, welche ſie theils wieder zurückbrachten, theils niedermetzelten, wenn ſie ſich nicht gleich ergeben wollten. Auf dieſe Weiſe brachte er in kurzer Zeit einen unermeßlichen Schatz an barem Geld und Geldeswerth zuſammen; denn vermöge ſeines angenommenen ſtaatswirthſchaftlichen Grundſatzes wollte er nicht nur Herr alles Geldes in Athen, ſondern auch, ſo viel möglich, aller Lebensmittel ſeyn, und ſeine Kornböden wurden alſo mit allem Getreide angefüllt, welches einen beträchtlichen Theil der confiscirten Güter ausmachte. Eine natürliche Folge dieſer Adminiſtration war, daß in kurzer Zeit auch die mithridatiſch geſinnten Athener nichts mehr zu eſſen hatten. Aber der weiſe Ariſtion hatte dieß vorhergeſehen und ſich nichts darum bekümmert, weil er ein unfehlbares Mittel in Händen hatte, das Schlimmſte, was daraus hätte erfolgen können, ein allgemeines Hungerſterben, zu verhüten. Er ließ nämlich alle Tage beinahe ein Pfund Gerſte (einen Chönix, d. i. ein Maß von ſechzig Unzen, auf vier Tage) auf den Mann unter die ganze Bürgerſchaft austheilen — eine Portion, welche Hühnern oder Gänſen angemeſſener geweſen wäre als Menſchen. Aber Ariſtion, dem nichts ſo ſehr am Herzen lag, als die Sicherheit ſeiner Regierung, hatte wohl erwogen, daß man nicht leben ſoll, um zu eſſen; daß es alſo genug iſt, ſo viel zu eſſen, als man braucht, um nicht zu ſterben; und daß das ſicherſte Mittel, die animam concupiscibilem und irascibilem, den thieriſchen Theil der Menſchen, welcher der Sitz aller böſen und gefährlichen Leidenſchaften, Begierlichkeit,

Unzufriedenheit, Widerſpenſtigkeit und Meuterei iſt, im Zaum zu halten, unſtreitig dieſes iſt, wenn man ihm den Brodkorb ſo hoch als möglich hängt und ihm dadurch die Kräfte entzieht, ſich gegen die Vernunft, ſeine Regenten und Oberherren aufzulehnen.

Der atheniſche Pöbel war ein ſo leichtſinniges und joviales Völkchen, daß er ſich bei Müßiggang und fünfzehn Unzen Gerſte des Tags eine Zeitlang noch ziemlich glücklich finden konnte. Allein Ariſtion hatte doch nicht Alles, was beſſer als Pöbel war, ausrotten können, und es war zu beſorgen, daß noch immer Manche hier und da verborgen ſtecken könnten, denen das Glück ſeiner Regierung nicht ſo völlig einleuchten möchte, daß ſie nicht fähig ſeyn könnten, die Köpfe zuſammen zu ſtecken und Entwürfe zu machen, wobei ſein Intereſſe ſchwerlich zu Rathe gezogen würde. Bei Tage konnte er deßhalben ruhig ſeyn, denn da wurde die kleinere Anzahl von der größern genugſam beobachtet; aber, heimliche Zuſammenkünfte bei Nacht zu verhindern, gab es nur ein Mittel, das ſeine vorſichtige Furchtſamkeit beruhigen konnte. Dieſes war eine Polizeiverordnung, vermöge welcher bei hoher Strafe verboten war, daß ſich Niemand, weß Standes, Alters und Geſchlechts er auch ſeyn möchte, nach Sonnenuntergang weder mit noch ohne Laterne oder Fackel durfte blicken laſſen. Dieſe Verordnung hatte etwas, das man nicht bei allen Polizeiverordnungen findet: ſie erreichte ihren Zweck; aber das undankbare und unbeſtändige Volk fing jetzt an gewahr zu werden, daß es, um ſich beſſer zu befinden, eine Arznei genommen hatte, die um ein großes Theil ſchlimmer als die Krankheit war.

Man hat es unſerem regierenden Philoſophen ſehr übel genommen, daß er, nicht zufrieden, das Vermögen ſo vieler

Privatperſonen an ſich gezogen zu haben, ſeine gottesräuberiſchen Hände auch ſogar nach dem reichen Schatz, der in dem Tempel des Apollo zu Delos verwahrt lag, ausgeſtreckt und denſelben mit Hülfe von zweitauſend Mann, womit ihn Archelaus, ein General des Mithridates, unterſtützte, weggenommen und nach Athen bringen laſſen. Uns dünkt aber, er habe hierin nicht nur ſeinem Charakter und dem großen Grundſatz ſeiner Staatsökonomie, zu nehmen, was er erreichen konnte, ſondern ſelbſt der gemeinen Politik gemäß gehandelt. Denn, indem er ſich des Schatzes zu Delos bemächtigte, that er weiter nichts, als daß er dem römiſchen Feldherrn Sylla zuvorkam, der es bald hernach mit den Schätzen der Tempel zu Delphi, Olympia und Epidauros eben ſo machte. Wem die Rechte der Menſchheit nicht heilig ſind, von dem iſt nicht zu erwarten, daß er die Schätze der Götter reſpectiren werde.

13.

Wir haben oben zu bemerken vergeſſen, daß Ariſtion, ſobald er ſich an der Spitze der Republik ſah, ſtatt der Archonten, welche damals waren und als Freunde der Römer keine Gnade vor ihm fanden, andere, welche ihm beliebte, erwählen ließ und, wie leicht zu erachten, Leute, die gänzlich von ihm abhingen und Alles zu leiden und zu thun fähig waren. Die Geſchichte nennt uns von ſeinen Freunden und Werkzeugen nur einen Einzigen, welcher auch, wie er, die Prätenſion hatte, ein peripatetiſcher Philoſoph zu ſeyn, und ohne Zweifel durch Aehnlichkeit der Gemüther, eine unbegrenzte

Gefälligkeit gegen den Tyrannen und dadurch, daß er ſich willig begnügte, nur eine Nebenrolle unter ihm zu ſpielen, ſich bei ihm in Gunſt zu ſetzen gewußt hatte. Dieſer Menſch nannte ſich Apellikon, und wir erwähnen ſeiner hier, da es die Gelegenheit mit ſich bringt, um ſo eher, weil ſein Name zufälliger Weiſe einige Celebrität in der Gelehrtengeſchichte erhalten hat.

Apellikon, der ſo glücklich geweſen war, viel zu erben, hatte ſich aus Liebhaberei oder Prätenſion in den Kopf geſetzt, eine koſtbare Bibliothek zu beſitzen, und kaufte alle Bücher zuſammen, die nur immer um Geld zu haben waren. Von ungefähr wurde ihm die Originalhandſchrift der ſämmtlichen Werke des Ariſtoteles zu Kauf angeboten, welche dieſer Fürſt der Philoſophen in ſeinem letzten Willen ſeinem Freunde Theophraſt, Theophraſt auf gleiche Weiſe ſeinem Freunde Neleus von Skepſis und dieſer ſeinen eigenen ungelehrten Erben hinterlaſſen hatte, von welchen ſie über hundert und dreißig Jahre in einem Keller dem Moder und den Mäuſen Preis gegeben wurden. Das Haus, worin dieſer unerkannte Schatz begraben lag, kam endlich an einen Beſitzer, der, da er zufälliger Weiſe hörte, daß Apellikon viel Geld um alte und rare Handſchriften gebe, ſich erinnerte, daß er dergleichen Waare in einem Winkel ſeines Kellers liegen habe, und, es ſey nun, daß er durch die Tradition oder auf andere Weiſe erfahren, was es war, dieſe Handſchriften, wiewohl ſehr übel zugerichtet, hervorzog und als die Originalhandſchrift der Werke des großen Ariſtoteles an beſagten Apellikon verkaufte, der über dieſen, wiewohl ihm wenig brauchbaren Schatz eine deſto größere Freude hatte, weil allem Vermuthen nach außer der alten Bibliothek zu Alexandria (wo entweder das wahre Autographon dieſer Werke oder wenigſtens eine davon genommene

Abſchrift befindlich war) kein anderes Exemplar davon in der Welt exiſtirte. Er blieb im Beſitz desſelben, bis Sylla nach Eroberung von Athen unter Anderm, was des Transports werth war, auch die ganze Bibliothek des Apellikon nach Rom abführen ließ. In der Folge erhielt ein gewiſſer Grammatiker Namens Tyrannion (welchen Lucullus aus Amyſa mit nach Rom gebracht, und deſſen Cicero an verſchiednen Orten ſeiner Briefe rühmliche Erwähnung thut) von dem Bibliothekar des Sylla die Erlaubniß, dieſe Handſchrift der Werke des Ariſtoteles zu copiren; und, nachdem er ſich unendliche Mühe gegeben, den Text wieder herzuſtellen oder wenigſtens an den verderbteſten Stellen, ſo gut ihm möglich war, verſtändlich zu machen, ſtellte er eine neue Ausgabe derſelben ans Licht, wovon nach und nach eine Menge Abſchriften ins Publicum kamen. Wenn man es alſo gleich (wie Einige allzugütig ſich auszudrücken beliebt haben) dem Apellikon nicht eben zu danken hat, daß wir noch auf dieſen Tag im Beſitz der meiſten Ariſtoteliſchen Schriften ſind; ſo iſt doch gewiß, daß er die unverdiente Ehre gehabt, in die Schickſale derſelben verflochten zu ſeyn.

Apellikon, um ſeine Bücherſammlung mit wichtigen Seltenheiten zu bereichern, bediente ſich eines zwar ſehr wohlfeilen, aber etwas gefährlichen Kunſtgriffes, deſſen auch einige berühmte Neuere beſchuldigt worden ſind. Er machte ſich kein Bedenken, alte Originalurkunden aus Tempeln und andern öffentlichen Archiven zuſammen zu ſtehlen, würde aber, als er über einer ſolchen Plünderung des Tempels der Göttermutter auf friſcher That ergriffen worden, dieſen Frevel theuer haben bezahlen müſſen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, ſich mit der Flucht zu retten. Indeſſen wirkten ihm doch die Freunde, die er zu Athen hatte, nach einiger

Zeit die Erlaubniß aus, zurückzukommen; und da er in der Folge einer von den eifrigſten Beförderern des Ariſtion war, mit welchem ihn die gemeinſchaftliche Profeſſion der peripatetiſchen Philoſophie in genauere Verbindung gebracht hatte, ſo war er auch einer von denen, die von der Erhöhung desſelben den meiſten Vortheil zogen. Ariſtion hatte eine ſo gute Meinung von ſeinen militäriſchen Fähigkeiten oder war vielmehr ſo arm an geſchickten Männern, auf die er ſich hätte verlaſſen können, daß er ihm die Behauptung der Inſel Delos, an welcher ihm viel gelegen war, anvertraute. Aber Apellikon wußte ſo wenig, was bei einem ſolchen Geſchäfte zu thun war, daß er die wichtigſten Poſten unbeſetzt und ſich ſelbſt mit den tauſend Mann, die er bei ſich hatte, somno vinoque sepultus, von dem römiſchen General Orbius überrumpeln ließ, noch wohl zufrieden, mit Verluſt ſeiner ganzen Mannſchaft wenigſtens ſeine eigne Perſon durch die Flucht in Sicherheit zu bringen.

14.

Mithridates hatte inzwiſchen durch ſeinen Feldherrn Archelaus ſo große Fortſchritte in den zunächſt an Aſien grenzenden europäiſchen Provinzen, welche die Oberherrſchaft der Römer erkannten, gemacht, daß dieſe, ungeachtet des gefährlichen Zuſtandes, worin ſich die Republik durch den Zuſammenſtoß der Parteien des Marius und Sylla in ihrem Innerſten geſetzt befand, es nicht länger anſtehen laſſen konnten, dem Fortgang eines ſo furchtbaren Feindes Grenzen zu ſetzen. Sylla, welcher kürzlich die Oberhand über die

Partei ſeines Gegners erhalten hatte und ſich die Ehre, den Uebermuth des Mithridates zu dämpfen, von keinem Andern nehmen laſſen wollte, eilte mit fünf Legionen nach Griechenland, wo ihm alle Städte, das einzige Athen ausgenommen, ihre Thore öffneten. Ariſtion und Archelaus, von welchen jener die Stadt und dieſer den Piräeus beſetzt hielt, waren eben ſo entſchloſſen, es aufs Aeußerſte ankommen zu laſſen, als Sylla es war, ſich, was es auch koſten möchte, von Athen Meiſter zu machen. Der Detail dieſer Belagerung, die den römiſchen Feldherrn ſehr theuer zu ſtehen kam, gehört nicht zu unſerm jetzigen Zweck; wir berühren alſo nur diejenigen Umſtände, welche den Charakter des Ariſtion und die Art, wie er die Athener glücklich machte, beſonders auszeichnen.

Man kann den unendlichen Jammer, der durch dieſen einzigen Menſchen über die größte und ſchönſte Stadt der Griechen gehäuft wurde, nicht auf das Unglück der Zeiten ſchieben. So ein thörichtes Volk die Athener zuweilen waren, ſo hätte es ihnen doch unmöglich einfallen können, die Partei des Mithridates gegen die Römer zu nehmen, wenn ſie von Ariſtion nicht dazu wären verleitet worden. Aber noch viel weniger würden ſie unſinnig genug geweſen ſeyn, eine Belagerung von einem römiſchen Feldherrn wie Sylla aushalten zu wollen. Denn ſie hatten wenig oder nichts zu verlieren, wenn ſie ihm ihre Thore gutwillig öffneten, und Alles, wenn ſie es aufs Aeußerſte ankommen ließen. Aber Ariſtion hatte ſie bethört, da ſie noch frei genug waren, einen eignen Willen zu haben: und jetzt, da er ſeinen Zweck erreicht und ſich zum Herrn über ſie aufgeworfen hatte, war die Frage nicht mehr, was die Athener wollten oder wünſchten, oder was die Erhaltung der Stadt und ihrer unglücklichen Einwohner erforderte; ſondern, was der Tyrann

Ariſtion wollte, welcher wohl wußte, daß er, ſobald Athen in der Römer Hände zurück fiel, wieder nichts war und alſo Alles, was er für den Mithridates that, für ſich ſelbſt that. Es iſt zu glauben, daß er auf die anſcheinende Uebermacht des letztern und auf einen noch zu rechter Zeit kommen werdenden Entſatz gerechnet habe. — Und doch, wenn man ſein Betragen während der Belagerung anſieht, kann man kaum anders von ihm denken, als daß er nach dem großen Grundſatz aller Diebe und Räuber, denen mitten in den zügelloſeſten Befriedigungen ihrer Lüſte immer vom Galgen träumt, ſich wenigſtens, wie Curtius, eh er ſich in den Pfuhl ſtürzte, die kurze Zeit, wo ihm noch Alles erlaubt war, recht überſchwenglich habe zu Nutze machen wollen.

Die Züge von ſinnloſem Uebermuth und kaltblütiger Grauſamkeit, die wir von ihm noch zu erzählen haben, würden unglaublich ſeyn, wenn ſie nicht den gutherzigſten Mann des ganzen Alterthums, den ehrlichen Plutarch ſelbſt, zum Gewährsmann hätten, der nicht fähig war, einem Menſchen, ſo ſchlimm er auch ſeyn mochte, mehr Böſes nachzuſagen, als er ſich durch die Pflicht gegen die Wahrheit verbunden glaubte.

Ariſtion hatte, wie wir bereits gehört, auf alle Weiſe dafür geſorgt, daß die Athener ſeiner Gnade leben mußten, und es lag nur an ihnen, ſich bei ihren vielen Schauſpielen und einem Pfund Gerſte des Tages (welches doch immer mehr war, als worauf ein Diogenes ſicher rechnen konnte) glücklich zu halten. Aber dieſe Munificenz hörte vermuthlich auf, nachdem Sylla der Stadt alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeſchnitten hatte. Ariſtion mußte nun dafür ſorgen, daß es ihm und ſeinen Geſellen nicht ausgehe; die Stadt mochte für ſich ſelbſt ſorgen, wie ſie konnte. Das

Elend der unglücklichen Leute wurde unbeſchreiblich groß. Ein Medimnus Korn (ungefähr hundert Pfund am Gewichte) wurde bis um tauſend Drachmen (über hundertſechsundſechzig Rthlr.) verkauft. Das gemeine Volk war dahin gebracht, Gras — und, als es auch daran gebrach, geſottnes Leder von ihren Schuhen und Oelflaſchen zu eſſen. Viele trieb die Wuth des Hungers, ſich ſogar mit todten Körpern zu nähren. Mitten unter dieſem allgemeinen Jammer überließ ſich Ariſtion mit ſeinen Freunden allen möglichen Ausſchweifungen, brachte Tag und Nacht mit Tanzen, Schwelgen und Trinken zu; und über der Tafel erſchöpften die feinen Herren ihren Witz, Spöttereien und Zoten zu erfinden, um ſie dem Sylla von den Mauern herab zuzurufen und ihm dadurch zu zeigen, wie wenig man ſich aus ihm mache. Zu der ſorgloſeſten Gleichgültigkeit gegen das Elend ſeiner Mitbürger fügte der Tyrann, um es vollkommen zu machen, noch die grauſamſte Verhöhnung. Als ihn die Oberprieſterin der Minerva in der äußerſten Noth nur um ein halbes Nößel Weizen bitten ließ, ſchickte er ihr ein halbes Nößel Pfeffer; und die Rathsherren und Prieſter, die ihn fußfällig baten, Mitleiden mit der Stadt zu haben, ließ er mit Pfeilſchüſſen zurücktreiben, ohne ſie nur anhören zu wollen.

Indeſſen wurde die Noth zuletzt ſo groß, daß ſich der unſinnige Menſch endlich entſchloß, ein Paar von ſeinen Zechbrüdern an den römiſchen Feldherrn abzuſchicken, die ihm vom Friedemachen ſprechen ſollten. Die Deputirten waren, wie es ſcheint, deſſen, der ſie abgeſchickt hatte, vollkommen würdig. Denn, anſtatt irgend einen vernünftigen Vorſchlag, der auf Rettung der Stadt abgezielt hätte, zu thun, ſchwatzten ſie dem Sylla ein Langes und Breites von

den Verdienſten des Theſeus und Eumolpus und von den großen Thaten ihrer Vorfahren im mediſchen Kriege vor; ſo daß ihm endlich die Geduld ausging, und er ſie mit den Worten unterbrach und abfertigte: „Meine ſchönen Herren, ſteckt eure Rede wieder in euren Schulſack und geht, wo ihr hergekommen ſeyd! Die Römer haben mich nicht zu euch geſchickt, um in die Schule zu gehen, ſondern um Aufrührer zu züchtigen.“

Während dieſer Audienz war dem Sylla eine gewiſſe Stelle der Stadtmauer verrathen worden, wo ſie wegen einer daran ſtoßenden Anhöhe am leichteſten zu erſteigen war; und gerade dieſe Stelle hatte Ariſtion, um ſich in Allem immer gleich zu bleiben, unbeſchützt gelaſſen. Sylla machte ſich dieſe Entdeckung in der nächſten Nacht zu Nutz, erſtieg die Mauer, ließ ſogleich ſo viel, als nöthig war, niederreißen und zog mitten in der Nacht unter einem entſetzlichen Lärmen von Trompeten und Hörnern und bei dem noch ſchrecklichern Geſchrei ſeines ganzen Kriegsheeres, welchem er die Erlaubniß zu plündern und zu morden gegeben hatte, in die unglückliche Stadt ein. Die Soldaten ſtürzten ſich mit bloſen Schwertern durch alle Gaſſen und ermordeten in der erſten Wuth ohne Verſchonen Alles, was ihnen in den Wurf kam, Männer, Weiber und Kinder. Die armen Leute waren von Hunger ſo entkräftet, daß ſie nicht einmal fliehen konnten. Sie blieben ſtehen und ließen ſich geduldig niedermetzeln; Viele, welche dieſe gräuliche Verwüſtung ihrer Stadt, dieſes ſchönen Athens, worauf ſie einſt ſo ſtolz geweſen waren, nicht überleben wollten, gaben ſich den Tod ſelbſt. Jedermann erwartete von dem bekannten Charakter des römiſchen Feldherrn, daß nichts als die gänzliche Zerſtörung einer Stadt, deren Eroberung ihm ſo viel gekoſtet hatte, ſeine

Rache würde sättigen können; aber Meidias und Kalliphon, zwei von dem Tyrannen Ariſtion verbannte vornehme Athener, die ſich ihm zu Füßen warfen, von den Vorbitten aller anweſenden römiſchen Senatoren unterſtützt, erhielten endlich durch anhaltendes Flehen, daß er der Stadt zu verſchonen verſprach. Ich vergebe, ſagte er, den Vielen um der Wenigen und den Lebenden um der Todten willen.

Ariſtion hatte ſich indeſſen in die Burg zurückgezogen und ergab ſich nicht eher, bis er aus gänzlichem Mangel an Waſſer dazu gezwungen war. Er wußte, was er von den Römern zu erwarten hatte; aber er hatte keinen Muth, ſein Leben wenigſtens mit einer edeln That zu enden.

15.

Bald darauf machte ſich Sylla auch vom Piräeus Meiſter, deſſen Befeſtigungen er nebſt dem Arſenal, einem der herrlichſten Gebäude im ganzen Griechenland, gänzlich zerſtöret.

Dieſer Tag war, ſo zu ſagen, der Todestag der Stadt Athen, als eine Republik betrachtet, die ſich noch immer für anſehnlich genug gehalten hatte, bei Gelegenheit ihre Rolle mitzuſpielen. Die Stadt der Minerva lebte und blühte zwar in der Folge wieder auf und erhielt unter den Cäſarn nicht nur ihren alten Glanz wieder, ſondern wurde ſogar von Hadrian, der ſie vorzüglich liebte, anſehnlich verſchönert; aber ſie begnügte ſich zu ihrem Glücke an der Ehre, der Hauptſitz der Gelehrſamkeit, des Geſchmacks und der feinern Sitten zu ſeyn, und entſagte auf ewig der gefährlichen Eitelkeit, ſich in die Händel der Weltbeherrſcher zu mengen.

Ariſtion, der das, was er an den armen Athenern verſchuldet, durch jede Todesart noch immer zu gelinde gebüßt hätte, wurde, nach Plutarch und Strabo, nebſt einigen ſeiner ſchlimmſten Mitſchuldigen ſogleich, nachdem er ſich auf Gnad und Ungnad hatte ergeben müſſen, auf Befehl des Sylla umgebracht, nach dem Bericht des Appianus hingegen eine Zeit lang gefangen gehalten und erſt nach dem zwiſchen dem römiſchen Feldherrn und dem Mithridates durch Vermittlung des Archelaus geſchloſſenen Vergleich dem letztern zu Gefallen heimlich durch Gift aus dem Wege geräumt.

Dieſer Elende, der ohne Zweifel den Namen eines Philoſophen nicht beſſer verdiente als den Namen eines Regenten, wiewohl er die Eitelkeit gehabt hatte, in verſchiedenen Zeitpunkten ſeines Lebens Beides ſeyn zu wollen, gibt eines von den ſtärkſten Beiſpielen ab, wie viel die Entwicklung deſſen, was in einem Menſchen liegt, von den Umſtänden abhängt. Wäre er ſein Leben lang Schulmeiſter oder peripatetiſcher Philoſoph (wie er ſich nennen ließ) geblieben, ſo wäre vermuthlich nie an den Tag gekommen, daß ſeine Seele, nach Plutarchs Ausdruck, eine Compoſition von Schwelgerei und Grauſamkeit war. Er würde zwar immer ein verächtlicher Menſch geweſen ſeyn und bei Gelegenheit eine Schuld abgeſchworen, ein falſches Teſtament untergeſchoben, Knaben und Weiblein verführt, auch wohl, wenn etwas dabei zu gewinnen geweſen wäre, einem ehrlichen Mann Gift gegeben oder im Dunkeln und hinterrücks ein Meſſer in den Leib geſtoßen haben; aber, um ſich in ſeiner wahren nackten Geſtalt zu zeigen, mußte er in eine Lage kommen, wo er Alles ſeyn durfte, was er ſeyn wollte.

Indeſſen war eine Zeit, wo ihm die Athener von allen den ſchändlichen Eigenſchaften, wovon ſie endlich das Opfer

wurden, nichts zutrauten; eine Zeit, wo er für einen feinen, wohlberedten und ſtaatsklugen Mann und für einen ihrer Beſten galt, welches er doch, ſo ſchlecht auch die Andern ſeyn mochten, ſicherlich nicht geweſen iſt. Geſtehen wir jedoch, daß es ihre eigene Schuld war, wenn ſie ſo übel von ihm betrogen wurden. Daß der vorgebliche Philoſoph einer von denen ſey, welchen Wahr und Falſch, Recht und Unrecht ſo lange gleich viel gilt, bis ihnen dieſes oder jenes mehr einträgt und ihren Leidenſchaften beförderlicher iſt, dieß hätten ſie früher merken können; und von dem Menſchen, der unter dem Namen eines Profeſſors der Philoſophie in Compagnie mit einem hübſchen Mädchen auf reiche Jünglinge Jagd machte, war das Aergſte zu erwarten, ſobald man ihn in den Stand ſetzte, ſeine kleinen Bübereien im Großen zu treiben. Auf einer andern Seite laſſen ſich Umſtände denken, unter deren Einfluß eben dieſer Athenion, genannt Ariſtion, ohne ſich jemals etwas von Tyrannei träumen zu laſſen, ein ganz feiner Profeſſor zu Athen oder Alexandria geweſen wäre, ein neues Syſtem gemacht, eine Secte geſtiftet und, anſtatt einer häßlichen Rolle in der politiſchen Welt, eine ſehr glänzende in der philoſophiſchen Geſchichte geſpielt hätte — und das Alles, ohne im innern Grunde ſeines Weſens um ein Haar ein beſſerer Mann geweſen zu ſeyn, als er auf dem Wege war, worauf ihn ſein Schickſal führte.

Die Umſtände machen alſo, bald daß ein Menſch ſcheint, was er nicht iſt — bald daß das wirklich ſichtbar und fühlbar wird, was er iſt; aber der edle und gute Menſch iſt und bleibt unter allen Umſtänden edel und gut. Abdalonymus war ein rechtſchaffener Mann, da er von dem Ertrag eines kleinen Gartens lebte, den er mit eigenen Händen baute, und blieb, was er war, nachdem ihn Alexander zum

König von Tyrus gemacht hatte. Ariſtion war ein maskirter Böſewicht, da er noch der Philoſoph Ariſtion hieß, und wurde als ein Böſewicht erfunden, ſobald ihn das Glück auf die Capelle ſetzte.

Die Kaiſer Marcus Aurelius und Julianus machten der Philoſophie ganz andere Ehre als Ariſtion, und doch iſt vielleicht noch eine Frage, ob beide ohne die Prätenſion an den Philoſophenmantel nicht noch beſſere Regenten geweſen wären; aber dieß iſt gewiß, wenn ſie es waren, ſo kam es nicht daher, weil ſie Philoſophen, ſondern, weil ſie tugendhafte Menſchen waren.

Patriotiſcher Beitrag

zu

Deutſchlands höchſtem Flor,

veranlaßt

durch einen im Jahr 1780 gedruckten Vorſchlag
dieſes Namens.

So haben wir ſie denn endlich erlebt, dieſe von Barden und Allraunen geweisſagte, aber ſelbſt von Barden und Allraunen nicht ſo nahe geglaubte Zeit! Nicht erſt unſere Urenkel oder die Enkel unſerer Urenkel, nein, wir ſelbſt werden ſie ſehen! Es nähert ſich das goldene Alter Deutſchlands — ja, was ſag' ich? Es iſt ſchon da!

Magnus ab integro Seclorum nascitur ordo,
Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna!

Deutſchland in ſeinem höchſten Flor! In einem Flor, worin noch kein Land, kein Volk der Erde geſtanden, ſeitdem es Völker auf Erden gibt! In einem Flor, der Germanien zur Königin der Länder, die zukünftige deutſche Akademie zur Königin aller Akademien und das neue Reichskammergerichtsarchiv zum Urbild aller Archive machen wird! Selige, goldner als goldne Zeit!

Eilet, ſagten die Parcen zu ihren Spindeln, die ſchönen Tage zu ſpinnen!

Und dreimal glücklich wir, daß wir ſie erlebt haben! Und, o! des glorreichen, vor allen andern Jahrhunderten verherrlichten achtzehnten Jahrhunderts, deſſen letztes Fünftel auserſehen iſt, ſeine zahlreichen Wunder mit dieſer unſere verwegenſten Wünſche übertreffenden Fülle von immer dauernder, immer ſteigender Nationalglückſeligkeit zu krönen!

Sage mir Niemand: „Es iſt ja nur ein Vorſchlag!“ — Was Vorſchlag! Alles iſt ſo gut, als ob es ſchon wäre. Das neue Reichskammer-Gerichtsarchiv ſteht ſchon in altgothiſcher Majeſtät vor meinen Augen da! Schon ſeh' ich die zehn oder zwölf Mitglieder der deutſchen Akademie pragmatiſcher Wiſſenſchaften ihre jährlichen Penſionen von zehn tauſend Gulden einſtreichen! Schon haben die deutſchen Fürſten und Herren (die Reichsſtädte hoffentlich mit eingeſchloſſen) von dem ihnen ſo edelmüthig zu zwei und ein halb Procent vorgeſtreckten Capital von zwei und ſiebzig Millionen Gulden ihre Schulden bezahlt! Kurz, was in ſechs oder zehn oder zwölf Jahren unfehlbar ſeyn wird, iſt ſo viel, als ob es jetzt ſchon wäre. Deutſchland in ſeinem höchſten Flor, wenn es will! Da haben wir's mit klaren Worten! Deutſchland darf nur wollen. Denn der Mann mit der wundervollen Naſenwurzel ſagte ja: Man kann Alles, was man will; und alles Volk ſprach Amen! und ſeit dem ſagen und glauben Leute mit allerlei Naſenwurzeln, daß man nur wollen dürfe!

Und wer wollte nicht wollen? Was iſt leichter und mehr in eines Jeden Gewalt als wollen? Oder, falls es auch eines Bewegungsgrundes bedürfte, was für ein ſtärkerer Antrieb zum Wollen, als Alles können, ſobald man will? Unſere ſchwachmüthigen, einfältigen Vorfahren, die ließen ſich freilich ſo was nicht träumen! Die würden ſich eingebildet haben, daß ein ſolcher Vorſchlag zu den ſüßen patriotiſchen Träumen gehöre, deren man ſich in guter Laune auf einen Tag bei Duzenden und Schocken träumen laſſen kann, weil man nur träumen wollen darf, und gegen die weiter nichts einzuwenden iſt, als daß ſie — in dieſer armen Alltagswelt — moraliſch, politiſch und ökonomiſch unmöglich ſind. Aber, ſeitdem uns die große Wahrheit geoffenbart iſt, daß man Alles kann,

was man will, seit dem kann von einer so schwachherzigen Einwendung die Rede nicht mehr seyn. Deutschland in seinem höchsten Flor, wenn es will — Zweifeln Sie nicht, edler, vaterländischer deutscher Mann! Deutschland will. Warum sollte es nicht wollen? Wer sollte nicht den höchsten Flor seines Vaterlandes wollen? O, ganz gewiß, es will! — Die herrlichen Zeiten! Ich sehe sie schon! Sie sind da! Deutschland will! Die allgemeine Freude, die allgemeine Schwärmerei, womit dieser eben so unverhoffte als glücklich ersonnene Vorschlag aufgenommen wurde, ist uns Bürge dafür. Kaiser und Reich, an welche derselbe gerichtet ist, können unmöglich die so offenbaren, so einleuchtenden Vortheile, die ihnen dargeboten werden, von sich weisen! Und es ist gar nicht zu zweifeln, daß sie, sobald das Ratificationsgeschäft des Teschner Friedens und die westphälische Grafensache beendigt sind, nichts Dringenderes haben werden, als zu wollen, „daß Deutschland die höchste Stufe seines Glücks und Ansehens erreiche."

Und man bedenke, nur mit einem Fond von hundert Millionen Gulden rheinisch! Welch ein geringer Aufwand, welch ein kleines, leichtes, in unser Aller Taschen (so wenig auch darin seyn mag) liegendes Mittel zu einem so großen Zwecke! Was sind hundert Millionen Gulden? Was sind sie für ein so reiches Land, wie Deutschland? für ein Land, dessen Einwohner, wenn man auch nur vierzig Gulden auf jeden Kopf im Durchschnitt rechnet, wenigstens tausend Millionen jährlicher Einkünfte haben? Welcher Ehrenmann, der zum Beispiel tausend Gulden jährlich einnimmt, wird nicht mit Freuden hundert Gulden hergeben wollen, um die sämmtlichen deutschen Reichslande in die allerblühendsten Umstände zu setzen? Hat der edle Erfinder des Vorschlags

also nicht vollkommen Recht, zu sagen, daß Deutschland nur wollen dürfe?

Indessen, so einleuchtend dieß Alles ist, so ist doch nicht zu bergen, daß sein Vorschlag über die Art und Weise, wie diese wahre Kleinigkeit der hundert Millionen Gulden zusammen gebracht werden soll, in der Ausführung mehr Schwierigkeiten finden dürfte, als sich der patriotische Verfasser im ersten Feuer der Erfindung vielleicht vorgestellt haben mag. — „Man hebt (spricht er) im Durchschnitte von jedem Morgen Land fünf, sechs oder zehn Kreuzer; so geben die neunzig Millionen Morgen, die in Deutschland wirklich angebaut werden, gerade neunzig Millionen Gulden." — Das ist freilich leicht zu sagen, und eben so leicht ist's in der Vorstellung, „die deutschen Zins- und Zehntherren, die Juden, die getauften Handels- und Gewerbsleute, die Inhaber der Fischwasser und die gesammte Dienerschaft der deutschen Staaten binnen zwölf, zehn oder sechs Jahren mit einer Abgabe von zwölf Millionen zu belegen." — Aber Sie glauben nicht, werthester Herr, was diese Auflage in Concreto in den zehn Reichskreisen, rücksichtlich auf die (wie Sie wissen) so sehr verschiedene physisch-ökonomische und noch ungleich verschiedenere und zum Theil (wie Sie gleichfalls wissen) höchst verwickelte bürgerliche Verfassung und Verhältnisse der unzähligen deutschen Staaten, in der Ausführung für leidige Schwierigkeiten und Hindernisse finden würde!

Ich habe daher, aus patriotischem Triebe, das Meinige nach Möglichkeit zu Beschleunigung eines so erwünschten Wunsches beizutragen, auf einen kürzern, einfachern und nicht der geringsten erheblichen Schwierigkeit ausgesetzten Weg gedacht, wie die erforderlichen hundert Millionen Gulden zusammen gebracht werden könnten, und mein unmaßgeblicher Vorschlag ist folgender.

Man rechnet bekanntermaßen die Anzahl der sämmtlichen Bewohner des heiligen römischen Reichs deutscher Nation auf vierundzwanzig Millionen. Wahrscheinlich ist diese Zahl zu gering, und ein berühmter Gelehrter ist der Meinung, daß bei einer genauern Zählung des Volkes wohl siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Millionen herauskommen dürften. Wir wollen es aber, um desto weniger einer Uebereilung beschuldigt zu werden, bei der runden Zahl der besagten vierundzwanzig Millionen lassen.

Diese vierundzwanzig Millionen Menschen vel quasi würden, wenn Deutschland (wie nicht zu zweifeln) will, auf die noch übrigen zwanzig Jahre dieses gegenwärtigen Jahrhunderts mit einer Kopfsteuer von einem Pfennig wöchentlich belegt, welche an jedem Ort auf die bequemste Weise erhoben und der ganze Betrag quartaliter von den höchsten und hohen Ständen an die allgemeine Reichsflorcasse frachtfrei abgeliefert würde.

Die vierundzwanzig Millionen Pfennige, welche solcher Gestalt wöchentlich erhoben werden, machen sechs Millionen Kreuzer, und diese sechs Millionen Kreuzer geben just die runde Summe von hunderttausend Gulden rheinisch. Diese Kopfsteuer würde also in einem Jahre genau fünf Millionen und zweimalhunderttausend Gulden abwerfen, folglich in zwanzig Jahren die von dem Herrn Erfinder des Projects verlangten hundert Millionen, mit einem Ueberschuß von vier Millionen, über deren Anwendung ich mich im Folgenden erklären werde.

Einem Jeden muß sogleich in die Augen leuchten, daß die jährlichen fünf Millionen und zweimalhunderttausend Gulden unmöglich auf eine einfachere und das werthe Publicum weniger belästigende Weise erhoben werden können, als

durch die vorgeschlagene wöchentliche Pfennigsteuer. Einzeln lebende Personen zahlen für sich selbst; jeder Hausherr oder Hausvater für sich und seine sämmtlichen Hausgenossen. Ich gestehe, daß dieß bei den Personen von den obersten Classen jährlich eine Abgabe von sechs, acht bis zehn Gulden machen kann. Allein, wer ein großes Haus halten kann, hat auch Einkünfte dazu; und ich bin versichert, daß in ganz Germanien kein einziger Biedermann athmet, der den höchsten Flor des lieben deutschen Vaterlandes nicht durch einen zwanzigjährigen wöchentlichen Beitrag von etlichen Pfennigen mit tausend Millionen Freuden bewirken helfen wollte. Schreibern dieses, der nur einen sehr unbedeutenden Pfahlbürger des heiligen Reichs vorstellt, würde es wöchentlich mit sechzehn Pfennigen und also jährlich mit drei Gulden acht- und zwanzig Kreuzern betreffen: er erklärt sich aber hiermit bereit, nicht nur diese drei Gulden achtundzwanzig Kreuzer, sondern selbst das Triplum nnd Quintuplum, wenn's nöthig seyn sollte, willigst beizutragen, wenn dadurch auch nur der höchste Flor von Neuholland, Neuseeland, Feuerland oder Californien bewirkt werden könnte; geschweige denn zu einem Institut, wo es um nichts Geringeres als den höchsten Flor von Deutschland zu thun ist. Und welcher deutsche Patriot sollte nicht eben so denken und allenfalls nicht lieber zwier in der Woche fasten oder ohne Frühstück bleiben, als sich seinem Beitrage zu einem so glorreichen Werke entziehen wollen?

Was diejenigen betrifft, die so arm sind, daß sie auch nicht einmal einen Pfennig wöchentlich entbehren können, so versteht sich von selbst, daß ihnen (übrigens dem Bettelmandate jedes Ortes in allewege unbeschadet) erlaubt seyn müsse, ihren Pfennig von wohlthätigen Herzen zu erbetteln;

da denn mit nichten zu zweifeln ist, daß sich unter den Reichen und Vermögenden nicht ihrer genug und überflüssig finden sollten, die einander das Vergnügen noch streitig machen würden, ihre dürftigen Mitbürger durch ein so geringes Almosen in den Stand zu setzen, zu Deutschlands höchstem Flor Praestanda zu prästiren.

Wenn nun, nach diesem meinem Vorschlage, zu Ende des Jahres 1781 bereits fünf Millionen und zweimalhunderttausend Gulden erhoben seyn werden; so kann sogleich im Jahre 1782 mit Erbauung des vorgeschlagenen Reichs-Kammergerichts-Canzlei- und Archiv-Gebäudes der Anfang gemacht, die zu Straßburg und Aschaffenburg zerstreuten Kammergerichts-Acten herbeigeschafft, das deutsche Richter- und Advocaten-Seminarium, wie auch die zwei großen Philanthropine in jedem der zehn Reichskreise erbaut, das Kammergericht friedensschlußmäßig besetzt, und das sehr respectable besondere Executionsregiment zum Gebrauche desselben aufgerichtet werden!

Da Alles dieß, mit Einschluß der zu Bezahlung der philanthropinischen Lehrer und Versorgung armer Philanthropinisten jährlich erforderlichen zweihunderttausend Gulden, nach dem Anschlage des Herrn Verfassers erst vier Millionen wegnehmen wird; so könnte unmaßgeblich von der übrig bleibenden Million noch im Jahre 1782 das beträchtliche Landgut, das tüchtige Gebäude und das Laboratorium für die deutsche Akademie erkauft, erbaut und mit den nöthigen Geräthschaften versehen werden. Mit den noch übrigen zweimalhunderttausend Gulden müßten sich die Bedienten und Commissarien zur Ausführung und Besorgung dieser wichtigen Geschäfte, der Casse und Rechnungen anstatt der ihnen ausgeworfenen zweimalhundertundfünfzigtausend einstweilen begnügen lassen;

jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ihnen der Abgang von dem Ertrage der künftigen Jahre baldmöglichst erstattet werde.

Die im Jahre 1782 eingehenden fünf Millionen könnten (nach dem Vorschlage des Herrn Verfassers S. 6. Nr. 9.) im Jahre 1783 zu Vermehrung des nöthigen Viehstandes im heiligen römischen Reiche verwandt werden. Den Spöttern, welche bei diesem Artikel einwenden könnten, „daß es nöthiger seyn dürfte, auf Verminderung des Viehstandes, zumal in gewissen bekannten Reichskreisen, Bedacht zu nehmen," — gebührt gar keine Antwort.

Im Jahre 1784 können die zwei Arbeits- und Manufacturhäuser in jedem Kreise, und im Jahre 1785 auch die für jeden Kreis zu erbauenden beiden Arbeitshäuser zu Stande kommen. Und wenn dann der Ueberschuß, nebst dem Ertrag der Jahre 1785 und 1786, auf die Urbarmachung und respective Austrocknung und Anbauung der morastigen Gegenden und öden Districte verwandt würde: so würde man im Jahre 1787 bereits mit Allem fertig seyn, wozu der Herr Verfasser die ersten achtundzwanzig Millionen bestimmt hat; und so könnte gleich im Jahre 1788 mit den Anlehen an die höchsten und hohen Stände zu Erleichterung ihrer Schuldenlast der Anfang gemacht werden.

Mein deutsch-patriotisches Herz wallet und überwallet mir vor Freuden, wenn ich an den blühenden, glücklichen und ehrenvollen Zustand denke, worin ich mein geliebtes Vaterland noch vor Abfluß dieses Jahrzehends zu sehen hoffen kann. Und wenn ich mir erst vorstelle, wie die leidigen Franzosen vor Neid über unsre Vorzüge gelb werden, wie die stolzen Engländer uns anstaunen, kurz, wie Sonne, Mond und Sterne kommen und sich vor uns zur Erde neigen

werden: ſo verjüngt ſich meine Seele in mir, und ich fange an vor Freuden zu ſpringen und zu jubeln und kann mich nicht enthalten, Deutſchland hiermit ſtehenden Fußes um Erlaubniß zu bitten, daß ich dem Urheber unſrer Glückſeligkeit, dem preiswürdigen Erfinder dieſes weiſen und in ſeiner Art einzigen Vorſchlags von den erſten eingehenden fünf Millionen eine jährliche Penſion von 25,000, ſage fünfundzwanzigtauſend Gulden rheiniſch, für ihn und ſeine ehelichen Leibeserben, männlicher und weiblicher Linien, ſchöpfe und auswerfe; zu einem, wiewohl geringen, Zeichen der unendlichen Dankbarkeit der ganzen Nation für eine Wohlthat, welche nur durch das innere Bewußtſeyn des verdienſtvollen Urhebers nach Würden belohnt werden kann.

Sollte Deutſchland noch überdieß wollen, daß ihm, etwa auf dem Platze des neuen Kammergerichts-Canzlei- und Archivgebäudes, deſſen Stifter er iſt, oder im Vorhofe der deutſchen Akademie, eine metallene koloſſaliſche Bildſäule errichtet würde; ſo würde ich einer ſolchen Auswirkung des vaterländiſchen Enthuſiasmus nicht anders als meinen wärmſten Beifall zujauchzen können. Auch iſt nicht zu zweifeln, daß der burgundiſche Kreis, dem der Herr Verfaſſer (über alles billige Verhoffen) eben ſo gut wie dem ſchwäbiſchen und weſtphäliſchen zwei Philanthropine, zwei Armenhäuſer, zwei Arbeits- und Manufacturhäuſer, zwölftauſend Gulden für Urbarmachung und Grundverbeſſerung und fünfmalhunderttauſend Gulden zu Vermehrung des nöthigen Viehſtandes angewieſen hat, ihm für dieſe großmüthige Gleichſtellung eine beſondere verhältnißmäßige Erkenntlichkeit zufließen laſſen werde.

Der ganze Ertrag, den die vorgeſchlagene Pfennigſteuer in zwanzig Jahren abwirft, macht (wie ſchon geſagt)

einhundert und vier Millionen und also vier baare Millionen mehr, als der Herr Verfasser nöthig hat. Hierzu kommen noch die binnen zwanzig Jahren beizurechnenden fünf Schalttage, als welche noch fünf und ein Siebentheil einer Woche und also einundsiebzigtausendvierhundertachtundzwanzig Gulden drei Kreuzer und ich weiß nicht wie viele Heller eintragen werden. Allein wir brauchen wegen dieses Ueberschusses im mindesten nicht verlegen zu seyn. Ich will vor der Hand nur zwei Vorschläge, wie solche gemeinnützig angewandt werden könnten, in Anregung bringen, wiewohl sie vielleicht unter diejenigen gehören, die der Herr Verfasser des Projects S. 6 seines Werkes in petto behalten hat.

Der erste betrifft die vermuthliche Nothwendigkeit, außer dem oben bemeldeten besondern Executionsregiment zum Gebrauch des höchstpreislichen Kammergerichts, noch ein besonderes Executionsregiment zu allfallsiger Beitreibung der jährlichen Interessen, welche die deutschen Fürsten und Herren von den ihnen zu zweiundeinhalb pro Cent vorgestreckten Capitalien zu bezahlen haben werden, aufzurichten — wozu ich unmaßgeblich die jährlichen Interessen von drei Millionen vorgeschlagen haben wollte.

Sodann und zweitens möchten wohl die noch übrigen eine Million einundsiebzigtausendvierhundertachtundzwanzig Gulden drei Kreuzer schwerlich besser und gemeinersprießlicher benutzt werden können, als zu Erbauung und reichlicher Dotirung eines allen zehn Reichskreisen gemeinschaftlichen Hospitals, worin alle die wackern Leute, die vor lauter übermäßiger Weisheit, Deutschheit, Empfindsamkeit, Menschen- und Vaterlandsliebe in Abfall ihres Verstandes gekommen sind, lebenslänglich und standesgemäß versorgt würden.

Sollte dieſer mein Bei- und Nachtrag zu Beförderung des großen Werkes, deſſen Ausführung gewiß jeder wackere deutſche Landsmann mit mir aufrichtig wünſchen wird, etwas beitragen können, wer würde glücklicher ſeyn als ich? — Ich muß indeſſen unter der Hand geſtehen, daß ich ſelbſt deßfalls in gewiſſen Augenblicken etwas ſchwachgläubiger bin, als einem tapfern Manne ziemt, und mich nicht ganz von der albernen Furcht los machen kann, Deutſchland möchte etwa am Ende wohl gar nicht — wollen wollen. Das wäre ein verzweifelter Streich! — Und doch — warum ſollten wir uns ſolche kleinmüthige Gedanken machen? Daß der Vorſchlag Deutſchlands höchſten Flor wirklich bewirken würde, daran kann ja gar kein Zweifel ſeyn. Die hundert Millionen ſind auch da. Woran ſollt' es alſo liegen? Iſt denn Deutſchland nicht eine moraliſche Perſon? Kann denn Deutſchland, als eine ſolche, nicht wollen, was zu ſeinem Beſten dient? Und da dieſer große moraliſche Koloß achtundvierzig Millionen Arme hat (freilich ſind auch einige Millionen Aermchen darunter!) warum ſollte er nicht Alles können, was er will? — Alſo, wer ein echter blauäugiger und goldhaariger Deutſcher iſt, ziehe ſeinen Seckel, und die Spötter ſollen bald zu Schanden werden!

Doch nein! — In dieſem Lucianiſchen Tone will und darf ich über einen Gegenſtand, wie dieſer, nicht aufhören! Die Wörter Vaterland, Vaterlandsliebe, allgemeines Beſtes, bezeichnen heilige Dinge; und wie lächerlich auch bei einzelnen Perſonen die Ausbrüche ihrer Vaterlandsliebe ſeyn mögen, ſo verdient doch die Quelle und die Abſicht derſelben gelobt zu werden. Wenn irgend eine Art von Wahnſinn an den Reſpect, den (wie man ſagt) die Araber und Türken für alle blöde und wahnſinnige Menſchen tragen, Anſpruch machen

kann, ſo iſt es gewiß der patriotiſche. Alſo noch ein paar Worte in vollem Ernſte.

Ein jedes Project, deſſen Ausführung vorausſetzt, daß zwanzig oder zehn oder fünf Millionen oder auch nur eine Million Menſchen uneigennützig, aufgeklärt, edelmüthig, voll warmer Theilnehmung an dem Beſten aller übrigen, voll anhaltenden Eifers zu thätiger Beförderung des höchſt möglichen Glücks ihrer Zeitgenoſſen und der Nachwelt ſeyn ſollte — oder, mit andern Worten, jedes Project, welches auch nur bei einer Million Menſchen eine Sinnes- und Denkensart vorausſetzt, die man kaum bei einem von hunderten findet — iſt ein unmögliches Project. Aber ſeine moraliſche Unmöglichkeit ſteigt auf den höchſten Grad, wenn es vorausſetzt, daß fünf Millionen Köpfe oder auch nur fünfmalhunderttauſend, ja nur fünfzigtauſend denkende Köpfe unter einen Hut gebracht und in eine zuſammenſtimmende Wirkſamkeit zu Ausführung eines weitläufigen, verwickelten, in einen unüberſehbaren Detail eingehenden und von allen Seiten mit Schwierigkeiten umringten Plans geſetzt werden müßten.

Kein Menſch in der Welt kann Alles, was er will, es ſey denn, daß er weiſe genug iſt, nichts zu wollen, als was er kann. Eine ganze große Nation kann freilich mit vereinigten Kräften ungeheure Wirkungen hervorbringen; aber dann liegt die Schwierigkeit im Wollen oder in dem Mittel, ihr den Willen zu machen. — Gebt mir, wo ich ſtehen könne, ſo will ich die Erde von ihrer Stelle rücken, ſagte Archimedes, ohne Furcht, nicht Wort halten zu können. Aber diejenigen, denen er dieß zumuthete, konnten eben ſowohl den Mond mit den Zähnen faſſen oder auf einem Sonnenſtrahle nach dem Ringe des Saturns reiten, als ihm geben, wo er ſtehen könne, um die Erde fortzurücken.

Die tägliche Erfahrung lehrt zu Paris und London, daß einige tausend, ja nur einige hundert Privatpersonen sehr viel Gutes thun können, wenn sie wollen; und daß, sobald es blos um Wohlthätigkeit gegen die Armen oder um die Errichtung eines Museums, um ein herrliches musikalisches Fest oder nur um das Steigen eines großen Luftballs zu thun ist, sehr ansehnliche Summen ohne große Schwierigkeit zusammen gebracht werden. Aber versuche es einmal ein patriotischer Projectmacher zu Paris, durch freiwillige Beiträge zweihundert Millionen Livres zu Anlegung großer Philanthropine und Arbeitshäuser, Urbarmachung wüster Plätze und Vermehrung des Viehstandes in jeder französischen Hauptprovinz zusammen zu bringen, und man wird sehen, ob er mit seinem Antrage mehr Eingang finden wird, als unser wohlmeinender Landsmann mit dem seinigen!

Und gleichwohl wäre der Unterschied zwischen beiden Nationen ganz zum Vortheil des französischen Patrioten. Denn alle Einwohner Frankreichs machen unter einem einzigen souverainen Haupte nur ein Volk, nur einen Nationalkörper aus, dessen Kräfte in einer großen Nationalhauptstadt, wie in dem Herzen des Ganzen, concentrirt sind: Deutschland hingegen ist ein vielköpfiges Aggregat von einer großen Anzahl ganz verschiedener Völker und Staaten; eine Republik von Fürsten und Ständen unter einem durch Gesetze und Capitulationen beschränkten Wahlkönige; durch eine Staatsverfassung verbunden, die niemals ihres Gleichen gehabt hat; — durch nichts als diese Staatsverfassung und eine gemeinschaftliche, wiewohl nicht durchgängig angenommene Schriftsprache verbunden; sonst durch alles Andere, Religion, Regierung, Staatswirthschaft, Polizei, Sitten und Gebräuche, Lage, Verhältnisse, Interesse, Mundarten, Grade der Cultur

u. ſ. w. zum Theil himmelweit verſchieden, getrennt und in Colliſion geſetzt. Dieſe unſere Staatsverfaſſung, vermöge welcher Deutſchland in gewiſſem Sinne noch eben ſo wie das alte Germanien in mehr als zweihundert beſondere, größere, mittelmäßige und kleine, zum Theil ſehr mächtige, zum Theil ſehr unmächtige Staaten zerſtückelt iſt, wovon der geringſte, als ein unmittelbarer Stand des Reiches, die Landeshoheit in ſeinem Bezirke eben ſo vollkommen auszuüben berechtigt iſt, als der größte; dieſe Staatsverfaſſung iſt es, welche jedem Vorſchlage, jeder Beſtrebung, die auf allgemeines Nationalbeſtes, allgemeinen Nationalruhm, allgemeine Nationalreformen abzweckt, im Wege ſteht. Dieſe Staatsverfaſſung iſt es, die uns immer verhindern wird, ein anderes allgemeines Nationalintereſſe zu haben, als die bloſe Erhaltung derſelben; wiewohl nie alle Glieder des Ganzen hiervon überzeugt ſeyn werden. Sie iſt es, weßwegen die Deutſchen nie als ein Volk denken und handeln, nie das, was man in moraliſchem Sinne National-Uniform nennen könnte, haben werden. Um ihrentwillen werden wir nie mit vereinigten Kräften gleichſam für einen Mann ſtehen oder, inſofern wir einen Staatskörper vorſtellen, eine große thätige Rolle in Europa ſpielen. Um ihrentwillen werden wir niemals einen gemeinſamen Mittelpunkt, nie einen gemeinſchaftlichen Schauplatz für Talente, Künſte und Wiſſenſchaften, nie ein allgemeines und lebendiges Modell für Geſchmack und Urbanität, nie eine wahre Nationalſchaubühne, nie eine allgemein anerkannte Hauptſtadt Germaniens haben, von deren Daſeyn jenes Alles die natürlichen Folgen ſeyn würde. Um ihrentwillen wird unſere Sprache, unſere Literatur, unſere Kunſt und unſer Ruhm in dieſem Allem nie das werden, was ſie vermöge unſerer

Fähigkeiten werden könnten; — und, ach! um ihrentwillen werden alle ſolche Projecte, die Deutſchlands möglichſten Flor zum Gegenſtande haben, ewig patriotiſche Träume bleiben, und niemals, niemals wird es dahin kommen, daß die Ravenſteiner oder Waldecker ſich um den Viehſtand der Ellwanger, oder die Stände von Meklenburg um die beſtmöglichſte Erziehung der Bürgerskinder der Reichsſtadt Buchhorn bekümmern werden.

Aber alle dieſe Nachtheile unſerer Staatsverfaſſung werden (anderer minder wichtiger Vortheile jetzt nicht zu erwähnen) durch den einzigen unſchätzbaren Gewinn weit überwogen: daß, ſolange wir ſie erhalten, kein großes policirtes Volk in der Welt einen höhern Grad menſchlicher und bürgerlicher Freiheit genießen und vor allgemeiner auswärtiger und einheimiſcher, politiſcher und kirchlicher Unterjochung und Sklaverei ſicherer ſeyn wird, als die Deutſchen. Zwei einander immer entgegen drückende Kräfte werden das aus ſo ungleichartigen Theilen beſtehende Ganze immer im Gleichgewicht erhalten, und ſelbſt jede Gefahr, dieſe Verfaſſung reißen zu ſehen, wird ſie feſter zuſammen ziehen. Wir werden, ſolange wir ſie erhalten, nie eine einzige Religion, aber dafür Gewiſſensfreiheit und das Recht behalten, aus dem alten oder neuen Kirchengeſangbuche zu ſingen. Wir werden mit männlicher Freiheit philoſophiren, unterſuchen, reden, leſen und ſchreiben dürfen. Der einzelne Tyrann, der ſich eine ungebührliche Gewalt über ſeine Untergebenen heraus nehmen wollte, außerdem daß die Geſetze Hülfe gegen ihn verſchaffen, wird dem Abſcheu aller übrigen Theile der Nation ausgeſetzt ſeyn. Unſere Schriftſteller und Künſtler werden weniger belohnt, weniger träg oder übermüthig gemacht, aber dafür auch weniger gefeſſelt, gedrückt und eingezwängt werden;

wir werden ihrer eine deſto größere Anzahl beſitzen, und der Wetteifer unter ihnen wird Gewinn für die Nation ſeyn. Alle Talente werden ſich mit größerer Freiheit, Mannigfaltigkeit und Originalität entfalten; wir werden uns weniger an einander reiben und abſchleifen, aber den Stempel, den die Natur Jedem aufgedrückt hat, deſto ſchärfer erhalten. Wir werden keine deutſche Akademie haben, die ſich anmaße, über Werke des Genius ex Cathedra zu entſcheiden; Hofgunſt, Grille und Eigenſinn der Reichen und Großen wird keinen ſo mächtigen Einfluß auf Geſchmack, Denkart und Sitten bei uns behaupten können, als in einer unbeſchränkten Monarchie. Selbſt die Sprache wird (zu großem Behuf der Literatur) an der Nationalfreiheit Theil nehmen; man wird uns ſo wenig ein Wörterbuch als ein Glaubensformular aufdringen können; und ein Jeder, den eine Partei, eine Cabale unterdrücken wollte, wird in dem aufgeklärten Theil der Nation einen Beſchützer und Rächer finden.

Dieß ſind einige der weſentlichſten Vortheile, die wir unſrer geſetzmäßigen Conſtitution zu danken haben; und, wahrlich! ſie allein ſind ſchon wichtig genug und von unſern Vorfahren theuer genug erkauft worden, um ſie über Alles hoch zu achten, ſtolz auf ſie zu ſeyn und ſie als das Palladium der Nation anzuſehen, an deſſen Beſitz oder Verluſt ihre Freiheit, ihre Stärke, ihr Ruhm, ihr des Steigens noch immer fähiger Wohlſtand geheftet iſt.

Dieſe Beobachtung führt uns, meines Bedünkens, zu einem zwiefachen Reſultat, wovon uns das eine zur Aufmunterung und das andere auf alle Fälle zum Troſte dienen kann.

Das erſte iſt: unſerm Patriotismus, beſonders dem ſchriftſtelleriſchen, — der ſeit geraumer Zeit wie die Taube

Noahs herumflattert und, weil er nirgends Grund finden kann, im Lande der Träume hin und her fährt, Chimären ausbrütet, auf die Erfindungen, Talente und Verdienste einzelner Mitbürger sich viel zu gute thut oder durch Verachtung fremder Vorzüge, die wir nicht erreichen können, sich nach Art des berühmten Fuchses in der Fabel zu helfen sucht — seine wahre Richtung und sein echtes Geschäft anzuweisen. Wenn unsere dermalige gesetzmäßige Constitution das Einzige ist, was uns Deutsche zu einer Nation macht, und wenn sie augenscheinlich der Grund unsrer wesentlichsten Vortheile ist: was kann denn also deutscher Patriotismus anders seyn, als Liebe der gegenwärtigen Verfassung des gemeinen Wesens und aufrichtiges Bestreben, zu Erhaltung und Vervollkommnung derselben Alles beizutragen, was Jeder nach seinem Stande, Vermögen und Verhältnisse zum Ganzen dazu beizutragen fähig ist? Mit wie vielem Rechte kann man von uns Deutschen sagen, was der römische Dichter von den Landleuten sagt: Felices sua si bona norint! Glücklich, wenn der Schlummer der Gewohnheit uns nicht gleichgültig, blind und undankbar gegen die größten Wohlthaten unsrer Verfassung gemacht hätten; wenn wir ihrer nicht genössen, wie der Gesundheit, deren hohen Werth man erst fühlt, wenn man sie verloren hat!

Sollte dieß Letztere aber — wie es denn nicht unmöglich ist — jemals bei uns oder unsern Nachkommen der Fall seyn; so würden wir beim Verlust einer Verfassung, von welcher so mancherlei Nachtheile unzertrennlich sind, uns mit dem trösten können, was wir dabei auf einer andern Seite gewinnen würden. Und da der Mensch glücklicher Weise nun einmal so organisirt ist, daß er sich mit der Zeit in Alles finden und seine Vorstellungsart und Lebensweise

unvermerkt zu ſeinen Umſtänden umſtimmen kann; ſo würden wir uns an die Vortheile halten müſſen, die uns durch die Veränderung der Nationalverfaſſung zuwachſen würden, und vermuthlich in ihnen hinlängliche Beweggründe finden, uns ein Schickſal gefallen zu laſſen, das ſo manche edle Nation ſchon getroffen hat und vermöge der Unbeſtändigkeit der menſchlichen Dinge und der natürlichen Verkettung zwiſchen Urſachen und Wirkungen über lang oder kurz auch das unſrige werden dürfte.

Sechs Antworten

auf

ſechs Fragen.

1.

„Was iſt Aufklärung?“

Das weiß Jedermann, der vermittelſt eines Paares ſehender Augen erkennen gelernt hat, worin der Unterſchied zwiſchen Hell und Dunkel, Licht und Finſterniß beſteht. Im Dunkeln ſieht man entweder gar nichts oder wenigſtens nicht ſo klar, daß man die Gegenſtände recht erkennen und von einander unterſcheiden kann: ſobald Licht gebracht wird, klären ſich die Sachen auf, werden ſichtbar und können von einander unterſchieden werden; — doch wird dazu zweierlei nothwendig erfordert: 1) daß Licht genug vorhanden ſey, und 2) daß diejenigen, welche dabei ſehen ſollen, weder blind noch gelbſüchtig ſeyen, noch durch irgend eine andere Urſache verhindert werden, ſehen zu können oder ſehen zu wollen.

2.

„Ueber welche Gegenſtände kann und muß ſich die Aufklärung ausbreiten?“

Drollige Frage! Worüber als über ſichtbare Gegenſtände? Das verſteht ſich doch wohl, dächte ich; oder muß es den Herren noch bewieſen werden? Nun wohlan! Im

Dunkeln (ein einziges löbliches und gemeinnütziges Geschäft ausgenommen) bleibt für ehrliche Leute nichts zu thun als zu schlafen. Im Dunkeln sieht man nicht, wo man ist, noch wo man hingeht, noch was man thut, noch was um uns her, zumal in einiger Entfernung, geschieht; man läuft Gefahr, bei jedem Schritte die Nase anzustoßen, bei jeder Bewegung etwas umzuwerfen, zu beschädigen oder anzurühren, was man nicht anrühren sollte, kurz, alle Augenblicke Mißgriffe und Mißtritte zu thun; so daß, wer seine gewöhnlichen Geschäfte im Dunkeln treiben wollte, sie sehr übel treiben würde.[1] Die Anwendung ist kinderleicht. Das Licht des Geistes, wovon hier die Rede ist, ist die Erkenntniß des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen. Hoffentlich wird Jedermann zugeben, daß es ohne diese Erkenntniß eben so unmöglich ist, die Geschäfte des Geistes recht zu treiben, als es ohne materielles Licht möglich ist, materielle Geschäfte recht zu thun. Die Aufklärung, d. i., so viel Erkenntniß, als nöthig ist, um das Wahre und Falsche immer und überall unterscheiden zu können, muß sich also über alle Gegenstände ohne Ausnahme ausbreiten, worüber sie sich ausbreiten kann, d. i. über alles dem äußern und innern Auge Sichtbare. — Aber es gibt Leute, die in ihrem Werke gestört werden, sobald Licht kommt; es gibt Leute, die ihr Werk unmöglich anders als im Finstern oder wenigstens in der Dämmerung treiben können; — z. B. wer uns schwarz für weiß geben oder mit falscher Münze bezahlen oder Geister erscheinen lassen will, oder auch (was an sich etwas sehr Unschuldiges ist), wer gerne Grillen fängt, Luftschlösser baut

[1] Dieß leidet einige Ausnahmen, ich weiß es wohl; aber in den meisten Fällen bleibt es doch bei der Regel.

und Reisen ins Schlaraffenland oder in die glücklichen Inseln macht, — der kann das natürlicher Weise bei hellem Sonnenschein nicht so gut bewerkstelligen als bei Nacht oder Mondschein oder einem von ihm selbst zweckmäßig veranstalteten Helldunkel. Alle diese wackern Leute sind also natürliche Gegner der Aufklärung, und nun und nimmermehr werden sie sich überzeugen lassen, daß das Licht über alle Gegenstände verbreitet werden müsse, die dadurch sichtbar werden können: ihre Einstimmung zu erhalten, ist also eine pure Unmöglichkeit; sie ist aber, zu gutem Glücke, auch nicht nöthig.

3.

„Wo sind die Grenzen der Aufklärung?"

Antwort: wo bei allem möglichen Lichte nichts mehr zu sehen ist. Die Frage ist eigentlich von gleichem Schlage mit der: wo ist die Welt mit Brettern zugeschlagen? und die Antwort ist wirklich noch zu ernsthaft für eine solche Frage.

4.

„Durch welche sichere Mittel wird sie befördert?"

Das unfehlbarste Mittel, zu machen, daß es heller wird, ist, das Licht zu vermehren, die dunkeln Körper, die ihm den Durchgang verwehren, so viel möglich weg zu schaffen und besonders alle finstern Winkel und Höhlen sorgfältig

zu beleuchten, in welchen das No. 2 erwähnte lichtscheue Völkchen sein Wesen treibt.

Alle Gegenstände unsrer Erkenntniß sind entweder geschehene Dinge oder Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meinungen. Geschehene Dinge werden aufgeklärt, wenn man bis zur Befriedigung eines jeden unparteiischen Forschers untersucht, ob und wie sie geschehen sind? Die Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meinungen der Menschen werden aufgeklärt, wenn das Wahre vom Falschen daran abgesondert, das Verwickelte entwickelt, das Zusammengesetzte in seine einfachern Bestandtheile aufgelöst, das Einfache bis zu seinem Ursprunge verfolgt und überhaupt keiner Vorstellung oder Behauptung, die jemals von Menschen für Wahrheit angegeben worden ist, ein Freibrief gegen die uneingeschränkteste Untersuchung gestattet wird. Es gibt kein anderes Mittel, die Masse der Irrthümer und schädlichen Täuschungen, die den menschlichen Verstand verfinstert, zu vermindern, als dieses, und es kann kein anderes geben.

Die Rede kann also auch hier nicht von Sicherheit oder Unsicherheit seyn. Niemand kann etwas dabei zu befürchten haben, wenn es heller in den Köpfen der Menschen wird, — als diejenigen, deren Interesse es ist, daß es dunkel darin sey und bleibe; und auf die Sicherheit dieser letztern wird doch wohl bei Beantwortung der Frage keine Rücksicht genommen werden sollen? Wahrlich, wir können ihretwegen ganz ruhig seyn; sie werden schon selbst für ihre Sicherheit sorgen. Sie werden auch künftig, wie bisher, ihr Möglichstes thun, alle Oeffnungen, Fenster und Ritzen, wodurch Licht in die Welt kommen kann, zu verbauen, zu vernageln und zu verstopfen; werden nicht ermangeln, uns Andern, die wir uns zu unserm und andrer Leute nothdürftigem Gebrauch

mit etwas Licht verſehen, die Laternen zu zerſchlagen, ſobald ſie die Stärkern ſind, und, wo ſie das nicht ſind, alle nur erſinnlichen Mittel anwenden, die Aufklärung wenigſtens in ein böſes Geſchrei zu bringen. Ich denke nicht gern Arges von meinem Nebenmenſchen; aber ich muß geſtehen, wo die Sicherheit der Aufklärungsmittel einem Frager ſo ſehr am Herzen liegt, da könnte mir ſeine Lauterkeit wider Willen verdächtig werden. Sollte er etwa meinen, es gebe reſpectable Dinge, die keine Beleuchtung aushalten können? Nein, ſo übel wollen wir von ſeinem Verſtande nicht denken! Aber er wird vielleicht ſagen: „Es gebe Fälle, wo zu viel Licht ſchädlich ſey, wo man es nur mit Behutſamkeit und ſtufenweiſe einfallen laſſen dürfe.“ Gut! nun kann dieß mit der Aufklärung, die durch Unterſcheidung des Wahren und Falſchen bewirkt wird, in Deutſchland wenigſtens der Fall nicht ſeyn; denn ſo ſtockblind iſt unſere Nation nicht, daß ſie wie eine Perſon, die am ſchwarzen Staar operirt worden iſt, behandelt werden müſſe. Es wäre Spott und Schande, wenn wir, nachdem wir ſchon dreihundert Jahre lang nach und nach einen gewiſſen Grad von Licht gewohnt worden ſind, nicht endlich einmal im Stande ſeyn ſollten, hellen Sonnenſchein ertragen zu können. Es greift ſich mit Händen, daß das bloſe Ausflüchte der lieben Leute ſind, die ihre eigenen Urſachen haben, warum es nicht hell um ſie ſeyn ſoll.

5.

„Wer iſt berechtigt, die Menſchheit aufzuklären?“

Wer es kann! — „Aber wer kann es?“ — Ich antworte mit einer Gegenfrage, wer kann es nicht? Und, mein Herr? da ſtehen wir und ſehen einander an? Alſo, weil kein Orakel da iſt, das in zweifelhaften Fällen den Ausſpruch thun könnte (und wenn eines da wäre, was hälfe es uns ohne ein zweites Orakel, das uns das erſte erklärte?), und weil kein menſchliches Tribunal berechtigt iſt, ſich einer Entſcheidung anzumaßen, wodurch es von ſeiner Willkür abhinge, uns ſo viel oder wenig Licht zufommen zu laſſen, als ihm beliebte: ſo wird es doch wohl dabei bleiben müſſen, daß Jedermann — von Sokrates oder Kind bis zum obſcurſten aller übernatürlich erleuchteten Schneider und Schuſter, ohne Ausnahme, berechtigt iſt, die Menſchheit aufzuklären, wie er kann, ſobald ihn ſein guter oder böſer Geiſt dazu treibt. Man mag nun die Sache betrachten, von welcher Seite man will, ſo wird ſich finden, daß die menſchliche Geſellſchaft bei dieſer Freiheit unendlichmal weniger gefährdet iſt, als wenn die Beleuchtung der Köpfe und das Thuns und Laſſens der Menſchen als Monopol oder auch ſchließliche Innungsſache behandelt wird. Nur wollte ich allenfalls rathen, ne quid Respublica detrimenti capiat — eine höchſt unſchuldige Einſchränkung dabei zu verfügen; und dieſe wäre: das ſehr weiſe Strafgeſetz der alten Kaiſer des erſten und zweiten Jahrhunderts gegen die heimlichen Conventikel und geheimen Verbrüderungen zu erneuern und demzufolge Allen, die nicht berufen ſind, auf Canzeln und Kathedern zu lehren, kein anderes Mittel zur beliebigen

Aufklärung der Menschheit zu gestatten, als die Buchdruckerpresse. Ein Narr, der in einem Conventikel Unsinn predigt, kann in der bürgerlichen Gesellschaft Unheil anrichten; ein Buch hingegen, was auch sein Inhalt seyn mag, kann heut zu Tage keinen Schaden thun, der entweder der Rede werth wäre oder nicht gar bald zehnfältig oder hundertfältig durch Andere vergütet würde.

6.

„An welchen Folgen erkennt man die Wahrheit der Aufklärung?"

Antwort: wenn es im Ganzen heller wird; wenn die Anzahl der denkenden, forschenden, lichtbegierigen Leute überhaupt und besonders in der Classe von Menschen, die bei der Nichtaufklärung am meisten zu gewinnen hat, immer größer, die Masse der Vorurtheile und Wahnbegriffe zusehends immer kleiner wird; wenn die Scham vor Unwissenheit und Unvernunft, die Begierde nach nützlichen und edeln Kenntnissen, und besonders, wenn der Respect vor der menschlichen Natur und ihren Rechten unter allen Ständen unvermerkt zunimmt, und (was ganz gewiß eines der unzweideutigsten Kennzeichen ist) wenn alle Messen einige Frachtwagen voll Brochuren gegen die Aufklärung in Leipzig ein- und ausgeführt werden. Denn die figürlichen Nachtvögel sind in diesem Punkte gerade das Widerspiel der eigentlichen: diese werden erst bei Nacht laut; jene hingegen schreien am grellsten, wenn ihnen die Sonne in die Augen sticht.

Sagt, hab' ich Recht? Was dünkt euch von der Sache,
Herr Nachbar mit dem langen Ohr?

Ueber die Rechte und Pflichten

der

Schriftſteller,

in Abſicht ihrer Nachrichten und Urtheile über Nationen, Regierungen und andere öffentliche Gegenſtände.

1785.

Bei der großen Menge von Schriften, worin gereiste Leute (unter welche von Yoricks Classen sie auch gehören mögen) die auf ihren Reisen und Wanderungen gesammelten Bemerkungen und Nachrichten in Briefen an Freunde oder vielmehr an das Publicum zum Druck befördern, und da die Begierde der leselustigen Welt nach Schriften dieser Art natürlicher Weise die Anzahl der reiselustigen Schriftsteller und briefstellenden Wanderer täglich vermehrt, möchte wohl Manchen mit einem Maßstabe gedient seyn, an welchem sie die Befugnisse solcher Schriftsteller und die Grenzen ihrer Freiheit bei Bekanntmachung ihrer Bemerkungen, Nachrichten und Urtheile in allen vorkommenden Fällen mit Zuverlässigkeit bestimmen können.

Dieser Maßstab scheint mir in der folgenden Reihe von Wahrheiten enthalten zu seyn.

Ich gebe sie mit Zuversicht für Wahrheiten aus, weil ich nicht nur selbst von ihnen überzeugt bin, sondern auch glaube, daß sie jedem nur mäßig aufgeräumten und einiges Nachdenkens fähigen Kopfe als Wahrheit einleuchten müssen.

I.

Freiheit der Presse ist Angelegenheit und Interesse des ganzen Menschengeschlechts. Ihr haben wir hauptsächlich die

gegenwärtige Stufe von Cultur und Erleuchtung, worauf der größere Theil der europäischen Völker steht, zu verdanken. Man raube uns diese Freiheit, so wird das Licht, dessen wir uns gegenwärtig erfreuen, bald wieder verschwinden; Unwissenheit wird bald wieder in Dummheit ausarten, und Dummheit uns wieder dem Aberglauben und dem Despotismus preisgeben. Die Völker werden in die Barbarei der finstern Jahrhunderte zurück sinken; und wer sich hinfür erkühnen wird, Wahrheiten zu sagen, an deren Verheimlichung den Unterdrückern der Menschheit gelegen ist, wird ein Ketzer und Aufrührer heißen und als ein Verbrecher bestraft werden.

II.

Freiheit der Presse ist nur darum ein Recht der Schriftsteller, weil sie ein Recht der Menschheit oder, wenn man will, ein Recht policirter Nationen ist; und sie ist blos darum ein Recht des Menschengeschlechts, weil die Menschen, als vernünftige Wesen, kein angelegeneres Interesse haben, als wahre Kenntnisse von Allem, was auf irgend eine Art geradezu oder seitwärts einen Einfluß auf ihren Wohlstand hat und zu Vermehrung ihrer Vollkommenheit etwas beitragen kann.

III.

Die Wissenschaften, welche für den menschlichen Verstand das sind, was das Licht für unsere Augen, können und dürfen also ohne offenbare Verletzung eines unleugbaren Menschenrechtes in keine andere Grenzen eingeschlossen werden,

als diejenigen, welche uns die Natur ſelbſt geſetzt hat. Alles, was wir wiſſen können, das dürfen wir auch wiſſen.

IV.

Die nöthigſte und nützlichſte aller Wiſſenſchaften oder, noch genauer zu reden, diejenige, in welcher alle übrige eingeſchloſſen ſind, iſt die Wiſſenſchaft des Menſchen:

Der Menſchheit eignes Studium iſt der Menſch.

Sie iſt eine Aufgabe, an deren vollſtändiger und reiner Auflöſung man noch Jahrtauſende arbeiten wird, ohne damit zu Stande gekommen zu ſeyn. Sie anzubauen, zu fördern, immer größere Fortſchritte darin zu thun, iſt der Gegenſtand des Menſchenſtudiums; und wie könnte dieſes auf andere Weiſe mit Erfolge getrieben werden, als indem man die Menſchen, wie ſie von jeher waren, und wie ſie dermalen ſind, nach allen ihren Beſchaffenheiten, Verhältniſſen und Umſtänden kennen zu lernen ſucht?

V.

Dieſe hiſtoriſche Kenntniß der vernünftigen Erdebewohner iſt die Grundlage aller echt philoſophiſchen Wiſſenſchaft, welche die Natur und Beſtimmung des Menſchen, ſeine Rechte und ſeine Pflichten, die Urſachen ſeines Elendes und die Bedingungen ſeines Wohlſtandes, die Mittel, jenes zu mindern und dieſen zu befördern, kurz, das allgemeine Beſte des menſchlichen Geſchlechtes zum Gegenſtande hat. Um heraus zu bringen, was dem Menſchen möglich iſt, muß

man wissen, was er wirklich ist und wirklich geleistet hat. Um seinen Zustand zu verbessern und seinen Gebrechen abzuhelfen, muß man erst wissen, wo es ihm fehlt, und, woran es liegt, daß es nicht besser um ihn steht. Im Grunde ist also alle echte Menschenkenntniß historisch. Die Geschichte der Völker, nach ihrer ehemaligen und gegenwärtigen Beschaffenheit, in derjenigen Verbindung der Thatsachen und Begebenheiten, woraus man sieht, wie sie zusammen hangen, und wie die Wirkung oder der Erfolg des Einen wieder die Veranlassung oder Ursache des Andern wird — diese Philosophie der Menschengeschichte ist nichts Anderes, als Darstellung dessen, was sich mit den Menschen zugetragen und immerfort zuträgt; Darstellung eines immer fortlaufenden Factums, wozu man nicht anders gelangen kann, als indem man die Augen aufmacht und sieht, und indem diejenigen, welche mehr Gelegenheit als alle Andere gehabt haben, zu sehen, was zu sehen ist, ihre Beobachtungen den Andern mittheilen.

VI.

Aus diesem Gesichtspunkte sind alle Beiträge zu beurtheilen, welche von verständigen und erfahrenen Männern, von Seefahrern und Landfahrern, Reisigen und Fußgängern, Gelehrten und Ungelehrten (denn auch Ungelehrte können den Geist der Beobachtung haben und sehen oft aus gesunden Augen als Gelehrte von Profession) zur Erd- und Völkerkunde oder, mit einem Wort, zur Menschenkenntniß in größern oder kleinern Bruchstücken bekannt gemacht worden sind. Aus diesem Gesichtspunkte erkennt man ihre Schätzbarkeit und daß dem menschlichen Geschlecht überhaupt

und jedem Volke, jedem einzelnen Staatskörper und jedem einzelnen Menschen insbesondere daran gelegen ist, daß solcher Beiträge recht viele in dem allgemeinen Magazine der menschlichen Kenntnisse niedergelegt werden.

VII.

Insonderheit ist jedem großen Volke — und ganz vorzüglich dem unsrigen (dessen Staatskörper eine so sonderbare Gestalt hat und aus so mannigfaltigen und ungleichartigen Theilen mehr zufälliger Weise zusammen gewachsen, als planmäßig zusammen gesetzt ist), daran gelegen, seinen gegenwärtigen Zustand so genau als möglich zu kennen. Jeder noch so geringe Beitrag, der über die Beschaffenheit der Staatswirthschaft, Polizei, bürgerlichen und militärischen Verfassung, Religion, Sitten, öffentlichen Erziehung, Wissenschaften und Künste, Gewerbe, Landwirthschaft u. s. w. in jedem Theile unseres gemeinsamen Vaterlandes und über die Stufe der Cultur, Aufklärung, Humanisirung, Freiheit, Thätigkeit und Emporstrebung zum Bessern, die jeder derselben erreicht hat, einiges Licht verbreitet, jeder solche Beitrag ist schätzbar und verdient unsern Dank.

VIII.

Die erste und wesentlichste Eigenschaft eines Schriftstellers, welcher einen Beitrag zur Menschen- und Völkerkunde aus eigener Beobachtung liefert, ist: daß er den aufrichtigen Willen habe, die Wahrheit zu sagen, folglich keiner Leidenschaft, keiner vorgefaßten Meinung, keiner interessirten Privatabsicht wissentlich einigen Einfluß in seine Nachrichten

und Bemerkungen erlaube. Seine erſte Pflicht iſt Wahrhaftigkeit und Unparteilichkeit: und da wir zu Allem berechtigt ſind, was eine nothwendige Bedingung der Erfüllung unſrer Pflicht iſt; ſo iſt auch, vermöge der Natur der Sache, Freimüthigkeit ein Recht, das keinem Schriftſteller dieſer Claſſe ſtreitig gemacht werden kann. Er muß die Wahrheit ſagen wollen und ſagen dürfen.

IX.

Dieſemnach iſt ein Schriftſteller vollkommen berechtigt, von dem Volke, über welches er uns ſeine Beobachtungen mittheilt, Alles zu ſagen, was er geſehen hat, Gutes und Böſes, Rühmliches und Tadelhaftes. Mit ungetreuen Gemälden, welche nur die ſchöne Seite darſtellen und die fehlerhafte entweder ganz verdunkeln oder gar durch ſchmeichleriſche Verſchönerung verfälſchen, iſt der Welt nichts gedient.

X.

Niemand kann ſich beleidigt halten, wenn man ihn abſchildert, wie er iſt. Die Höflichkeit, welche uns verbietet, einer Perſon in öffentlicher Geſellſchaft ihre Fehler zu ſagen, iſt keine Pflicht des Schriftſtellers, der vom Menſchen überhaupt oder von Nationen, Staaten und Gemeinheiten (wie groß oder klein ſie übrigens ſeyn mögen) zu ſprechen hat. Eine Nation würde etwas Unbilliges verlangen und ſich lächerlich vor der Welt machen, welche für ganz untadelig und von allen Seiten vollkommen gehalten ſeyn wollte; und ganz untadelig müßte ſie doch ſeyn, wenn ein verſtändiger Beobachter gar nichts an ihr auszuſetzen hätte. Alles, was

in solchem Falle die Ehrerbietung gegen eine ganze Nation oder Gemeinheit fordert, ist, in anständigen Ausdrücken, ohne Uebertreibung, Bitterkeit und Muthwillen von ihrer blinden Seite zu sprechen und vornehmlich seine Unparteilichkeit auch dadurch zu beweisen, daß man ihren Vorzügen und Allem, was an ihr zu rühmen ist, Gerechtigkeit widerfahren lasse.

XI.

Zu Erlangung einer richtigen Kenntniß von Nationen und Zeitaltern ist hauptsächlich vonnöthen, daß man das Unterscheidende oder Charakteristische eines jeden Volkes, welches merkwürdig genug ist, um die öffentliche Aufmerksamkeit zu verdienen, kennen lerne. Dieses Charakteristische äußert sich gewöhnlich eben sowohl, ja oft noch stärker und auszeichnender, in Fehlern, als in Vollkommenheiten. Oft sind die Fehler nur ein Uebermaß von gewissen Eigenschaften, die in gehörigem Maße sehr löblich sind, wie zum Beispiel geziertes Wesen ein Uebermaaß von Eleganz ist. Nicht selten sind die Fehler an Nationen, eben so wie an einzelnen Menschen, blos natürliche (wiewohl allezeit verbesserliche) Folgen eben derjenigen Sinnesart, wodurch ein Volk zu gewissen Tugenden besonders aufgelegt ist, wie zum Beispiel die Nationaleitelkeit des französischen Volkes ein Fehler ist, den es nicht hätte, wenn nicht hohes Ehrgefühl, Liebe zum Ruhm und lebhafte Theilnehmung an Nationalehre Hauptzüge seines Charakters wären. Fehler dieser Art bemerken heißt nicht beleidigen, sondern einen Dank verdienenden Wink geben, wo und wie man in seiner Art besser und lobenswürdiger werden kann.

XII.

Ein unbefangener Beobachter, den die Natur mit Scharfsinn und Lebhaftigkeit des Geistes ausgesteuert, und die Philosophie mit dem richtigen Maßstabe dessen, was löblich, schön, anständig und schicklich oder das Gegentheil ist, versehen hat, sieht überall, wo er hinkommt, die Menschen und ihr Thun und Lassen, ihre Gewohnheiten und Eigenheiten, Schiefheiten und Albernheiten in ihrem natürlichen Lichte; und, ohne die mindeste Absicht, etwas lächerlich machen zu wollen, findet sich, daß man über das Lächerliche — lachen oder lächeln muß. Wohl dem Volke, das nur lächerliche Fehler hat!

XIII.

Zuweilen liegt der vermeinte Tadel, worüber man sich unzeitig beklagt, blos in der Vorstellungsart einer übermäßig reizbaren Selbstgefälligkeit. Als Xenophon seine zwei Gemälde von der spartanischen und atheniſchen Republik gegen einander stellte, schrieen die Athener, welche gewohnt waren, von ihren Sophisten und Lobrednern immer nur schmeichelhafte Dinge zu hören, über großes Unrecht; aber wir, die keinen Grund haben, weder Athenern noch Spartanern zu schmeicheln oder mehr Vorliebe für die Einen als für die Andern zu haben, wir finden, daß Xenophon den Athenern kein Unrecht that. Er sagt mit der ihm ganz eigenen Simplicität und Geradheit, was Jedermann, der nach Athen ging und mit seinen eigenen Augen sah, sehen mußte. Die Athener schrieen über Satire und Ironie, wo Xenophon weder an Satire noch Ironie gedacht hatte. Die Wahrheit

war, daß er ſie blos in einen Spiegel ſchauen ließ. Sein Gemälde iſt das Gemälde einer jeden Republik, in welcher das Volk die höchſte Gewalt hat; und alle die beſondern Züge, die nur auf die Athener zu paſſen ſcheinen, ſind im

unde bloße Modificationen, wovon der nähere Grund in ihrer Lage und in ihren äußern Umſtänden zu finden war. Ich kann die Verfaſſung der Athener nicht loben, ſagt Xenophon; aber, da es ihnen einmal beliebt hat, ſich eine ſolche Verfaſſung zu geben, ſo finde ich, daß ſie ſehr inconſequent ſeyn müßten, wenn ſie anders wären, als ſie ſind. Man tadelt dieß und dieß und dieß an ihnen und überlegt nicht, daß ſie, ihre Staatsverfaſſung vorausgeſetzt, in Allem dem, weßwegen man ſie tadelt, Recht haben. Sein Buch von der atheniſchen Republik iſt daher, wenn man will, eine Satire und eine Apologie zu gleicher Zeit; in der That aber weder mehr noch weniger als eine hiſtoriſche Darſtellung deſſen, was die Athener in ihrer demokratiſchen Epoche waren, in ein ſolches Licht geſtellt, daß man deutlich begreift, wie ſie das waren, und warum ſie es waren, und warum es unmöglich war, daß ſie anders hätten ſeyn ſollen, ſolange ſie nicht die Quelle Alles deſſen, was an ihnen tadelhaft war, ihre Verfaſſung, änderten.

Eine eben ſo ſimple, eben ſo getreue und ungeſchmeichelte Darſtellung deſſen, was in unſerm gegenwärtigen Zeitmomente jeder beſondere Staat, jede große oder kleine Haupt-Reſidenz und freie Reichsſtadt in Deutſchland wirklich iſt, wie jene Xenophontiſche von Sparta und Athen, würde ihrem Verfaſſer zwar wahrſcheinlich viel Verdruß und keine öffentliche Dankſagung im Namen Kaiſers und Reichs zuziehen (wie ehedem Doctor Burnet für ſeine Whiggiſche Geſchichte von England vom Ober- und Unterhauſe des großbritanniſchen

Parlaments erhielt), aber er würde eine solche Danksagung wenigstens verdienen; denn es wäre eine große Wohlthat, die er der Nation erwiese.

XIV.

Wer aus einem großen Staat in einen andern kommt, worin Verfassung und Einrichtung, Nationalcharakter und Nationalsitten mit jenem stark abstechen, zum Beispiel aus einem militärischen in einen, der seinen Wohlstand dem Frieden und den Künsten des Friedens zu danken hat, der bringt eine Disposition mit sich, vorzüglich Alles das zu bemerken, was den Unterschied zwischen beiden ausmacht, weil dieß gerade die Züge sind, die ihm am stärksten auffallen. Daher kommt es denn ganz natürlich, daß er ein Belieben daran findet, das Charakteristische der einen und der andern Nation gegen einander zu stellen und mit einander zu vergleichen — ein Verfahren, wodurch gemeiniglich heraus kommt, daß das, worin die eine sich besonders hervor thut, gerade nicht die glänzendste Seite der andern ist. Kein Volk, zumal ein kleines, kann alle mögliche Vorzüge beisammen haben; es gibt sogar einige, die einander ausschließen. Ich bin gewiß, daß ein Haufen edler junger Mitbürger und Cameraden des Alcibiades, ihrer Tapferkeit unbeschadet, gegen eben so viele spartanische Knasterbärte wie ein Trupp schöner Herren, die zum Tanze gehen, aussahen. Spartaner und Athener, Thebaner und Korinther (alte oder moderne) in einem Gemälde gegen einander contrastiren zu lassen, ist immer eine sehr unschuldige Sache, wiewohl die Einen auf die Andern wechselsweis ein nicht immer vortheilhaftes Licht werfen.

XV.

Was von Nationen gesagt worden, gilt auch von Regenten und großen Herren. Auguſt und Trajan, wenn man ihren Schmeichlern und Lobrednern glauben wollte, müßten keine Menſchen, ſondern Götter und Ideale aller Vollkommenheiten geweſen ſeyn. Eben ſo, wenn man den Büchermachern in ihren Zueignungsſchriften und den Zeitungsſchreibern, wenn ſie Todesfälle und Thronbeſteigungen ankündigen, und den Leichenpredigern oder Standrednern, wenn ſie aus bezahlter Pflicht zum letztenmale loben, unbeſchränkt glauben müßte; ſo wären alle unſere Regenten, vom erſten Monarchen in Europa bis zum kleinſten aller Dynaſten im heiligen römiſchen Reiche, lauter Auguſte und Trajane. Wollte Gott! Aber was iſt — iſt; und wie es überall in der Welt iſt, das ſieht, wer ein Paar geſunde Augen hat, und, wer nicht ſehen kann, fühlt's. Regenten, die von ihrer Würde und von ihrem Amte die gehörige Empfindung haben, verachten ſolche Schmeicheleien und wiſſen, daß, wer das Herz hat, ihnen unangenehme Wahrheiten zu ſagen, es gewiß ehrlich mit ihnen meint. Der beſte Fürſt iſt der, deſſen größter Wunſch iſt, der beſte Menſch unter ſeinem Volke zu ſeyn. Und gewiß, ein ſolcher kann und wird es nicht übel finden, wenn man ihm mit Beſcheidenheit zu verſtehen gibt, was die Nachwelt ohne Scheu heraus ſagen wird, wenn es zu ſpät für ihn ſeyn wird, Nutzen daraus zu ziehen.

XVI.

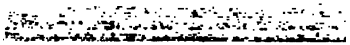
So wie es keinen wiſſenſchaftli n Gegenſtand gibt, den man nicht unterſuchen, ja ſelbſt [illegible]

den die Vernunft nicht beleuchten dürfte, um zu sehen, ob er glaubwürdig sey oder nicht: so gibt es auch keine historische und keine praktische Wahrheit, die man mit einem Interdict zu belegen oder für Contrebande zu erklären berechtigt wäre. Es ist widersinnig, Staatsgeheimnisse aus Dingen machen zu wollen, die aller Welt vor Augen liegen, oder übel zu nehmen, wenn Jemand der ganzen Welt sagt, was einige hunderttausend Menschen sehen, hören und fühlen.

XVII.

Ein Augenzeuge kann, ohne Schuld seines Willens, unrichtig sehen. Wer einem Andern, den er für glaubwürdig hält, etwas nachsagt, kann falsch berichtet worden seyn. Der aufmerksamste und scharfsinnigste Beobachter ist, wie alle Menschen, der Möglichkeit des Irrthums unterworfen und kann einen wichtigen Umstand übersehen oder Manches nicht aus seinem wahren Gesichtspunkt oder in dem gehörigsten Lichte gesehen haben. Es ist also kaum möglich, daß Schriften, worin Völker, Staaten, merkwürdige Menschen und Begebenheiten, Sitten der Zeit und dergleichen historisch geschildert werden, selbst bei dem reinsten Vorsatze, die Wahrheit zu sagen, von allen Unrichtigkeiten gänzlich frei seyn sollten. Auch ist es möglich, daß Jemand aus Unerfahrenheit oder Beschränktheit seiner Einsichten oder aus dunkeln Vorstellungen und Neigungen, die ohne sein Wissen auf seinen Willen wirken (zum Beispiel aus Vorliebe für sein eigenes Vaterland), zuweilen unrichtig sehen und urtheilen kann. Aber es wäre widersinnig, den Schluß hieraus zu ziehen, daß man also keine historische Schriften, keine Beiträge zur Völker- und Menschenkunde, keine Reisebeschreibungen und

keine Sammlungen ſolcher Thatſachen, deren Publicität der Welt nützlich iſt oder werden kann, mehr bekannt machen dürfe. Alles, was daraus folgt, iſt, daß ein Jeder, der die Sache beſſer zu wiſſen glaubt oder die Irrthümer eines Schriftſtellers aufzudecken und zu berichtigen im Stande iſt, nicht nur volle Befugniß, ſondern ſogar eine Art von Pflicht auf ſich hat, der Welt damit zu dienen.



Das Geheimniß

des

Kosmopoliten-Ordens.

1788.

[illegible] Thalern zusammen zu schießen, sich auch na-
[illegible] und mit ganz besonderm Nachdruck und Vertrauen
an die Kosmopoliten wandte und dadurch das Daseyn dieser
[illegible] Gesellschaft (welches vorher noch von einigen Ungläu-
[illegible] bezweifelt worden war) außer allen Widerspruch zu
[illegible] schien.

In Kurzem erfolgte nun, was die Kosmopoliten voraus
[illegible] hatten. Da ihre Unsichtbarkeit nothwendig aus der
Natur der Sache folgt; da überdieß keiner von ihnen ein
Mitglied irgend einer andern geheimen Gesellschaft seyn kann,
weil er von dem Augenblick an, da er sich zu einem solchen
Schritt entschlösse, aufhörte, ein Kosmopolit zu seyn; und
[illegible] alles Forschens und leisen Anklopfens ungeachtet, die
wirklichen Glieder dieses Ordens Allen, die nicht ihres Glei-
chen waren, verborgen blieben: so glaubten gewisse Leute, die
um diese Zeit mit sehr weit aussehenden Entwürfen schwan-
ger gingen, ein Großes zu Beschleunigung derselben zu thun
und sich bei manchen einen desto leichtern Eingang zu ver-
schaffen, wenn sie sich eines Namens, an welchen mehrere
Jahre lang Niemand Anspruch zu machen schien, als einer
gleichsam verlassenen Sache bemächtigten und sich, so oft es
ihren Absichten zuträglich war, mit dem Kosmopoliten- oder
Weltbürgertitel schmückten, um die Meinung von sich zu er-
wecken, als ob sie wirklich und ausschließlich im Besitze des
Geheimnisses wären, wovon der Verfasser der Abderitenge-
schichte in einem so räthselhaften Tone gesprochen hatte.

Ob sie hierin blos als feine weltkluge Speculanten zu
Werke gegangen, oder ob sie vielleicht in Allem diesem ehrlich
zu seyn geglaubt und, selbst von der größten aller Zaubrerin-
nen getäuscht, sich wirklich eingebildet haben mögen, etwas zu
seyn, was sie nicht waren, lassen wir dahin gestellt. Das

Einleitung.

Es werden ungefähr vierzehn Jahre seyn, daß der Geschichtschreiber der Abderiten bei Gelegenheit einer unvermutheten Zusammenkunft des Hippokrates und Demokritus die erste Nachricht von einer unsichtbaren Gesellschaft gab, welche bereits einige Jahrtausende unter dem Namen der Kosmopoliten existiren und, seinem Vorgeben nach, große Vorzüge vor allen anderen geheimen Gesellschaften und einen wichtigern und dauerhaftern Einfluß in die Dinge dieser Welt haben sollte, als irgend eine der letztern sich mit Grunde zuschreiben könne.

Das Wenige, was dem besagten Geschichtschreiber blos zufälliger Weise und im Vorbeigehen von diesem bisher unbekannten geheimen Orden entfallen war, erregte eine allgemeine Aufmerksamkeit, in deren Ursachen wir hier nicht einzudringen begehren. Genug, je räthselhafter die Sache den meisten Lesern vorkam, je begieriger wurden sie, mehr von diesem Geheimnisse zu erfahren.

Diese Neugier mußte natürlicher Weise nicht wenig zunehmen, da bald hernach ein berühmter Mann desselben Jahrzehends in den dringenden Ermahnungen, die er schnell hinter einander an alle Stände und Classen der Nation ergehen ließ, um zu Ausführung eines der ganzen Welt unendlich wichtigen Instituts die geringe Summe von

dreißigtausend Thalern zusammen zu schießen, sich auch namentlich und mit ganz besonderm Nachdruck und Vertrauen an die Kosmopoliten wandte und dadurch das Daseyn dieser geheimen Gesellschaft (welches vorher noch von einigen Ungläubigen bezweifelt worden war) außer allen Widerspruch zu setzen schien.

In Kurzem erfolgte nun, was die Kosmopoliten voraus gesehen hatten. Da ihre Unsichtbarkeit nothwendig aus der Natur der Sache folgt; da überdieß keiner von ihnen ein Mitglied irgend einer andern geheimen Gesellschaft seyn kann, weil er von dem Augenblick an, da er sich zu einem solchen Schritt entschlösse, aufhörte, ein Kosmopolit zu seyn; und also, alles Forschens und leisen Anklopfens ungeachtet, die wirklichen Glieder dieses Ordens Allen, die nicht ihres Gleichen waren, verborgen blieben: so glaubten gewisse Leute, die um diese Zeit mit sehr weit aussehenden Entwürfen schwanger gingen, ein Großes zu Beschleunigung derselben zu thun und sich bei manchen einen desto leichtern Eingang zu verschaffen, wenn sie sich eines Namens, an welchen mehrere Jahre lang Niemand Anspruch zu machen schien, als einer gleichsam verlassenen Sache bemächtigten und sich, so oft es ihren Absichten zuträglich war, mit dem Kosmopoliten- oder Weltbürgertitel schmückten, um die Meinung von sich zu erwecken, als ob sie wirklich und ausschließlich im Besitze des Geheimnisses wären, wovon der Verfasser der Abderitengeschichte in einem so räthselhaften Tone gesprochen hatte.

Ob sie hierin blos als feine weltkluge Speculanten zu Werke gegangen, oder ob sie vielleicht in Allem diesem ehrlich zu seyn geglaubt und, selbst von der größten aller Zaubrerinnen getäuscht, sich wirklich eingebildet haben mögen, etwas zu seyn, was sie nicht waren, lassen wir dahin gestellt. Das

Letztere könnte um so eher zu glauben seyn, da sie, indem sie sich den Begriff eines Weltbürgers zu entwickeln suchten, sehr leicht auf die vermeinte Entdeckung fallen konnten, daß die Erleuchtung der Welt, wo nicht das einzige, doch wenigstens das vornehmste Mittel sey, wodurch die Kosmopoliten den ihnen zugeschriebenen großen Einfluß in die sublunarischen Dinge bewirkten.

Da der Erfolg, ungeachtet der glänzenden Aussichten, die den Menächmen der Kosmopoliten nichts Geringeres als das Imperium orbis zu verheißen schienen, ihren sanguinischen Hoffnungen nicht besser entsprach, als es jene (ohne ihre Feinde zu seyn oder nur einen Finger gegen sie zu rühren) voraus gesehen hatten; so wäre es ohne allen Nutzen, uns deutlicher über diesen Hergang zu erklären. Aber dieß glauben wir doch hinzu setzen zu müssen: daß man sich mächtig betrogen finden würde, wenn man sich schmeicheln wollte, mit irgend einem andern Losungsworte — zum Beispiel mit Aufklärung (das ohnehin der verunglückten Erleuchtung zu synonym ist, um sich ein viel besseres Schicksal zu versprechen), jemals glücklicher zu seyn. Denn die wahren Kosmopoliten können und werden es nicht länger zugeben, daß geheime Gesellschaften, die in ihrer ganzen innern Verfassung und in der Art und Weise, wie sie sich um das menschliche Geschlecht verdient machen wollen, so ganz das Gegentheil von ihnen sind, sich entweder ihres Namens anmaßen oder, unter welchem andern Namen es seyn möge, die Meinung von sich erwecken, als ob die Kosmopoliten mit ihnen einerlei Zweck und Mittel hätten und jemals, es sey durch den Beitritt einzelner Personen aus ihrem Mittel oder durch eine allgemeine Vereinigung, gemeine Sache mit ihnen zu machen fähig wären.

einen Schein von Rückfall in die erſte Kindheit der Aufmerkſamkeit der Verſtändigen entziehen will?

III.

Die Kosmopoliten führen den Namen der Weltbürger in der eigentlichſten und eminenteſten Bedeutung. Denn ſie betrachten alle Völker des Erdbodens als eben ſo viele Zweige einer einzigen Familie und das Univerſum als einen Staat, worin ſie mit unzähligen andern vernünftigen Weſen Bürger ſind, um unter allgemeinen Naturgeſetzen die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern, indem jedes nach ſeiner beſondern Art und Weiſe für ſeinen eigenen Wohlſtand geſchäftig iſt.

Sie ſind gleich weit von den beiden Extremen entfernt, dem Menſchen entweder die erſte Rolle im Weltall zu geben oder ſein Daſeyn für ein unbedeutendes Spiel des Zufalls, einen Traum ohne Zweck, Sinn und Zuſammenhang anzuſehen. Ohne ſich der unmöglichen Beſtimmung des eigentlichen Ranges, den er in der unendlichen Stadt Gottes einnimmt, anzumaßen — ohne (was eben ſo unmöglich iſt) erforſchen zu wollen, was er war, ehe er in ſeinen dermaligen Wirkungskreis geſetzt wurde, oder was er ſeyn wird, wenn er aufhört zu ſeyn, was er iſt — überzeugt ſie der Vorzug der Vernunft (die den Menſchen über alle ſeine Mitbewohner dieſes Sonnenſtaubs im Univerſum, der für uns eine Welt iſt, ſo hoch erhebt), daß der Menſch, ſeiner ſcheinbaren Kleinheit ungeachtet, nicht blos als organiſirter und belebter Stoff ein blindes Werkzeug fremder Kräfte, ſondern als denkendes und wollendes Weſen ſelbſt eine wirkende Kraft iſt und, auf dieſe zweifache Art in den allgemeinen Plan des Ganzen

verflochten, eine viel größere Rolle ſpielt, als er ſelbſt zu überſehen fähig iſt.

IV.

Aus dieſer Ueberzeugung entſpringt für die Kosmopoliten ein doppelter Grundſatz, der ſie durch ihr ganzes Leben leitet.

Der erſte iſt: Alle Beſtimmungen und Folgen ihres Daſeyns, die nicht von ihrem Willen abhangen, alles anſcheinende Böſe, das ſie entweder nicht vorausſehen können oder, wenn ſie es auch ſahen, als natürliche Folge nothwendiger Colliſionen oder Diſſonanzen nicht vermeiden konnten, kurz, Alles, was ſie, inſofern ſie bloſe Werkzeuge der Natur ſind, unfreiwillig wirken oder leiden müſſen, für etwas anzuſehen, wofür ſie ſich ſelbſt oder Andern eben ſo wenig verantwortlich ſind, als für die Wirkungen der Geſetze des Stoßes, der Schwere oder irgend ein anderes Geſetz der Natur, deſſen Wirkung nothwendig und unaufhaltbar iſt.

Der andere iſt: Alle ihre Aufmerkſamkeit ſo viel möglich auf das zu richten, was von ihrem eigenen Verſtand und Willen abhängt, was ſie gut oder übel, beſſer oder ſchlechter machen können; in allen Dingen dieſer Art, ſelbſt in Kleinigkeiten, ſich die möglichſte Vollkommenheit zum Ziel zu ſetzen und hierin mit einer deſto größern Strenge gegen ſich ſelbſt zu verfahren, je mehr Nachſicht Einer vom Andern ſich verſprechen könnte.

Die Natur (ſagen ſie) hat einem jeden Menſchen die beſondere Anlage zu dem, was er ſeyn ſoll, gegeben, und der Zuſammenhang der Dinge ſetzt ihn in Umſtände, die der Entwicklung derſelben mehr oder weniger günſtig ſind; aber ihre

dreißigtausend Thalern zusammen zu schießen, sich auch namentlich und mit ganz besonderm Nachdruck und Vertrauen an die Kosmopoliten wandte und dadurch das Daseyn dieser geheimen Gesellschaft (welches vorher noch von einigen Ungläubigen bezweifelt worden war) außer allen Widerspruch zu setzen schien.

In Kurzem erfolgte nun, was die Kosmopoliten voraus gesehen hatten. Da ihre Unsichtbarkeit nothwendig aus der Natur der Sache folgt; da überdieß keiner von ihnen ein Mitglied irgend einer andern geheimen Gesellschaft seyn kann, weil er von dem Augenblick an, da er sich zu einem solchen Schritt entschlösse, aufhörte, ein Kosmopolit zu seyn; und also, alles Forschens und leisen Anklopfens ungeachtet, die wirklichen Glieder dieses Ordens Allen, die nicht ihres Gleichen waren, verborgen blieben: so glaubten gewisse Leute, die um diese Zeit mit sehr weit aussehenden Entwürfen schwanger gingen, ein Großes zu Beschleunigung derselben zu thun und sich bei manchen einen desto leichtern Eingang zu verschaffen, wenn sie sich eines Namens, an welchen mehrere Jahre lang Niemand Anspruch zu machen schien, als einer gleichsam verlassenen Sache bemächtigten und sich, so oft es ihren Absichten zuträglich war, mit dem Kosmopoliten- oder Weltbürgertitel schmückten, um die Meinung von sich zu erwecken, als ob sie wirklich und ausschließlich im Besitze des Geheimnisses wären, wovon der Verfasser der Abderitengeschichte in einem so räthselhaften Tone gesprochen hatte.

Ob sie hierin blos als feine weltkluge Speculanten zu Werke gegangen, oder ob sie vielleicht in Allem diesem ehrlich zu seyn geglaubt und, selbst von der größten aller Zaubrerinnen getäuscht, sich wirklich eingebildet haben mögen, etwas zu seyn, was sie nicht waren, lassen wir dahin gestellt. Das

geheimen Gesellschaften, Hetärien, Orden und Verbrüderungen verschieden sind.

Andere geheime Orden sind nur darum geheim, weil sie es seyn wollen. Es hängt blos von ihnen ab, so hört ihr vorgebliches Geheimniß auf, ein Geheimniß zu seyn, und die ganze Welt weiß so viel oder wenig davon als sie selbst; kurz, um Einer von ihnen zu seyn, braucht man nur von ihnen aufgenommen und in ihren Mysterien unterrichtet zu werden.

Mit den Kosmopoliten verhält es sich gerade umgekehrt. Man wird kein Kosmopolit durch Aufnahme und Unterricht; sondern man befindet sich in ihrer Gesellschaft, weil man ein Kosmopolit ist. Man wird dazu geboren, und der hinzukommende Unterricht trägt nicht mehr dazu bei, als Nahrung und Bewegung zum Wachsthum und zur Ausbildung eines thierischen Körpers beiträgt, ohne ihn darum zu etwas Anderm machen zu können, als wozu ihm die Natur selbst die substantielle Form und innere Anlage gegeben hat.

II.

Die Kosmopoliten sind nicht nur durch keinen Eid zu Beobachtung eines unverbrüchlichen Geheimnisses gegen Alle, die nicht zu ihrem Orden gehören, verbunden: sondern sie behaupten sogar, daß keine Privatgesellschaft ohne ausdrückliche Erlaubniß des Staats, in welchem sie lebt, berechtigt seyn könne, ihren Gliedern einen solchen Eid aufzulegen; und sie erklären dergleichen geheime eidliche Verbindungen für unzulässig, wie unschuldig auch ihre ursprüngliche Absicht und Verfassung seyn möchte. Es ist augenscheinlich, sagen sie, daß eine eigenmächtige und von der höchsten Gewalt

nicht mit völliger Kenntniß der Sache autorisirte eidliche Verbindung eine Art von Zusammenverschwörung ist und einen Staat im Staat hervorbringt, der dem letztern auf vielerlei Art gefährlich und nachtheilig werden kann; zumal, wenn es blos in der Willkür der Zusammenverschwornen steht, die Anzahl ihrer Glieder auf so viele Tausende und Hunderttausende zu erstrecken, als ihnen beliebt. Nichts als die völligste Gewißheit, daß das gemeine Wesen durch kein anderes Mittel von seinem gänzlichen Verderben gerettet werden könnte, kann jemals eine solche geheime Conföderation rechtfertigen; denn ordentlicher Weise ist in keinem Staate Jemanden verwehrt, so viel Gutes zu thun, als er kann und will, insofern er nur in den Grenzen bleibt, die ihm die Verfassung und die öffentliche Ordnung und Ruhe vorschreiben. Und, gesetzt auch, diese Einschränkung wäre in einigen Staaten oder zu gewissen Zeiten so enge, daß mancher wohl gesinnte Mann nicht Alles thun könnte, wozu er einen Beruf in sich fühlt, so soll und muß er sich in dem Gedanken beruhigen, daß er als Mensch zu nichts verbunden ist, was er nicht ohne Verletzung seiner bürgerlichen Pflichten unternehmen könnte.

Die Versicherung, die eine solche zusammen verschworne geheime Gesellschaft von sich gibt, daß weder ihre Verfassung noch ihre Arbeiten dem Staate, der Religion, noch den Sitten nachtheilig sey, gesetzt auch, sie sey vollkommen aufrichtig, kann ihre Conföderation nicht unschuldiger noch rechtmäßiger machen; denn wer ist uns Bürge dafür, daß sie nicht dereinst werden, was sie jetzt nicht sind? Ueberdieß sind die Begriffe und Urtheile einzelner Menschen von so zusammengesetzten und äußerst verwickelten Gegenständen viel zu verschieden und unzuverlässig, als daß man es in einer Sache

wobei die Ruhe des Staats betroffen ist, darauf ankommen lassen könnte, ob diejenigen, die eine solche Gesellschaft leiten, immer richtig oder unrichtig urtheilen und nicht vielleicht Religion und Staat durch eben die Mittel, wodurch sie ihnen nützlich zu seyn wähnen, gegen ihre Meinung untergraben könnten.

Am allerwenigsten aber (sagen die Kosmopoliten) können sich solche zum Geheimniß verschworne Gesellschaften mit dem Beispiele der alten ägyptischen, eleusinischen und anderer Mysterien dieser Art rechtfertigen, mit welchen sie sich eine Aehnlichkeit zu geben suchen, die keinem Sachkundigen den zwischen ihnen obwaltenden wesentlichen Unterschied verbergen kann; denn jene Mysterien waren von den Gesetzgebern selbst angeordnet, machten einen Theil der politisch-religiösen Verfassung aus und standen unmittelbar unter der Oberaufsicht des Staats. Sobald die geheimen Orden sich gleicher Vorzüge werden rühmen können, wird ihnen Niemand ihre Rechtmäßigkeit streitig machen.

Das Erste also, worin sich die Kosmopoliten von allen geheimen Orden und Hetärien unterscheiden, ist, daß sie weder ein Geheimniß zu verbergen haben, noch aus ihren Grundsätzen und Gesinnungen eines machen. Die ganze Welt darf wissen, wie sie denken, was sie unternehmen, und welche Wege sie gehen. Sie lächeln über die Affectation, symbolische Bücher und Hieroglyphen aus der Kindheit der Welt herüber zu holen, um Wahrheiten, die Jedermann in der Schule schon gelernt hat, darein zu vermummen. Was für Weisheit, sagen sie, kann man sich von Männern versprechen, die mit der feierlichsten Miene von der Welt — Puppen an- und auskleiden, blinde Kuh spielen und Nadeln verstecken? Oder was für männliche Geschäfte können das seyn, die man durch

Ausbildung und Vollendung hat sie ihm selbst anvertraut. Ihm kommt es zu, was die Natur mangelhaft gelassen oder gar gefehlt hat, zu verbessern und seine Anlagen zu Kunstfertigkeiten zu erheben; es ist sein eigenes Interesse, und er kann kein angelegeneres Geschäft haben, als das Bestreben, der Vollkommenheit in seiner Art, die in gewissem Sinne keine Grenzen hat, so nahe zu kommen als möglich. Da der Plan seines Lebens nicht von ihm allein abhängt; da er zu jedem Gebrauche, den der oberste Regierer der Welt von ihm machen will, bereit seyn soll: so ist seine erste und höchste Pflicht, sich die möglichste Tauglichkeit zu erwerben.

Ein hoher Grad dieser Tauglichkeit, insofern er von Uebung, Fleiß, Anstrengung und Beharrung und also von unserem eigenen Willen abhängt, ist, was die Kosmopoliten Tugend nennen, und das Ideal derselben der Maßstab, wonach sie den Werth einzelner Personen bestimmen.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich der Unterschied zwischen Weltbewohnern und Weltbürgern. Die erstere Benennung kommt nicht nur allen Menschen, sondern selbst der ganzen Leiter der unter ihm herab steigenden Thiere zu; aber ein Bürger der Welt in der engern und edlern Bedeutung dieses Wortes kann nur derjenige heißen, den seine herrschenden Grundsätze und Gesinnungen durch ihre reine Zusammenstimmung mit der Natur tauglich machen, in seinem angewiesenen Kreise zum Besten der großen Stadt Gottes mitzuwirken. Nur der gute Bürger verdient diesen Namen vorzugsweise.

V.

Die Kosmopoliten haben und erkennen als solche keine andere Obere, als die Nothwendigkeit und das Naturgesetz

oder — was im Grunde eben dasselbe sagt — als das unerforschliche ewige Urwesen, welches der Anfang und das Ende aller Dinge ist.

Es würde ein sehr unbedeutendes Wortspiel seyn, wenn man darum auch von ihnen sagen wollte, daß sie unbekannte Obere hätten. Wie verborgen und unzugangbar uns auch der höchste Regierer des Weltalls ist, so wissen wir doch genug von seiner Regierung, um unbeschränktes Vertrauen zu ihr zu fassen, und genug von seinen Gesetzen, d. i. von dem, was in der intellectuellen und moralischen Welt, Ordnung, Uebereinstimmung und fortschreitende Vollkommenheit hervorbringt, um unsern Willen und unsere Wirksamkeit, insofern sie von unserem Willen abhängt, denselben gleichförmig zu machen.

Außer dieser Subordination herrscht unter allen Kosmopoliten eine so vollkommene Gleichheit, als mit ihrer individuellen Verschiedenheit nur immer bestehen kann. Ihre Vollmacht und Instruction erhalten sie aus den Händen der Natur. Es gibt keine andere Grade unter ihnen, als die Stufen ihrer Tauglichkeit und innern moralischen Güte. Und da sie keinen besondern geheimen Plan haben, in keiner geheimen Verbindung zu Bearbeitung weit aussehender Absichten stehen, keinen erloschenen Orden von den Todten zu erwecken, keine Kirchenvereinigungen zu Stande zu bringen suchen und nichts weniger im Schilde führen, als die Welt nach ihrem Sinne reformiren und vermittelst einer künstlich ausgedachten Maschinerie, die eine unaufhörliche Aufsicht und Nachhülfe erfordert, nach jesuitischer Art und Kunst regieren zu wollen; kurz, da sie keinen Staat im Staate vorstellen und von keinem gemeinschaftlichen Ordensinteresse wissen, welches mit dem Interesse der bürgerlichen oder kirchlichen Gesellschaft in

Collision kommen könnte oder wohl gar in einer beständigen absichtlichen Opposition mit demselben stände: so ist klar, daß sie keiner besondern Constitution, keiner hochwürdigen Obern, keiner geheimen Canzlei, keines Säckelmeisters und keiner gemeinschaftlichen Casse nöthig haben.

VI.

Dieses Allen ungeachtet ist in buchstäblichem Verstande wahr, was an einem andern Orte schon vor vierzehn Jahren von ihnen gesagt wurde, nämlich: daß sie, trotz aller Entfernung von Raum und Zeit, in der engsten Verbindung mit einander stehen, ohne Schiboleth oder abgeredete Zeichen einander bei der ersten Zusammenkunft erkennen und sogleich die besten und vertrautesten Freunde sind. Das ganze Geheimniß liegt in einer gewissen natürlichen Verwandtschaft und Sympathie, die sich im ganzen Universum zwischen sehr ähnlichen Wesen äußert, und in dem geistigen Bande, womit Wahrheit, Güte und Lauterkeit des Herzens edle Menschen zusammen kettet. Ich kenne kein stärkeres: wenigstens bedürfen die Kosmopoliten kein anderes, um eine Gemeinheit auszumachen, die an Ordnung und Harmonie alle andere menschliche Gesellschaften übertrifft.

VII.

Aus dem bisher Gesagten erhellet schon von selbst, daß die Kosmopoliten über das, was der Zweck ihres Ordens sey, nie in die seltsame Verlegenheit gerathen können, worin man wohl eher andere ansehnliche und weltberühmte Gesellschaften gesehen hat. Nie werden sie allgemeine oder besondere Synoden

ausschreiben müssen, um das Geheimniß ihres Geheimnisses ausfindig zu machen und auf die Fragen: wer sind wir? was wollen wir? wo kommen wir her? und wo zielen wir hin? wenigstens sich selbst eine befriedigende Antwort geben zu können. Es gibt in ihrem Mittel keine verschiedene Meinungen über ihren Zweck, keine Parteien, die nicht etwa nur in Vorstellungsarten verschieden, sondern sogar die Antipoden von einander sind und, wiewohl sie äußerlich ein Ganzes auszumachen scheinen, innerlich in einem so schlimmen Verhältniß mit einander stehen, daß der Zweck der Einen ist, das Werk der Andern zu zerstören. Die Kosmopoliten, so viele ihrer in der Welt verstreut leben, sind alle zusammen, in der schärfsten Bedeutung dieser Redensart, ein Herz und eine Seele: denn sie haben nur einen gemeinschaftlichen Zweck, an welchem sie alle, ohne Geräusch, ohne das klappernde Getöse eines schwerfalligen Räderwerks, im Verborgenen, wiewohl von Jedermann gesehen, jeder nach dem Maße seiner Kräfte und Mittel und nach dem Standpunkte, worauf er gesetzt ist, ruhig fortarbeiten.

Dieser Zweck ist an sich der einfachste, unschuldigste und wohlthätigste, der sich denken läßt; denn er ist weder mehr noch weniger, als was in folgender Formel enthalten ist: „Die Summe der Uebel, welche die Menschheit drücken, so viel ihnen, ohne selbst Unheil anzurichten, möglich ist, zu vermindern und die Summe des Guten in der Welt nach ihrem besten Vermögen zu vermehren.“ Sie sind sich bewußt, daß sie in jedem Augenblicke ihres Lebens den reinen und festen Willen haben, sich zu diesem Zwecke zu verwenden, der, ihrer Ueberzeugung nach, der Zweck ihres Daseyns ist und mit dem großen und letzten Zweck des ganzen Weltalls im reinsten Einklange steht. Sie können, als Menschen wie

Andere, im Besondern des besten Mittels oder des rechten Maßes oder der schicklichsten Zeit verfehlen, wiewohl ihnen dieß unendlich seltener als Andern begegnet: aber ihr Zweck ist immer der einzig wahre; und da eines ihrer Grundgesetze ist, nichts Gutes durch gewaltsame oder hinterlistige oder zweideutige, geschweige schändliche Mittel bewirken zu wollen, so ist es, wie gesagt, blos eine Folge der Schranken unserer Natur, wenn sie in besondern, oft sehr verwickelten Fällen ihres edeln Zwecks verfehlen. Dieser Fall muß bei ihnen nothwendig um so seltner seyn, da sie im Urtheilen von keinen Vorurtheilen und Wahnbegriffen, im Handeln weder von Nebenabsichten noch Leidenschaften getäuscht und irre geführt werden. Sie haben also den Vorzug vor Andern, daß nicht nur ihre Art zu denken immer gesund, und ihr Zweck immer lauter ist, sondern daß sie auch, so viel es das Loos der Menschheit zuläßt, ihren Grundsätzen immer gemäß handeln und daher immer sicher seyn können, das Gute wirklich zu thun, das sie thun wollen.

VIII.

Unter welcher Staatsverfassung ein Kosmopolit leben mag — es sey nun, daß er hierin blos von der Nothwendigkeit oder durch seine eigene Wahl bestimmt worden sey — so lebt er immer als ein guter und ruhiger Bürger. Die Grundsätze und Gesinnungen, die ihn zum Weltbürger machen, sind auch die Grundlage seines Wohlwollens gegen die besondere staatsbürgerliche Gesellschaft, deren Mitglied er ist; aber sie sind es auch, was den Wirkungen dieses Wohlwollens Schranken setzt.

Was man in den alten griechiſchen Republiken und bei den ſtolzen Bürgern jener Stadt, die zur Herrſchaft über die Welt geſtiftet zu ſeyn glaubte, Vaterlandsliebe nannte, iſt eine mit den kosmopolitiſchen Grundbegriffen, Geſinnungen und Pflichten unverträgliche Leidenſchaft. Kein Römer konnte ein Kosmopolit, kein Kosmopolit ein Römer ſeyn. Der einzige Pomponius Atticus machte vielleicht eine Ausnahme. Aber er war auch in der That, nach ſeinem Beinamen, mehr Athener als Römer; und was konnte er in ſeinen Verhältniſſen während des Sturms, der die ariſtokratiſche Demokratie in Rom umſtürzte, Weiſeres und Beſſeres thun, als ſich auf die Erfüllung ſeiner weltbürgerlichen Pflichten einzuſchränken?

Der Kosmopolit befolgt alle Geſetze des Staats, worin er lebt, deren Weisheit, Gerechtigkeit und Gemeinnützigkeit offenkundig iſt, als Weltbürger und unterwirft ſich den übrigen aus Nothwendigkeit. Er meint es wohl mit ſeiner Nation; aber er meint es eben ſo wohl mit allen andern und iſt unfähig, den Wohlſtand, den Ruhm und die Größe ſeines Vaterlandes auf abſichtliche Uebervortheilung und Unterdrückung anderer Staaten gründen zu wollen.

Die Kosmopoliten laſſen ſich daher niemals in beſondere Verbindungen ein, die mit der Ausübung dieſer Geſinnungen unverträglich wären. Sie entziehen ſich aller Theilnehmung an einer Staatsverwaltung, wobei ihnen die entgegengeſetzten Maximen als Grundregeln vorgeſchrieben würden. Wenn es daher in irgend einem Staate von nicht ganz unbeträchtlicher Größe etwas noch Selteneres geben könnte, als einen Miniſter, der ein Kosmopolit wäre, ſo wär' es, wenn dieſer Miniſter ſich zehn Jahre lang hinter einander an ſeiner Stelle erhalten hätte.

IX.

Der Kosmopolit ist, vermöge seiner wesentlichsten Ordenspflichten, immer ein ruhiger Bürger, auch wenn er mit dem gegenwärtigen Zustande des gemeinen Wesens nicht zufrieden seyn kann. Aber, wiewohl dieses Letztere (aus einem Mangel an objectiven Beweggründen, woran er keine Schuld hat) zuweilen der Fall seyn muß; wiewohl er, mit dem besten Willen von der Welt, Alles, was gut ist, gut zu heißen, die Maßregeln und Handlungen der Vorsteher des Staats nicht immer besingen und beklatschen kann, ihre Schwächen, Untugenden, Schiefheiten, Mißgriffe, Inconsequenzen u. s. w. sehr wohl sieht und sehr ernstlich mißbilligt; — kurz, ob er gleich die Gebrechen der Staatsverfassung, Gesetzgebung, Polizei, Oekonomie und der ganzen Staatsverwaltung im Großen und Kleinen, auch vielleicht die Mittel, diesen Gebrechen abzuhelfen, kennt und nichts eifriger wünscht, als ihnen abgeholfen zu sehen; so kann man doch sicher darauf rechnen, daß er niemals, weder aus eigennützigen noch patriotischen Beweggründen, noch unter irgend einem andern Vorwande, die öffentliche Ruhe stören und irgend eine Verbesserung durch grundgesetzwidrige und gewaltsame Mittel zu bewirken trachten werde. Nie hat ein Kosmopolit an einer Zusammenverschwörung, an einem Aufruhr, an Erregung eines Bürgerkriegs, an einer gewaltsamen Revolution, an einem Königsmord absichtlichen Antheil gehabt, noch jemals diese oder ähnliche Mittel, die Welt zu verbessern, gebilligt, geschweige empfohlen und öffentlich zu rechtfertigen unternommen. Ein Timoleon, der sein Vaterland durch einen Brudermord in Freiheit setzte, Brutus und Cassius, welche Cäsarn zu einer Zeit ermordeten, da sein möglichst langes

Leben eine Wohlthat für die Welt geweſen wäre, Milton, der die Enthauptung Karls des Erſten öffentlich vertheidigte, Algernon Sidney, der gegen einen Tyrannen Alles für erlaubt hielt, waren republikaniſche Enthuſiaſten, keine Kosmopoliten.

Es fehlt zwar nicht an Beiſpielen, daß auch dieſe letztern gegen unerträgliche Mißbräuche der höchſten Gewalt, gegen politiſchen und religiöſen Deſpotismus, gegen erweislich ungerechte und unvernünftige Geſetze, gegen eine unterdrückende Staatsverwaltung heilloſer Miniſter und dergleichen in gewiſſem Sinne Partei gemacht und gearbeitet haben; aber nur, ſolange es durch rechtmäßige Mittel geſchehen konnte. In ſolchen Fällen iſt Widerſtand ſogar eine ihrer Ordenspflichten; nur ſind ihnen dazu keine andere Waffen als die Waffen der Vernunft erlaubt. Dieſe mögen ſie mit ſo viel Witz, Beredſamkeit, Scharfſinn und Stärke, als ſie nur immer in ihrer Gewalt haben, zum Beſten der guten Sache gebrauchen und in dieſer Art von Krieg, vertheidigungs- und angriffsweiſe, ſo viel Verſtand, Klugheit, Standhaftigkeit, Freimüthigkeit und Beharrlichkeit zeigen, als nur immer möglich iſt; wenn ſie Alles gethan haben, ſo haben ſie weiter nichts als ihrer Kosmopolitenpflicht genug gethan.

Aber, ſobald ſie ſehen, daß die brennenden Köpfe, die ſich etwa an die Spitze der Beſſergeſinnten und der Unterdrückten ſtellen, ſolche Wege einſchlagen, die durch ihre natürlichen Folgen den Staat gewaltſam erſchüttern müſſen; ſobald es darauf angelegt wird, die abgezielten Verbeſſerungen theurer, als ſie vielleicht werth ſind, mit dem häuslichen Glücke, dem Wohlſtand und dem Leben von Tauſenden und Hunderttauſenden zu erkaufen: dann ziehen ſie ſich zurück, arbeiten nun vielmehr, das im Staat angezündete Feuer zu

löschen, als die Flamme noch mehr anzublasen und zu unterhalten; und wenn die Stimme der Vernunft, die in allen Dingen Mäßigung gebietet, nicht mehr gehört wird, stehen sie lieber von allem Wirken ab, ehe sie Gefahr laufen wollten, wider ihre Absicht Schaden zu thun, und werden nicht eher wieder thätig, bis die Zeit gekommen ist, nach einem bessern Plane wieder aufzubauen, was unter den wilden Bewegungen des fanatischen Parteigeistes und des wüthenden Kampfes der willkürlichen Macht, die, sich zu erhalten, mit der beleidigten Menschheit, die sich frei zu machen und zu rächen sucht, zu Trümmern gehen mußte.

X.

Man hat den Kosmopoliten dieses Betragen von jeher für Menschenfurcht, Kleinmuth, Mangel an Eifer für die gute Sache und eigennützigen Egoismus ausgedeutet; und in der That können Leute, die keine Kosmopoliten sind, aus Feigheit und Mangel an edeln Gefühlen sich eben so zu betragen scheinen, wie jene.

Aber es ist, nach einer alten und sehr wahren Bemerkung, nicht immer einerlei, wenn Zwei dasselbe thun; und wie (mit Hallern zu reden) ein Narr thöricht sagen kann, was ein kluger Mann weislich sprach, so kann ein Mensch von kleiner Seele auf eine schlechte Art thun, was ein edler Mensch auf seine Weise thut. Der Grund des Betragens der Kosmopoliten in den vorbesagten Fällen ist ein Princip, das unter die ersten Grundgesetze ihres Ordens gehört, nämlich: „Daß in der moralischen Ordnung der Dinge (wie in der physischen) alle Bildung, alles Wachsthum, alle Fortschritte zur Vollkommenheit durch natürliche, sanfte und von

Moment zu Moment unmerkliche Bewegung, Nahrung und Entwicklung veranstaltet und zu Stande gebracht werden muß." — Alle plötzliche Störungen des Gleichgewichts der Kräfte, alle gewaltsame Mittel, um in kürzerer Zeit durch Sprünge zu bewirken, was nach dem ordentlichen Gange der Natur nur in viel längerer Zeit erwachsen konnte, alle Wirkungen, die so heftig sind, daß man das Maß der Kraft, die zu Hervorbringung der Sache nöthig und hinlänglich ist, nicht dabei berechnen kann, sondern immer Gefahr läuft, weit mehr, als nöthig ist, zu thun — kurz, alle tumultuarische Wirkungen der Leidenschaften nach den Richtungen einseitiger Vorstellungsarten und übertriebener Forderungen, wenn sie auch am Ende etwas Gutes hervorbringen sollten, zerstören zu gleicher Zeit so viel Gutes und richten, indem sie großen Uebeln steuern wollen, selbst so großes Uebel an, daß nur ein Gott fähig ist zu entscheiden, ob das Gute oder Böse, das auf diese Art gewirkt wird, das Uebergewicht habe.

Nach den Grundbegriffen der Kosmopoliten ist daher der Gewinn, den die Menschheit durch heftige und gewaltsame Mittel, sich in einen bessern Zustand zu setzen, erhält, mehr scheinbar als wirklich. Ihrer Ueberzeugung nach verliert sie dadurch immer auf der einen Seite, was sie auf der andern gewinnt, und würde in längerer Zeit, mit unendlich weniger Aufopferungen, das nämliche Gute oder vielmehr ein weit größeres erhalten haben, wenn die Vernunft allein die Kräfte, die dazu angewendet wurden, geleitet hätte. Ja selbst diesen mehrern Aufwand von Zeit sehen sie als keinen Verlust an, da vermöge der Natur der Dinge eine größere Vollkommenheit und Dauerhaftigkeit des Guten, das auf diesem natürlichen Wege gewonnen wird, die unfehlbare Frucht desselben ist.

Uebrigens ist die anscheinende Neutralität, welche von den Kosmopoliten in den meisten Fällen, wo der Staat in Parteien zerfällt, beobachtet wird, nichts weniger als Gleichgültigkeit gegen die gute Sache; sondern gerade ihr erleuchteter und wohl geordneter Eifer für die gute Sache ist die Ursache, warum sie sich (zwei Fälle allein ausgenommen) für keine Partei erklären. Gewöhnlich liegt die gute Sache zwischen den Parteien, deren keine weder ganz Recht noch ganz Unrecht hat, mehr oder weniger in der Mitte; und die Kosmopoliten, deren Urtheil von keinen Leidenschaften verfälscht, von keinen Nebenabsichten irre geführt wird, finden bei aller ihrer anscheinenden Ruhe und Unthätigkeit tausend Gelegenheiten und Mittel, viel Böses zu verhindern und viel Gutes zu thun, die ihnen entgehen würden, wenn sie sich öffentlich und ausschließlich für eine Partei erklärten.

Ich kenne (vorberührter Maßen) nur zwei Fälle, wo die Kosmopoliten sich mit einer Partei gegen eine andere vereinigen.

Der erste ist, wenn es moralisch gewiß ist, daß ihr öffentlicher Beitritt der guten Sache wirklich den Ausschlag geben würde; der andere, wenn eine offenbar Unrecht leidende Partei in Gefahr wäre, ohne ihren Beistand gänzlich unterdrückt zu werden, oder wenn eine Partei die andere mit einer die Menschlichkeit empörenden Grausamkeit behandelte. So konnte z. B. in den niederländischen Unruhen unter Philipp dem Zweiten und seinem teuflischen Werkzeuge, dem Herzog von Alba, kein Kosmopolit anders als Partei gegen diese Unmenschen nehmen. So würde (als ein Beispiel des ersten Falles), wenn die künftigen Repräsentanten der französischen Nation auf den guten Gedanken kämen, der willkürlichen Gewalt des Königs und seiner Minister

zweckmäßige und der Natur ihres Staates angemeſſene Schranken zu ſetzen, kein Kosmopolit einen Augenblick anſtehen können, dieſe Partei, ſolange ſie in den oben bezeichneten Grenzen bliebe, aus allen ſeinen Kräften zu unterſtützen.

XI.

Die Kosmopoliten behaupten, es gebe nur *eine* Regierungsform, gegen welche gar nichts einzuwenden ſey, und dieß iſt, ſagen ſie, die Regierungsform der Vernunft. Sie beſtände darin, wenn ein vernünftiges Volk von vernünftigen Vorgeſetzten nach vernünftigen Geſetzen regiert würde. — Es braucht wohl kaum erinnert zu werden, daß das Wort vernünftig hier in ſeiner eigentlichen Bedeutung genommen wird, nicht in der, wo es die bloſe Fähigkeit, vernünftig zu werden, ſondern in der, wo es die wirkliche Thätigkeit der Vernunft und die volle Ausübung der ihr zuſtehenden Herrſchaft über den thieriſchen Theil der menſchlichen Natur bezeichnet.

Daß dieſe Regierungsform noch unter die Dinge gehöre, die zwar Jedermann in gewiſſen Augenblicken wünſcht, die aber noch nie da geweſen ſind, wird ſchwerlich irgend ein vernünftiger Menſch zu leugnen begehren. Aber, daß ſie nicht nur möglich ſey, ſondern daß alle bürgerliche Geſellſchaft, vermöge einer innern Nothwendigkeit, nach ihr ſtrebe und — wie langſam auch immer der Fortſchritt ſeyn mag — ihr mit der Zeit immer näher komme, iſt ein Lieblingsgeſetz der Kosmopoliten, deſſen Wahrheit auf keinem ſchwächern Grunde beruht, als auf dem großen, ihrer Meinung nach unumſtößlichen moraliſchen Axiom: „Daß, vermöge einer unfehlbaren

Veranſtaltung der Natur, das menſchliche Geſchlecht ſich dem Ideal menſchlicher Vollkommenheit und daraus entſpringender Glückſeligkeit immer nähere, ohne es jemals zu erreichen."

Ihrer Meinung nach ſind alle bisher bekannte Regierungsformen eben ſo viele natürliche Stufen, auf welchen die menſchliche Geſellſchaft zur vollkommenſten, zur Regierung der Vernunft empor ſteigt. Eine jede derſelben bildete ſich anfangs auf eine blos natürliche Art gleichſam von ſelbſt, war faſt immer das Werk zufälliger Urſachen, momentaner Bedürfniſſe, perſönlicher Vorzüge und Verdienſte auf Seiten der Regenten, freiwilliger Zuneigung oder Dankbarkeit auf Seiten des Volks. Jede war den beſondern Umſtänden des letztern, der niedrigern oder höhern Stufe ſeiner Cultur, dem Himmelsſtrich, unter welchem es wohnte, der Lage und phyſiſchen Beſchaffenheit des Landes, der Nahrung und Lebensweiſe, dem National-Temperamente u. ſ. w. bald mehr bald weniger angemeſſen.

In jenen älteſten Zeiten, die man mit Recht die Kindheit der Welt nennt, wirkte die Vernunft meiſtens nur als Inſtinct. Die Menſchen, noch Kinder an Erfahrung, ſinnlich, lebhaft, leichtſinnig, unruhig und ungeduldig wie die Kinder, ſorgten immer nur für den gegenwärtigen Augenblick und ſahen wenig mehr als Kinder — von der Zukunft, d. i. von den natürlichen, aber langſamen Folgen des Gegenwärtigen, voraus. Wenige unter den Völkern der ältern Zeiten wußten den Werth der Freiheit gehörig zu ſchätzen; noch wenigere wußten Freiheit mit bürgerlicher Ordnung und die Künſte des Kriegs (der gewiſſermaßen der natürliche Zuſtand roher Menſchen iſt) mit den Künſten des Friedens zu verbinden. Die Griechen wußten es, und durch ſie —

deren Verdienste um die Menschheit nie genug erkannt werden können — wurde Europa nach und nach, was es ist und vermuthlich immer bleiben wird, das wahre Vaterland der Künste und Wissenschaften, der Welttheil, worin die Cultur aufs Höchste gestiegen, und der, wiewohl der kleinste, kraft der unendlichen Obermacht, welche seine Bewohner durch die ungleich größere und immer fortschreitende Ausbildung aller menschlichen Naturfähigkeiten über die übrigen Völker des Erdbodens erhalten, auf immer der herrschende geworden ist.

Aus bekannten Ursachen erfolgte indessen die eben so bekannte Wirkung, daß — bei dem schnellsten Fortschritte der Cultur in einzelnen Künsten und Wissenschaften, die von der Erfindsamkeit, der Betriebsamkeit, dem hartnäckigen Fleiß und dem Wetteifer, den die Mitbewerbung hervorbringt, abhangen — die höchste Kunst aller Künste, die königliche Kunst, Völker durch Gesetzgebung und Staatsverwaltung in einen glücklichen Zustand zu setzen und darin zu erhalten, verhältnißmäßig am weitesten zurück geblieben ist. Noch immer liegt der größere und schönere Theil von Europa unter einem die edelsten Kräfte der Menschheit erstickenden Drucke, dem schweren Druck der Ueberreste der barbarischen Verfassung, der Unwissenheit und der Irrthümer eines rohen und finstern Jahrtausends. Noch sind in einigen unsrer mächtigsten Reiche die Rechte des Throns nicht aus einander gesetzt, nicht gegen einander abgewogen und dem ersten Grundgesetz aller bürgerlichen Gesellschaft gemäß bestimmt. Noch gibt es Staaten, wo nicht die allgemeine Vernunft, sondern der oft sehr blödsichtige Verstand und der schwankende Wille eines Einzigen oder der Wenigen, die sich seiner Autorität zu bemächtigen wissen, die Quelle der Gesetze ist. Noch wird das, was man Justizpflege nennt, in den meisten Ländern durch

barbarische oder schlecht zusammen hangende und auf Zeit und Umstände übel passende Gesetze geschändet. Noch ist in vielen Staaten nichts ungewisser, als die Sicherheit des Eigenthums, der Ehre, der Freiheit und des Lebens der Bürger. — Und Alles dieß in Europa! in einem Jahrhundert, wo Kunst und Wissenschaft, Geschmack, Aufklärung und Verfeinerung in verhältnißmäßig kurzer Zeit Stufen erstiegen haben, von deren Höhe man mit einer Art von Schwindel auf die vorigen Jahrhunderte herunter sieht!

Aber auch in diesen wichtigen und zum Glück der Völker so wesentlichen Stücken scheint sich (wenn uns unser Vertrauen nicht betrügt) der gegenwärtige Zustand von Europa einer wohlthätigen Revolution zu nähern; einer Revolution, die nicht durch wilde Empörungen und Bürgerkriege, sondern durch ruhige, unerschütterlich standhafte Beharrlichkeit bei einem pflichtmäßigen Widerstand — nicht durch das verderbliche Ringen der Leidenschaften mit Leidenschaften, der Gewalt mit Gewalt, sondern durch die sanfte, überzeugende und zuletzt unwiderstehliche Uebermacht der Vernunft bewirkt werden wird; kurz, einer Revolution, die, ohne Europa mit Menschenblut zu überschwemmen und in Feuer und Flammen zu setzen, das bloße wohlthätige Werk der Belehrung der Menschen über ihr wahres Interesse, über ihre Rechte und Pflichten, über den Zweck ihres Daseyns und die einzigen Mittel, wodurch derselbe sicher und unfehlbar erreicht werden kann, seyn wird. — Was zu diesem Ende im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts schon geschehen, ist bekannt: was im Werden ist, wird vielleicht noch vor Verfluß desselben entschieden und von den wichtigsten Folgen seyn; und man kann sich darauf verlassen, daß die Kosmopoliten bei Allem diesem keine müßige Zuschauer abgeben.

XII.

Es erhellet aus dem vorhin Geſagten, daß die Kosmopoliten die noch jetzt beſtehenden Regierungsformen, ſo zu ſagen, als bloſe Gerüſte zu Aufführung jenes ewig beſtehenden Tempels der allgemeinen Glückſeligkeit betrachten, woran in gewiſſem Sinne alle vorgehende Jahrhunderte gearbeitet haben.

Aber Deſpotismus iſt nach ihren Begriffen eine barbariſche Regierungsform, welche, um lange beſtehen zu können, Umſtände und Bedingungen vorausſetzt, die bei den aufgehellteren Nationen Europens nicht mehr denkbar ſind. Ueberhaupt iſt er dieſem Welttheile, ſelbſt in den Zeiten, die der Cultur und Aufklärung vorher gegangen, immer unbekannt geweſen. Jahrtauſende lang war Freiheit das Element ſowohl ſeiner rohen, als ſeiner policirten und gebildeten Bewohner. Alle Stifter der heutigen europäiſchen Reiche waren Anführer freier Menſchen; und wo findet ſich (ein einziges nordiſches ausgenommen) eine öffentliche Acte, wodurch in einem der übrigen das Volk förmlich und feierlich ſeinem Freiheitsrecht entſagt hätte? Kann nicht vielmehr im Gegentheil aus der Geſchichte deutlich dargethan werden, daß Alles, was der Thron in einigen Staaten über die unleugbaren Rechte der Nation gewonnen hat, entweder hinterliſtig erſchlichen oder gewaltſamer Weiſe uſurpirt und erzwungen worden iſt? Aber, könnte man auch beweiſen, daß unſere Vorfahren jemals dumm genug geweſen wären, in ihre Unterdrückung einzuwilligen und es auf die bloſe Willkür eines oder mehrerer Menſchen ankommen zu laſſen, wie er oder ſie über ihre Perſonen und ihr Eigenthum ſchalten wollten; was könnte eine ſolche Thatſache im Wege des Rechts den

Ansprüchen ihrer Nachkommenschaft schaden? Gegen die ewigen Gesetze der Vernunft, gegen die wesentlichen Rechte der Menschheit, gilt kein Verzicht, keine Verjährung, keine Verabsäumung der Gelegenheit, sie geltend zu machen oder anzusprechen. Das Erste, was Menschen, unter welcher Regierungsverfassung sie leben, zu fordern haben, und was ihnen nur ein erklärter Tyrann streitig machen könnte, ist, „Menschen zu seyn," — und Menschen können sie nicht seyn, wenn sie Sklaven sind.

Die Anwendung dieser großen Grundwahrheit, die auch der schamloseste Schmeichler und verworfenste Knecht der Gewalthaber zu leugnen sich nicht unterstehen darf, ist reich und fruchtbar an eben so unleugbaren Folgerungen, die den Kosmopoliten gegründete Hoffnung geben, daß Europa zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts dem, was sie die Regierungsform der Vernunft nennen, um ein Großes näher gekommen seyn werde, als es dermalen ist. Das wohlthätige Licht, das sich immer weiter über diesen Welttheil ausbreitet, immer tiefer eindringt und auch das vorgebliche heilige Dunkel der falschen Staatskunst bis in seine geheimsten Höhlen und Winkel durchleuchtet, wird die Völker sowohl als die Regenten immer besser und gründlicher, jene über den Umfang ihrer Rechte und die Grenzen ihrer Pflichten, diese hingegen, umgekehrt, über die so oft überschrittenen Schranken ihrer Rechte und die so oft vergessene Größe ihrer Pflichten belehren. Jene werden einsehen lernen, daß nur ein Blödsinniger sich zumuthen läßt, Gold für gelbe Blätter hinzugeben und sich vor Blitzen von Bärlappenstaub zu fürchten; — daß nur Schafe einem Herrn unterthänig sind, der sie blos darum weiden läßt, um sie zu scheren und, sobald es ihm einfällt oder gelegen ist, abzuschlachten; — und daß es

nur an ihnen liegt, Spinnefäden, die sie in einer seltsamen Verblendung für unzerreißliche Stricke gehalten haben, für Spinnefäden zu erkennen. Auf der andern Seite wird die allmächtige Noth endlich auch den Regenten, die dessen bedürfen, die Augen öffnen und sie aus der traumähnlichen Täuschung erwecken, worin die meisten von ihnen ihr eigenes wahres Interesse von jeher so sehr verkannt haben. Aus innerster Ueberzeugung, daß es für die Inhaber der obersten Staatsgewalt unendliche Mal besser ist, über freie, thätige und glückliche Menschen, als über thierische, muthlose, langsam verhungernde Sklaven — besser, über volkreiche, blühende und überall durch die Wirkungen des Fleißes, der Betriebsamkeit, der Künste und des Reichthums verschönerte Länder, als über armselige Hütten und verwildernde Einöden zu regieren — werden sie sich willig der verhaßten Macht, gegen ihre Absicht Unheil anzurichten, entäußern, um desto unbeschränkter nichts als Gutes thun zu können; und indem sie sich einer Art von Gewalt, die keinem Gott, geschweige einem Menschen zukommen kann, begeben, werden sie aus innerer Ueberzeugung nichts verlieren, wohl aber sehr viel zu gewinnen glauben.

Es wäre wohl zu sanguinisch gehofft, wenn wir uns eine so wohlthätige Revolution von einem großmüthigen Entschluß, ihren eigenen Vortheil dem allgemeinen Besten aufzuopfern, versprechen wollten; aber, da sie so augenscheinlich ihr eignes höchstes Interesse ist, so läßt sich mit bestem Grund erwarten, daß die Zeit, wo eine so evidente Wahrheit auch bis zu ihnen durchdringen wird, nicht mehr so ferne sey, als viele Kleingläubige sich einbilden. Noth lehrt nicht nur beten; sie lehrt auch denken: und wenn man erwägt, wie groß und wie ausgebreitet oft der Nutzen eines

einzigen vernünftigen Gedankens ist, den ein Regent zu rechter Zeit hat; so können die Freunde der Menschheit nicht umhin, sich zu freuen, daß manche es so eifrig darauf angelegt zu haben scheinen, sich recht bald in diese heilsame Nothwendigkeit zu setzen.

XIII.

Da die vernunftmäßigste Verfassung und Regierung der Völker, welcher (nach dem System der Kosmopoliten) der ganze Zusammenhang der menschlichen Dinge mit langsamen, aber desto festern Schritten sich nähert, durch nichts mehr beschleunigt werden kann, als durch die möglichste Cultur der Vernunft, die möglichste Ausbreitung aller Grundwahrheiten, die möglichste Publicität aller Thatsachen, Beobachtungen, Entdeckungen, Untersuchungen, Vorschläge zu Verbesserungen oder Warnungen vor Schaden, deren Bekanntmachung einzelnen Gesellschaften und Staaten oder dem menschlichen Geschlechte überhaupt nützlich seyn kann; so betrachten die Kosmopoliten die Freiheit der Presse, ohne welche dieß Alles nicht bewerkstelliget werden könnte, als das dermalige wahre Palladium der Menschheit, von dessen Erhaltung alle Hoffnung einer bessern Zukunft abhängt, dessen Verlust hingegen eine lange und schreckliche Folge unabsehbarer Uebel nach sich ziehen würde.

Man beurtheile diese Sache weder einseitig noch obenhin! Wir wissen, was sich in einer lustigen Laune darüber witzeln oder in einer finstern darüber seufzen läßt; und eben so bekannt sind uns die mehr oder weniger scheinbaren Gründe, womit man eine vorgebliche Nothwendigkeit, der Preßfreiheit willkürliche Schranken zu setzen, aufstutzen und anstreichen

will. Aber ſie fallen von ſich ſelbſt zuſammen, wenn man bedenkt, daß die Freiheit ſelbſt verloren iſt, ſobald ihr andere und engere Schranken geſetzt werden, als die Natur der Sache zuläßt. Nun iſt aber ſchon längſt unumſtößlich erwieſen, daß man der Preßfreiheit (ohne ſie nach und nach ſo lange zu beſchneiden, bis nichts mehr von ihr übrig-bliebe) gar keine andere Schranken ſetzen darf, als diejenigen, die jedem Schriftſteller, Buchhändler und Buchdrucker durch das gemeine bürgerliche und peinliche Recht geſetzt ſind. Alle Schriften nämlich, deren Bekanntmachung in jedem policirten Staate, wie groß auch die perſönliche Freiheit in demſelben ſeyn mag, ein Verbrechen iſt und es vermöge der Natur der Sache ſeyn muß — alſo Schriften, welche ſolche directe Beleidigungen einzelner benannter oder deutlich bezeichneter Perſonen enthalten, die in den bürgerlichen Geſetzen verboten und verpönt ſind — Schriften, welche geradezu Aufruhr und Empörung gegen die geſetzmäßige Obrigkeit zu erregen ſuchen — Schriften, welche geradezu gegen die geſetzmäßige Grundverfaſſung des Staats gerichtet ſind — Schriften, welche geradezu auf den Umſturz aller Religion, Sittlichkeit und bürgerlichen Ordnung arbeiten — alle ſolche Schriften ſind in jedem Staat eben ſo gewiß ſtrafwürdig als Hochverrath, Diebſtahl, Meuchelmord u. ſ. w. Aber das Wörtchen *direct* oder *geradezu* iſt hier nichts weniger als müßig; es iſt ſo weſentlich, daß die ganze Strafwürdigkeit einer angeklagten Schrift gänzlich auf ihm beruhet. Denn, ſobald es irgend einem beſtellten Büchercenſor oder dem bürgerlichen Richter erlaubt wäre, eine Schrift durch Folgerungen, die von ſeiner Vorſtellungsart, ſeiner beſondern Meinung oder ſeinen Vorurtheilen, dem Grade ſeines Verſtandes oder Unverſtandes, ſeiner Sachkenntniß oder Unwiſſenheit, der Schiefheit

oder Richtigkeit seines innern Auges, der Lauterkeit oder Verdorbenheit seines Gefühls und Geschmacks abhingen, zu richten — welches Buch wäre vor der Verdammung sicher? Und wissen wir nicht aus der Erfahrung, daß in Ländern, wo eine so willkürliche Censur herrscht, gerade die vortrefflichsten Bücher die ersten sind, die in das Verzeichniß der verbotenen gesetzt werden?

Es sey also, daß man, um ein Amt mehr zu haben, einen Büchercensor bestellen will, oder daß die Untersuchung über Schriften, die als verbrecherisch angegeben werden, dem ordentlichen Richter überlassen bleibt; immer ist unleugbar, daß jener nur solche Bücher verbieten kann, dessen Verfasser dadurch ein Verbrechen begangen hat, worüber dem bürgerlichen Richter die Erkenntniß zusteht. Ueber die Frage, ob der Inhalt des Buches alt oder neu, interessant oder unbedeutend, nützlich oder schädlich sey, ob der Autor wohl oder übel raisonnire, hat kein anderer Censor zu erkennen als das Publicum und die Zeit, welche die entscheidenden Stimmen sammelt und bekannt macht; viel weniger kann aus irgend einem solchen Vorwand ein Buch mit Gewalt unterdrückt werden, ohne sich an den wesentlichsten Rechten der Gelehrten-Republik zu vergreifen, die (eben so wie die christliche) vom Staat ganz unabhängig ist, solange sie nichts gegen seine Grundsätze unternimmt. Die Wissenschaften, die Literatur und die Buchdruckerkunst, die edelste und nützlichste aller Erfindungen, die seit Erfindung der alphabetischen Schreibekunst gemacht worden sind, gehören nicht diesem oder jenem Staate, sondern dem menschlichen Geschlechte zu. Wohl dem Volke, das ihren Werth zu schätzen weiß, sie aufnimmt, pflegt, aufmuntert, schützt und in der Freiheit, die ihr Element ist, ungehindert leben und weben läßt!

Vor allen andern Völkern hat die deutſche Nation vorzüglich Urſache, eine Beſchützerin der Preßfreiheit zu ſeyn; ſie, in deren Schoße zuerſt die Erfinder der Typographie und bald darauf die muthvollen Männer entſtanden ſind, die blos durch den freien Gebrauch, den ſie von jener machten, fähig wurden, die Hälfte Europens von der Tyrannei des römiſchen Hofes zu befreien, die Rechte der Vernunft gegen uralte Vorurtheile zu behaupten und den unabhängigen Geiſt der Unterſuchung, der nach und nach über alle Gegenſtände der menſchlichen Kenntniß ein ſo wohlthätiges Licht verbreitete, aus einem mehr als tauſendjährigen Schlummer aufzuwecken. Wie übel ſtände es uns an, unſere eigenen Wohlthaten wieder zurück nehmen, den Fortgang der Wiſſenſchaften mitten in ihrem munterſten Lauf aufhalten und der Aufklärung, der wir ſo viel Gutes ſchon zu danken haben, und von welcher wir und unſere Nachkommen noch ſo viel Beſſeres uns verſprechen dürfen, unnatürliche Grenzen ſetzen zu wollen, da ſie doch vermöge der Natur des menſchlichen Geiſtes eben ſo grenzenlos iſt als die Vollkommenheit, wozu die Menſchheit mit ihrer Hülfe gelangen kann und ſoll!

Uebrigens werden die Kosmopoliten nie ein Geheimniß daraus machen, daß die Preßfreiheit keinen eifrigern Verfechter haben kann, als ihren Orden; da ſie in der That das einzige Mittel iſt, wodurch er zur Beförderung ſeines oben angezeigten Zwecks in einem größern und ſeinen Kräften angemeſſenen Kreiſe thätig ſeyn und dadurch eine ſeiner weſentlichſten Pflichten erfüllen kann. Wahrlich, wenn diejenigen, die kein höheres Intereſſe kennen als Wahrheit, nicht frei ſollten reden dürfen, „ſo müßten endlich — die Steine zu ſchreien anfangen.“

Anmerkungen.

Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen.

(Aus der Gruber'schen Ausgabe von 1821 aufgenommen.)

Wenn Wieland bei dem neuen Abdruck dieser Abhandlung im Jahr 1797 den Leser bittet, nicht außer Acht zu lassen, daß der größte Theil derselben im Jahr 1787 geschrieben sey; so muß dieß bei einem wiederholten Abdruck im Jahr 1821 mancherlei Betrachtungen veranlassen: denn wem kann es gleichgültig seyn, ob die, wahrscheinlich durch französische Bulletins so beliebt gewordenen retrograden Bewegungen auch in diesem Punkte Freunde gefunden haben? Theologen und Aerzte, Philosophen und Aesthetiker wetteiferten mit einander, uns in die angenehmen Schatten der Vorwelt zurückzuführen, und wir wissen Alle, daß es Vielen mit der Vernunft erging, wie den Kindern, die den ausgehenden Vater quälen, daß er sie mitnehme, anfangs vor Freuden voraus springen, allmählich zurückbleiben, nun alle Augenblicke fragen, ob sie nicht bald an Ort und Stelle sind, und endlich auf halbem Wege weinend bitten, sie wieder zur Mutter zurückzubringen. Andern, schon Erwachsenen, ging es wie Petern in der Fremde, von welchem der wackere Meister Grübel erzählt. Er war so weit gegangen, bis er an eine Stelle kam, wo sich der Weg schied, und da er nun nicht wußte, ob rechts oder links, und ihm dabei bedenklich vorkam, daß es zwar jetzt noch nicht schneie, aber bald schneien könne, so hielt er's für viel sicherer, lieber gerades Wegs wieder umzukehren und ganz zu Hause zu bleiben. Peters argumentum ex tuto hat durch die französische Revolution und ihre Folgen eine bis zum Erstaunen weit ausgebreitete Wirksamkeit erhalten. Nur Wenige von denen, die an den Scheideweg kamen, hatten Muth genug, auf gut Glück vorwärts zu gehen, die Meisten stutzten, und, statt zu überlegen, ob rechts oder links, fragten sie: vor- oder rückwärts? Halb Europa steht bedenklich an

dieſem Punkte ſtill, und Manche ſind der Meinung, daß dieß der Vernunft nichts Gutes bedeute. So argwöhniſch oder furchtſam bin ich aber nicht; denn es fehlt doch auch gar viel, daß die Vernunftſcheu unſerer Zeit allgemeiner wäre, als die Herrſchaft der Vernunft oder auch nur die Liebe zu ihr jemals geweſen iſt. Wie Viele auch ihre geheimen Gründe haben mögen, zu wünſchen, daß (nach einer ſehr mißverſtandenen Stelle) die Vernunft gefangen werde unter den Gehorſam des Glaubens; wie Viele auch (vergeſſend der alten Schmach und Bedrückung) eine Hierarchie zurückſehnen mögen, während Andere die Reformation bald als einen Abfall von dem Chriſtenthume, bald gar von dem — deutſchen Reiche darſtellen: ſo lange ſie nicht bewerkſtelligen können, daß America nicht entdeckt iſt, daß die Griechen von den Türken nicht vertrieben ſind, daß Copernicus, Galilei, Newton, Lavoiſier nicht gelebt haben, daß der Orient durch viele Reiſen und der Engländer Eroberungen in Oſtindien nicht bekannter, hiſtoriſche Kritik nicht geübt worden iſt; ſo lange iſt auch an Unterdrückung der Vernunft nicht zu denken. Menſchen, bei denen die Phantaſie ſtatt der Vernunft, dunkle Gefühle ſtatt heller Begriffe herrſchen, wird es zu allen Zeiten geben; haben aber die, die wir aus der nächſten Vergangenheit kennen, mehr als ein vorübergehendes Aufſehen erregt? Hat ſich die Bewunderung nicht bald in Verwunderung aufgelöst? Schlimmer aber ſcheint freilich etwas, als es ſonſt war. An die Stelle blinder Glaubenseiferer, die ſich ſelten gemacht haben, ſind Sophiſten getreten, die mit dialektiſch-rhetoriſchen Kunſtſtücken aller Art dem blos Poſitiven den Schein der Philoſophie ankünſtelten; Staatsmänner haben Gefahr in der Abweichung vom Poſitiven finden wollen; und ſelbſt Regierungen ſollen an der Zeit ſo irre geworden ſeyn, daß ſie bei der Kriſis derſelben eine Neigung zu der alten Hierarchie empfunden hätten. Wenn nun dieſe Alle ſich die Hand böten, könnte daraus nicht ein gefährliches Bündniß gegen die Vernunft entſtehen? — Allerdings nicht unmöglich; mit Gewißheit aber auch vorauszuſagen, daß es nicht ſiegen werde. Die Vernunft dulde nur auch nicht, daß Schwärmerei ihre Maske vornehme; denn was hat der guten Sache der Vernunft in unſerer Zeit geſchadet als dieß? Vernunft iſt zwar wohl vereinbar mit Begeiſterung, aber eben ſo wenig mit Schwärmerei (welche Schwarm macht) als mit dialektiſchen Fechterſtreichen (durch die man in dem Schwarme ſeinen Vortheil abſieht); in ihrer Einfachheit und in der Ueberzeugung, die ſie bewirkt, daß ſie nie eine andere als die gute und gerechte Sache führen könne, darin liegt ihre Macht. Und ſo zeige ſie ſich in Wielands Abhandlung nochmals und wirke auch in unſerer Zeit — was ſie kann; nach abermals 24 Jahren aber entſcheide man darüber, ob Wieland auf die Zeit ihrer Entſtehung aufmerkſam machte, weil er glaubte,

die ſpätere Zeit ſey in der Vernunft ſo weit vorgeſchritten, daß ſie einer ſolchen Abhandlung gar nicht mehr bedurft habe.

Sendſchreiben des Verfaſſers.

S. 8. Ueber die Toleranz — Voltaire. Traité sur la Tolérance, à l'occasion de la mort de Jean Calas 1763 Ueberſetzt von Riem, Berlin 1789. — Gleichzeitig mit dieſer Schrift erſchien aber eine andere unter dem Titel: L'accord de la Réligion et de l'Humanité, worin die Verfolgung der Ketzer, als Feinde Gottes, mit Stellen des alten Teſtamentes vertheidigt wurde. — Der Verfaſſer hätte mit Recht auch behaupten können, daß Intoleranz ganz unbezweifelt ein patriſtiſches Dogma ſey; würde er aber darum ein größeres Recht zu ihrer Vertheidigung gehabt haben? Dieſe Frage muß jedem Verſtändigen ganz überflüſſig ſcheinen und würde es auch ſeyn, wenn es nicht eine Claſſe von — proteſtantiſchen — Theologen gäbe, welche ſeit der Zeit, wo die Aufklärung den Reiz der Neuheit verloren hatte, ihren Ruhm in neuer Aufſtutzung des Alten ſucht und unter dem Vorwande, das Poſitive zu ſtützen, dogmatiſch aufſtellt, was nur hiſtoriſch aufgeſtellt werden dürfte. — Wohin führt aber dieß? — Man denke an Herrn Claus Harms und ſeine 95 Theſes!

Und lieferte nicht unſere Zeit zu jedem Beiſpiele der Intoleranz, welches Wieland anführte, neue Belege? Hat man nicht auch jetzt die Juden entweder in das Chriſtenthum hinein oder aus der chriſtlichen Welt hinaus prügeln wollen? Kam nicht das Inquiſitionsgericht ebenfalls wieder zum Vorſchein? Nur ein Unterſchied ſcheint ſtattzufinden, daß nämlich die Katholiken während dieſer Zeit toleranter geworden ſind als die Proteſtanten. Man denke nur an Wien und Bayern im Gegenſatz mancher preußiſcher Synoden bei Gelegenheit der Vereinigung beider evangeliſchen Religionsparteien! Daß die alten Zionswächter auch junge Mannſchaft geſtellt haben, hat der erneute Streit über Supranaturalismus und Rationalismus bewieſen.

Welche Zeit aber hat mehr Veranlaſſung zu gegenſeitiger Toleranz gegeben als die unſrige? Im Jahr 1799 ſtand eine ruſſiſch-türkiſche Escadre vor Ancona zur Befreiung des Kirchenſtaates von katholiſchen Eroberern, und im Jahr 1814 waren es ein katholiſcher Kaiſer, ein Kaiſer von griechiſcher Religion und ein evangeliſcher König, die den Papſt nach Rom zurückbrachten.

S 8. Schon keimen im Schooße der Zukunft neue Vandalen, neue Saracenen und Türken — Wer denkt hiebei nicht unwillkürlich an den jetzigen Kampf zwischen Griechen und Türken?

S. 10. Neue Gregore u. s. w Gregorius von Nazianz in Kappadocien, wo sein Vater Bischof, und in dessen Nähe er zu Anfange des vierten Jahrhunderts geboren war, wurde selbst mehrmals Bischof, ja selbst auf kurze Zeit Patriarch von Constantinopel, zog sich aber immer wieder in die Stille zurück um ruhiger seiner Wissenschaft zu leben. Man nannte ihn vorzugsweise den Theologen, und mit Recht zählt man ihn zu den berühmtesten Kirchenlehrern. Seine erste Bildung hatte er in Kappadocien und Palästina erhalten; nachher trieb er lange Zeit die Rhetorik zu Athen, und nicht fruchtlos, wie seine zahlreichen Schriften in Prosa und Versen beweisen. Unter den fünfzehn Päpsten, welche Gregor hießen (Gregore von Rom), läßt Wieland dem Leser die Wahl, in der Ueberzeugung, daß sie kaum einen andern als den ersten oder siebenten (Hildebrand) treffen könne. (S. die Anm. zu Oberon. Band 20) Wahrscheinlich bezieht sich auf jenen und diese nur der zweite Nachsatz, daß sie die Welt in die finstere Barbarei zurückgestürzt hätten, was sich von Gregor von Nazianz schon in so fern behaupten ließe, als er oft sehr heftig gegen anders Meinende zu Intoleranz auffordert. Dieß scheint er jedoch nur gethan zu haben, wenn er besonders gereizt war; denn an andern Stellen räth er zu Duldung und Liebe so vernünftig, als man nur vermag. Darum konnte der hier ihm gemachte Vorwurf zu hart scheinen. Vielleicht aber dachte Wieland an seine abergläubische Verehrung der Mönche und an die verächtlichen Seitenblicke, die er auf die griechischen Philosophen wirft, oder gar an die allerdings eines Finsterlings würdige Antwort, die er dem Hieronymus auf dessen Frage: was der After-Sabbath sey? gab. „Das, erwiederte er, will ich dir in der Gemeine beantworten, und du sollst gestehen, daß du wissest, was du nicht weißt, oder, falls du schwiegest, allein von Allen für den Unwissenden gehalten werden.“ Hieronymus schildert ihn daher als einen Redner, den man gerühmt, wenn man gleich nicht gewußt habe, was er eigentlich wolle. — Daß dieß das rechte Mittel sey, um zu verzinstern, beweisen noch heutiges Tags manche Theologen und Philosophen, denen es auch keineswegs an Gregors Stolze fehlt, den kaum irgend ein Papst größer hatte. Die neuen Gregore nennen uns, wenn wir gern begreifen möchten, gemeine Seelen und, wenn wir anders meinen, gar — wie ein gesitteter Mensch nicht nachsagt.

S. 9. Wie Lucian — mit der Pädeia — Lucian erzählt seinen Landsleuten einen Traum, den er in seinem Knabenalter geträumt zu haben vorgibt, und wodurch er bestimmt worden sey, bei der Wahl seiner künftigen

Lebensweise sich für die Paideia zu entscheiden, d. i. für die durch Wissenschaft zu erlangende Bildung. Paideia führte ihn in ihrem Wagen durch die Lüfte, wo er eine Menge Städte, Völker und Reiche unter sich sah und überall etwas herunter streute, wie ein zweiter Triptolemus. Dieser Königssohn von Eleusis war ein Günstling der Ceres und ein Apostel ihrer auf Ackerbau gegründeten Religion. Die bildenden Künstler stellten ihn dar, wie er auf einem Drachenwagen über die Erde fuhr und Samen herab streute.

§ 9. **Pepromene, Schicksalsgöttin.**

I.

S. 10. **Aufsätze eines — Anonymus — Der Jahrgang** des deutschen Mercurs von 1787 enthält mehrere Aufsätze über **Aberglauben**, Rousseau's Lehre von den Wundern und Wunder überhaupt.

S. 11. **Hircocervus**, Bockhirsch, also unmögliches **Ding**, bloses Hirngespinnst, dem in der Wirklichkeit nichts entspricht.

S. 11. *Mahoos* — S. den vorigen Band.

S. 12. **Theodosius und Kaiser Friedrich III. — also zwischen** 378 und 1493. Unter Friedrich III. wurde die Buchdruckerkunst erfunden, Luther geboren, America entdeckt, Constantinopel von den Türken erobert.

S. 13. **Wie illuminirt — seraphisch — der Erleuchtetste, Entschlossenste, Feinste, Unwiderstehlichste, Englische und Seraphische — lauter** Beinamen, welche ihr Zeitalter verschiedenen scholastischen Philosophen gab.

S. 14. **Phänomene, Ideen und Phantome — Phänomene** sind die wirklichen Erscheinungen der Dinge, so wie sie von gesunden Sinnen wahrgenommen werden, Phantome dagegen Trugbilder, Ideen in dieser Zusammenstellung entweder Gattungsbilder oder Allgemeinbegriffe. Bei Phänomenen und Ideen ist Irrthum, bei den Phantomen Täuschung möglich.

S. 15. **Amadis von Gallien**, sonst der Löwenritter genannt, hieß, als er in die Einöde geflohen war, **beltenebros, le beau ténébreux**, welches gewöhnlich Dunkelschön übersetzt wird; Wielands Uebersetzung „schöner Finsterling" paßt treffend auf die Aestheliker, die in dem Verstande den Teufel sehen und ihn so arg schelten als die Aufklärung.

III.

S. 18. Geister, Feen u. s. w. S. die Anm. zu Idris u. Zenide. Band 12.

V.

S. 22. Magie und Theurgie — Magie in der weitesten Bedeutung ist die vorgebliche geheime Wissenschaft, auf Geister aller Arten und durch sie auf die Körperwelt zu wirken. Theurgie ist der Name der vorgeblichen reinen und heiligen Magie der unbekannten Wundermänner Hermes Trismegistus, Zoroaster und ihrer vorgeblichen Schüler, welche blos durch die Kraft göttlicher Namen und Anrufungen Gottes und mit Hülfe guter Geister wunderbare Wirkungen hervorzubringen und Gewalt über die bösen Geister zu haben vorgibt. (Vergl. die Anm. zu Idris u. Zenide. Bd. 12.) W.

S. 23. Philosophie der Morgenländer. Kabbala — S. die Anmerkung zu Abschn. XI. und vergl. die Anm. die Natur der Dinge. Bd. 25, und die zu Don Sylvio. Bd. 2.

VI.

S. 24. Die epikurische Philosophie hat offenbar ihren Miscredit noch andern Ursachen zuzuschreiben, theils dem Mangel an Tiefsinn bei ihrem Urheber, der doch von Demokritos und Aristippos nur erborgte, theils der Entartung dieser Secte, an welcher allerdings ihr Stifter ganz unschuldig war. Aber auch als Gegnerin aller religiösen Betrügerei hat sie kein gar grosses Verdienst; denn — sie fing es gar zu verkehrt an oder wollte blos Spaß treiben.

X.

S. 28. Religiösen Betrügern — Ich verstehe unter religiösen Betrügern solche, denen die Religion zum Deckmantel und zum Werkzeug ihres Betrugs dienen muß. W.

S. 28. Lucian — Man vergleiche hiemit Wielands Abhandlung über Lucians Lebensumstände, Charakter und Schriften in dem ersten Bande seiner Uebersetzung dieses geistreichen Gegners aller Unvernunft.

S. 28. Celsus, ein Freund Lucians, schrieb ein grosses Werk gegen die Magie, dessen Verlust zu bedauern ist, weil sich aus einer Stelle Lucians schließen läßt, daß vornehmlich auch die Kunststücke, wodurch die angeblichen Adepten der magischen Weisheit die Leichtgläubigen hintergingen, ausführlich darin beschrieben waren. Es ist leicht zu erachten, daß die Herren sich alle Mühe gaben, ein solches Buch zu unterdrücken.

XI.

S. 2. Auch die Christen — bezaubert — Schon bei ihrer Ausbreitung erlitt die christliche Religion mehrere Umgestaltungen. 1) Durch Beimischungen der Ansichten bei den Aposteln selbst, die als Juden dem Judenthum nicht entsagen konnten. Hieraus erfolgte die Ausbildung eines übersinnlichen Messiasreiches, die Idee eines neuen Bundes im Gegensatze des alten und die Versöhnungslehre durch Opfertod (Brief an die Hebr. 9, 11). 2) Durch baldige Einmischung der Gnosis bei den Judenchristen, wodurch eine Menge Ideen aus der Religion der Parsen, aus der Kabbala der Juden, der pythagoräischen und platonischen Philosophie in das Christenthum kam, und besonders der Dämonismus systematisch ausgebildet wurde. Der Einfluß auf die Dreieinigkeitslehre, die von der Kirchenversammlung zu Nicäa zum Glaubensartikel erhoben wurde, ist unverkennbar. 3) Durch Gegensatz des Hellenismus bei Griechen und Römern, die zum Christenthum übertraten. Diese hatten kein Interesse daran, den Christianismus nach dem Judaismus umzubilden, ein desto größeres aber, die neue Religion mit ihrer alten auszugleichen. Dabei hatten sie es theils mit ihrer Philosophie, theils mit ihren Mysterien zu thun, und durch diese Ausgleichung ging der Charakter des Mysteriösen in das Christenthum über, und eine Menge kirchlicher Ritualien haben daher ihren Ursprung.

Alles dieß that dem Hange zu Weissagungen, Zauberei und Geisterseherei so großen Vorschub, daß des Aberglaubens beinahe niemals mehr gewesen war. Hätte es jemals der Philosophie bedurft, so war es damals; allein die Philosophie war selbst phantastisch geworden, und so zeigt sie sich in dem Neu-Platonismus, der sich in Alexandria, wo der Orient und Occident in einander flossen, ausbildete. Von dem großen Problem, wo der Grund aller Gewißheit, die Realität der Erkenntniß, ob in dem Sinne oder der Vernunft, zu suchen sey, war die Rede nicht mehr; man wollte ja wissen über Gegenstände des Glaubens. Zu diesem Behufe ward eine innere Erleuchtung, eine mystische Anschauung zum Kriterium der Wahrheit und Gewißheit gemacht, besonders durch Plotin zu Anfange des dritten Jahrhunderts. Durch Zurückziehung von aller Sinnenwelt wollte man zum unmittelbaren Anschauen der Gottheit und zur Herrschaft über die Dämonen gelangen. Sein Schüler Porphyrius redet daher, statt von der Philosophie, von einer Theosophie als der reinsten Erkenntniß der Dinge und der höchsten Glückseligkeit, die aus dem unmittelbaren Anschauen Gottes entsteht, wozu man blos durch die größte Reinigkeit und Enthaltsamkeit gelange, dann aber auch mit Hülfe der Gottheit wunderthätig wirke. Von jedem Anhänger dieser Schule

wird daher auch wenigstens ein Wunder erzählt. Alles dieses war nun eigentlich gegen das Christenthum gerichtet; man weiß aber, daß dieses davon Nutzen zog, und — welchen! — Man sehe G. E. Horst, Zauber-Bibliothek, Mainz 1821. J. A. Eberhard, Geschichte der Magie in dessen neuen vermischten Schriften. Meiners Geschichte der Denkart der ersten Jahrhunderte nach Christus. — Sprengels Geschichte der Medicin.

S. 29. Antinomie und Anarchie, Widerstreit der Gesetze gegen einander und Gesetzlosigkeit.

S. 29. Mit Ernulphusflüchen — Man sehe das Formular einer Excommunication der römischen Kirche, die sich Tristram Shandy's Vater, der allerlei dergleichen gern sammeln mochte, aus der Agende der Kirche zu Rochester, verfaßt von dem Bischof Ernulfus, hatte abschreiben lassen, im zweiten Theile des Tristram Shandy. Der Fluch ist so kräftig, daß Onkel Toby dazwischen schreit: Unsere Armeen in Flandern fluchten entsetzlich, aber daran reichten sie doch nicht. Ich könnt' es nicht übers Herz bringen, meinen Hund so zu verfluchen, ja den Teufel selbst nicht.

XII.

S. 30. Giannone, Pietro, geb. 1676 im Neapolitanischen, schrieb Dell' istoria civile del regno di Napoli (Ven. 1723. 4 Bände 4. übers. von le Bret, Ulm 1758—71). Wegen der Angriffe auf die angemaßte Gewalt des Papstes darin wurde der Verleger in den Bann gethan, und der Verfasser konnte sich nur durch die Flucht retten. Endlich gelangte er doch durch Treulosigkeit eines Freundes in die päpstliche Gewalt, wurde zum Widerruf genöthigt und starb im Gefängniß, worin er 13 Jahre lang gesessen. (S. unten noch mehr von ihm.)

Die Werke der übrigen angeführten Historiker sind hinlänglich bekannt, und leicht könnten noch einige spätere diesen beigefügt werden. Zu den Zeichen der Zeit gehört es aber doch auch, daß nach der Zeit, als Wieland dieses schrieb, protestantische Historiker gern päpstelten, und Klinger nannte selbst Johann v. Müller den papistischen Geschichtschreiber. Mehrere jüngere Historiker haben sich offenbar durch sein Beispiel verleiten lassen; andere wollten, wie etliche Theologen, neu seyn im Alten und mißbrauchten ihren Scharfsinn; die zum Katholicismus Uebergegangenen aber treiben es billig ernsthaft. Man kennt den dadurch erregten Angriff von Voß auf Stolberg, dessen mit Mehreren ihm gemeinschaftliche Tendenz zur Wiederherstellung der Hierarchie wohl unverkennbar ist.

S. 30. Gregorius Florentius Gregorius, Bischof zu Tours (544—595), schrieb eine historia Francorum in 10 Büchern, die, ungeachtet

der Leichtgläubigkeit des Verfassers, doch als das erste Werk über fränkische Geschichte sehr denkwürdig bleibt. In seinem Buche von Wundergeschichten verherrlichte er vornehmlich den heiligen Martin, dessen Kappe ein Heiligthum der fränkischen Könige wurde.

S. 30 Jakob de Voragine (von Viraze, Flecken im Genuesischen), ein Dominicaner, gest. 1292 als Erzbischof zu Genua, ist Verfasser der historia Lombardica s. Legenda aurea, voll abergläubischer Frömmigkeit und Wundersucht, wodurch sie aber um so mehr in Ansehen kam. Sie ist fast in alle europäische Sprachen übersetzt.

S. 30 Acta Sanctorum heißen überhaupt Sammlungen von Nachrichten über Märtyrer und Heilige, und namentlich sind hier gemeint die 53 Foliobände, welche eine Gesellschaft von Jesuiten (die Bollandisten genannt, weil Joh. Bolland das Werk anfing) seit 1643 herausgab. Kann freilich der historischen Kritik dieses Werk nicht genügen, so behält es doch schon dadurch bedeutenden Werth, daß es die Zeiten treu schildert.

XIII.

S. 31. Eine neue, zuvor nie erhörte Gattung von Verbrechen — So gar neu war diese Gattung von Verbrechen denn doch nicht; denn, um von ganz Asien und Aegypten nicht einmal zu reden, konnte man auch in Griechenland um Vaterland und Leben kommen wegen der Asebeia, die bekanntlich nicht blos praktische Gottlosigkeit, sondern sehr oft nur abweichende Meinung war. Selbst die gepriesene Toleranz der Römer unterliegt nicht ungegründeten Zweifeln; denn nach Livius (5, 50) mußten nach dem Einbruche der Gallier die heiligen Stätten, gemäß den Büchern der Duumvirn, wieder geweiht werden, weil der Feind sie inne gehabt hatte. Nach einem andern Beschluß fand späterhin auch eine Beschränkung der fremden Religionsgebräuche Statt. Wo aber die Alten in der That mehr Toleranz zeigten — was nicht immer der Fall war — da scheint sie doch nicht gerade in der Vernunft ihren Grund gehabt zu haben. Dieser Gegenstand wäre wohl einer besondern Untersuchung würdig.

XV.

S. 34. Menschen in der engern Bedeutung — Nämlich in der, worunter die Halb-Menschen, Drittels- und Viertels-Menschen und andere Anthropomorpha nicht begriffen sind. W.

S. 35. Verbrechen der beleidigten menschlichen Natur — Von welcher alle Majestät der Völker und ihrer Könige entspringt, wenn sie nicht Usurpation und Chimäre seyn soll. W.

XVI.

S. 35. Deist, Theist — Zwischen diesen beiden hat man sonst zu verschiedenen Zeiten verschiedene Unterschiede gemacht. Unter Theismus verstand man Vernunftglauben an Gott, der aller Offenbarung vorhergeht, unter Deismus den Vernunftglauben, welcher die Offenbarung verwirft. Angegriffene Deisten suchten sich durch diesen blos willkürlichen Unterschied bisweilen zu retten. Kant nannte Deisten denjenigen, welcher von Gott keinen andern Begriff gefaßt hat, als daß er das von der Welt verschiedene allervollkommenste Wesen sey, ohne dieses weiter bestimmen zu wollen, Theisten hingegen denjenigen, welcher sich Gott als das höchste Wesen denkt, das durch Verstand und Freiheit Urheber der Welt sey. An diese Kantischen Unterschiede wenigstens hat Wieland hier nicht gedacht.

S. 36. Die Christianer — — in ihren Apologien — Man braucht sich blos an Athenagoras zu erinnern, den ich darum hier anführe, weil er seinen Glauben an die Einheit Gottes ausdrücklich durch einen Beweis aus der Vernunft (λογισμος) rechtfertigt.

XVIII.

S. 40. Das Schicksal kann — große Revolutionen herbeiführen — Dieses wurde ein Jahr vor dem Ausbruche der französischen Revolution geschrieben, von deren Nähe sich der Verfasser damals wenig träumen ließ. W.

S. 40. Ein menschenfreundlicher Träumer — Mercier in seinem L'an 2440, Songe s'il en fut jamais (zuerst Amsterdam 1770) gibt in jenem Jahre Allem, was jetzt nur frommer Wunsch ist, Wirklichkeit. Beinahe sollte man aus den vielen Auflagen und Nachdrücken dieses Traumes schließen, daß es die Menschen mit ihren frommen Wünschen doch recht ernsthaft meinen müssen. — Und Wieland will die Erfüllung noch weiter hinaussetzen? — Der Beweis, worauf er sich stützt, ist:

Video meliora etc. Billigend seh' ich das Bessere, und doch zieht mich das Schlechtere mehr an —?!

XX.

S. 43. Die Schenkungen Constantins u. s. w. Da selbst in der Breve istoria del dominio temporale della Sede apostolica nelle due Sicilie vom Papst Pius VI. diese angebliche Schenkung una cosa spuria e falsa genannt wird, so bedarf es darüber wohl keines weitern Zeugnisses. — Ueber die Schenkungen Pipins und Karls des Großen, s. die Anm. zu Oberon. Bd. 20.

S. 43. Die Decretalen (Beschlüsse, Bescheide) Isidors, des Sünders. Eine Sammlung kirchlicher Beschlüsse hatte Isidorus, Bischof zu Sevilla, veranstaltet, welcher im Jahre 636 starb. Dessen Namen aber mißbrauchte vor 845 ein Unbekannter, wahrscheinlich aus dem Mainzischen Sprengel, und brachte erdichtete päpstliche Decretalen in Umlauf, die von dem ersten Nachfolger Peters bis auf das Jahr 614 gehen. „Man irrt sich sehr, sagt Mich. Ign. Schmidt (Gesch. der Deutschen I. 616), wenn man glaubt, seine Hauptabsichten wären gewesen, die päpstliche Gewalt zu erhöhen. Isidor machte den Papst nur groß, um die Metropoliten klein zu machen. Der Mann muß einmal von einem Metropoliten mißhandelt worden seyn und vermuthlich sich selbst in dem Fall befunden haben, von seinem Metropoliten etwas Unangenehmes zu erfahren." Indeß wurde doch diese unechte Sammlung des falschen Isidor eine Stütze der päpstlichen Gewalt. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts fand unter den Katholischen Streitigkeit darüber Statt.

S. 43. Die vier heiligen Jubelpforten — Nach Art des Jubel- (Jobel-) Jahres bei den Juden, welches je im fünfzigsten Jahre wiederkehrte (S. Gatterers Chronol. §. 190), und wobei Gefangene ihre Freiheit, Schuldner Erlaß erhielten u. s. w., ordnete die katholische Kirche ein Jubel- oder Ablaßjahr an, welches anfänglich nur das erste Jahr eines neuen Jahrhunderts war, von Clemens VI. aber je für das dreißigste, von Urban VI. für das dreiunddreißigste und von Sixtus VI. für das fünfundzwanzigste Jahr angeordnet wurde. So besteht es seit 1415 noch, und es strömt viel Volks nach Rom, um Ablaß zu erhalten. Am Vorabend des Weihnachtfestes eröffnet der Papst mit großer Feierlichkeit die eine sonst immer verschlossene Thür der Peterskirche und sendet Cardinäle ab, um an den andern Hauptkirchen dasselbe zu thun. Dieß sind die heiligen Jubelpforten. Nuovo Itinerario d'Italia di Fr. Scoto. S. 393 fgd.

S. 43. Dataria, eine Abtheilung der päpstlichen Canzlei, die ihren Namen davon hat, weil sie alle Ausfertigungen datirt. Sie verfügt über alle eingehende Bittschriften und vergibt alle Pfründen.

S. 43. Rota, eins der höchsten geistlichen Gerichte in Rom für die ganze katholische Christenheit, das innerhalb des Landes auch in weltlichen Dingen Recht spricht. Seinen Namen hat es von seinem Sitzungssaale, der mit radförmigen (rota, Rad) marmornen Figuren ausgelegt ist.

XXI.

S. 45. St. Paul nach Ephesus — Geschichte der Apostel. Cap. 19. — W.

S. 46. Bildchen von Eben- oder Rebenholz — So sagt Plinius, L. XVI. c. 40 und die Einwendung, die der Graf Caylus in seiner Abhandlung vom Tempel zu Ephesus dagegen macht, ist (im Vorbeigehen zu sagen) von keiner Erheblichkeit. —

S. 45. Der Tempel für nichts geachtet — Dieß war, mit Erlaubniß, eine falsche Consequenz. Der Tempel der Diana blieb immer ein herrliches Meisterstück der Baukunst und wurde von Sanct Paul und aller Welt dafür geachtet, Diana mochte eine Göttin seyn oder nicht. — W.

S. 46. Ihre Majestät untergehen — S. Apostelgesch. 19, 27.

S. 47. Neokoren — Das Wort Neokoros bedeutete bei den Griechen ursprünglich einen Tempelkehrer, oder was wir einen Küster nennen. In der Folge machten sich ansehnliche Städte eine Ehre daraus, die Neokoren oder Küster ihrer Schutzgötter, denen sie einen Tempel unter sich erbauet hatten, zu heißen; und unter den römischen Cäsaren bewarb man sich in die Wette um die Ehre des Neokorats der Kaiser, denen in den Provinzen schon bei ihrem Leben eine Art von göttlicher Ehre erwiesen wurde. Luther übersetzt dieß Wort in der angezogenen Stelle ganz schicklich durch Pflegerin; denn in dem Sinne, worin es von ganzen Städten gebraucht wurde, führte es die Begriffe von Patron und Schirmherr bei sich. Die Epheser nannten sich auf allen ihren Münzen die Neokoren der Artemis und waren um so stolzer auf diesen Titel, weil ihr damaliger Dianentempel gewisser Maßen ein gemeinschaftlicher Tempel des ganzen Asien war, das zu seiner Erbauung beigetragen hatte. —

S. 47. Der Herr Canzler von Ephesus — Apostelgeschichte, Cap. XIX. V. 35. 36. — W.

S. 48. Des vom Himmel gefallenen Bildes — Aus dieser Stelle, die durch ein von Jos. Skaliger in seinem Commentar über Eusebii Chronikon angeführtes griechisches Epigramm bestätiget wird, erhellet, daß es ein gemeiner Glaube war, das Bild der ephesischen Diana sey vom Himmel gefallen. — W.

S. 48. Santa casa — Das heilige Haus.

XXII.

S. 49. Daß er alle Gewalt im Himmel und auf Erden habe — Die im Himmel wollten wir ihm gerne unbestritten lassen, wenn er nur auf seine Allgewalt über das kleine Erdkügelchen, worauf wir wohnen, Verzicht thun wollte; ein Opfer, das in Vergleichung mit der Gewalt im Himmel, die ihm bliebe, so unbedeutend ist, daß man sich beinahe schämen muß, davon zu reden. — W.

§ 49. Propositiones male sonantes — [illegible] Verbrennungen — Merkwürdig ist in dieser Beziehung das an den Jesuiten Gamelice, seinen Gegner, gerichtete Glaubensbekenntniß des obengenannten Giannone, welches aus seinen hinterlassenen Schriften im October- und Novemberstück des deutschen Mercurs vom Jahr 1794 in einer Uebersetzung geliefert, und woraus alles hier von Wieland Aufgeführte entlehnt ist. Von dem Uebrigen, was hier nur angedeutet worden, haben wir nur Weniges noch aus. „VII. Daher trage ich nicht das geringste Bedenken mehr, mit Baldus zu sagen, daß der Papst ein Gott auf Erden ist; mit Doctus und Felinus, daß der Papst und Christus ein Consistorium mit einander ausmachen; mit dem Abt: daß der Papst als Gott thut, was er thun [illegible] als Mensch; mit dem Cardinal Paristus, daß der Papst ein göttliches Wesen ist unter einer sichtbaren Gestalt; mit Baldus, daß der Papst die Ursache aller Ursachen ist, weßhalb man seine Gewalt nicht untersuchen darf, indem von der ersten Ursache sich keine weitere Ursache angeben; endlich mit allen Decretisten, daß es ein Gottesraub ist, an der Gewalt des Papstes zu zweifeln. VIII. Darum habe ich keine Ursache mehr daran zu zweifeln, daß er das Böse in Gutes, das Unrecht in Gerechtigkeit, Laster in Tugend, das Viereck in einen Cirkel und den Cirkel in ein Viereck verwandeln könne, kurz, daß er über alle Gesetze, über alle natürliche und apostolische [illegible] hinausgesetzt sey. Ich bekenne mit der Glosse des Gratianus, daß [illegible] wider das natürliche und apostolische Recht dispensiren könne, mit Innocenz, Gomez, daß er aus Ungerechtigkeit Gerechtigkeit machen kann; mit Hostiensis, daß der Papst Alles und über Alles ist und wider alles thun [illegible] mag; mit dem von Ostia, daß er Vierecke und Cirkel mit einander vermischen kann. Darum ist es keine Lästerung, was der Cardinal Torrecremata beständig im Munde zu haben pflegte: daß dem Papste Alles wohl erlaubt und Alles erlaubt sey, so ungerecht es auch seyn möchte. — X. Wenn es sich fügte, daß der Kaiser der päpstlichen Tafel beiwohnte, so mußte er zur rechten Hand des Papstes an einem besondern Tische auf einer kleinen Bank; Könige aber unter den Cardinälen sitzen, dergestalt, daß ein Cardinal den ersten Platz einnähme, und hernach die Könige und Cardinäle wechselsweise folgten. Der Kaiser oder ein König würde dem Papste das Wasser bringen, seine Hände zu waschen, und hernach auch die Ehre haben, die erste Schüssel auf die Tafel desselben zu tragen. Die Söhne und Brüder des Kaisers und der Könige sind zur Bedienung der päpstlichen Tafel bis ans Ende bestimmt. Wenn ich in meiner Geschichte diese große Idee vom Papste nicht geäußert habe, so bitte ich um Vergebung." — Nachdem Giannone sich hierauf [illegible] über die Mönchsorden erklärt hat, sagt er von den Jesuiten: „Ihr

nicht, wie die Mönche, heilige Boutiquen, euch zu bereichern. Eure Moral überhebt euch dieſer Mühe. Doch unterlaſſet auch ihr nicht, gewiſſe Andächteleien als untrügliche Mittel wider die ewige Verdammniß auszupoſaunen. Hiezu gehört eure Lehre, es ſey unmöglich, daß ein Verehrer der Mutter Gottes verdammt werde. Denn, ſo ſagt mir P. Franz Mendoza, ob er gleich der Sünde unterworfen iſt, ſo wird ſie ihm dennoch ſo viele Gnade bei ihrem göttlichen Sohne auswirken, daß er nicht in den Sünden beharre. Ich armer Sünder unterſchreibe gern dieſe Meinung. Meine Leidenſchaften mögen mich ſo weit vom Wege der Tugend ableiten, als ſie wollen; ich bin ſicher, daß ich endlich in den Hafen der ewigen Seligkeit zurückkehren werde. — Dieſes und Alles, was Sie, lieber Pater, und die päpſtliche Kirche mir nur immer zu glauben befehlen können, glaube ich als untrügliche Wahrheit und ſchließe mein Glaubensbekenntniß mit der Betheurung, daß ich nichts Anderes verlange, als daß uns Alle ein Geiſt und ein Herz belebe."

XXIV.

S. 54. Prieſterkünſte — Was ich unter dieſen nicht liberalen Künſten verſtehe, hoffe ich in dem fünften Abſchnitt deutlich genug gemacht zu haben. W.

S. 54. Von dieſem Glauben behaupte ich — Ich ſetze dieſe vier Hauptſätze, ohne hier den Beweis zu führen, als längſt ausgemacht und von Allen, die dieſe Schrift intereſſiren kann, anerkannt voraus. Sollte Jemand, dem es im Ernſt um Wahrheit zu thun iſt, neue Gründe zu haben glauben, dieſe Sätze für nicht ſo ausgemacht zu halten als ich, ſo würde ihre Mittheilung und Unterſuchung unfehlbar den Nutzen haben, die bezweifelte Wahrheit in ein neues Licht zu ſetzen W.

XXVII.

S. 60. Reinigt ſie — Aberglauben — Daß dies der Geiſt der Lehre Chriſti und das unwiderſprechliche Reſultat ihrer Grundbegriffe ſey, wird ſchwerlich Jemand, der ſie unmittelbar aus der Quelle geſchöpft hat, leugnen können. Warum iſt aber dieſe Quelle ſelbſt nicht von allem dämoniſtiſchen Schlamme rein? Gewiß war es Chriſtus, aber nicht ſeine Jünger, denen er und ſeine Lehre ungeachtet ihrer Anhänglichkeit an ſeine Perſon gewiſſermaßen immer ein Räthſel geblieben zu ſeyn ſcheint. Er wurde von ihnen getrennt, eh er ſie von allen Vorurtheilen und Wahnbegriffen ihres Volkes und ihrer Zeit hatte reinigen können. Eben darum (glaube ich) verſprach er ihnen den Geiſt, der ſie in alle Wahrheit leiten ſollte. Aber dieſer Geiſt wohnt nur in reinen Herzen und zog ſich vermuthlich von dem

Augenblicke zurück, da sie sich einfallen ließen, an die Brüder zu Antiochia, Syria und Cilicia zu schreiben: Es gefällt dem heiligen Geist und uns u. s. w. W.

S. 60. Echte Theosophie — Gottes-Weisheit.

XXXII.

S. 67. Das, was Luther für Wahrheit u. s. w. — Fern sey es von mir, durch diese Behauptung etwas der Aufrichtigkeit des rechtschaffenen Luthers Nachtheiliges insinuiren zu wollen! Als er auf den Papst provocirte, war er von der Unfehlbarkeit dieses Oberhaupts der Kirche noch völlig überzeugt, weil er sie noch nicht untersucht hatte; aber er war von der Wahrheit seiner Sätze gegen den Ablaßkram eben so sehr, nur mit besserem Grunde, überzeugt. Er zweifelte also keinen Augenblick daran, daß der unfehlbare Richter für die Wahrheit entscheiden würde. Als aber, gegen alle seine Erwartung, das Gegentheil erfolgte, und Leo der Zehnte den Jupiter so unverständig spielte, daß er seinen Donnerkeil sogar gegen handgreifliche Wahrheiten zum Schutze handgreiflicher Gräuel abschoß; so mußte der ehrliche Luther nothgedrungen an der päpstlichen Unfehlbarkeit zweifeln und eine Untersuchung darüber anzustellen anfangen, die unmöglich zu Gunsten derselben ausfallen konnte. W.

XXXVII.

S. 75. Bischof Alexander von Alexandria u. s. w. — Die beiden Lehren von der Dreieinigkeit und den beiden Naturen in Christus waren seit dem dritten Jahrhundert die Hauptgegenstände theologischer Untersuchungen und die Haupturſache der Verfolgungen und Verketzerungen. Eine Partei behandelte diese Lehren als ein Mysterium, die andere suchte dasselbe dem Verstande begreiflich zu machen. Unter diesen erklärte der Africaner Sabellius die drei Personen in Gott für eben so viele Eigenschaften und Kräfte. Es sind, sagte er, in Gott, wie in der Sonne, drei verschiedene Kräfte. Die erwärmende Kraft ist der heilige Geist, die erleuchtende der Logos, und die Sonne selbst der Vater. Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist ist daher ein Gott und derselbe, wenn er die Menschen erleuchtet und heiliget. Diese Lehre fand bei Vielen Beifall, bei Andern Widerspruch. Im Jahr 317 entstand zu Alexandria zwischen dem dasigen Presbyter Arius und dem Bischof Alexander Streit über die Art, wie man sich das Verhältniß des Sohnes zum Vater zu denken habe. Alexander nahm an, der Sohn Gottes sey absolut ewig, aus dem Wesen Gottes selbst zufolge der Natur desselben gezeugt und gleiches Wesen mit dem Vater.

Arius warf ihm sabellianische Irrthümer vor und erklärte seinerseits, der Sohn Gottes sey vor der Weltschöpfung und aller Zeit von Gott mit freiem Willen aus nichts hervorgebracht worden, also einst nicht da gewesen und das erste aller Geschöpfe Gottes, zwar in seiner Art einzig und über alle erhaben, aber doch dem Vater in Hinsicht der Ewigkeit nicht gleich. Was anfangs nur Privatstreitigkeit zwischen diesen Beiden gewesen war, wurde bald öffentliche und allgemeine, und Constantin berief daher im Jahr 325 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Nicäa, von welcher des Arius Meinung verworfen, und ihr das bekannte nicäische Glaubensbekenntniß, der Sohn sey aus dem Wesen des Vaters gezeugt, nicht geschaffen, und mit dem Vater gleiches Wesens (Licht aus Licht) entgegen gestellt wurde. Am stärksten trat gegen Arius bei dieser Versammlung Athanasius auf, der, damals Archidiakonus zu Alexandria, im Namen seines Bischofs Alexander handelte. Als er nach dessen Tode im folgenden Jahre dessen Bischofssitz einnahm, wurde der Kampf von beiden Seiten immer erbitterter fortgesetzt und füllt fast die Hälfte der Kirchengeschichte des vierten Jahrhunderts.

XXXIX.

S. 77. **Pelagianer** — Der britische Mönch Pelagius erregte zu Anfange des fünften Jahrhunderts viele Streitigkeiten über die Zulänglichkeit menschlicher Kraft zur Heiligung und Seligkeit und über die Zurechnung der Sünde Adams.

S. 77. **Eutychianer, Nestorianer** — Diese zwei Secten, jene nach dem Archimandriten Eutyches, diese nach Nestorius, seit 428 Bischof zu Constantinopel, genannt, beschäftigten sich mit den zwei Naturen in Christus. Während die Nestorianer die göttliche und menschliche zugleich in ihm vertheidigten, behaupteten die Eutychianer nur eine einzige. Nestorius führte noch einen andern lebhaften Streit darüber, ob die Jungfrau Maria Gottesgebärerin oder blos Christusgebärerin sey; er wollte nur die letzte gelten lassen.

S. 77. **Manichäer** heißen die Anhänger des Persers Mani oder Manes, der im dritten Jahrhundert eine Mittelreligion zwischen der christlichen und zoroastrischen bilden wollte und um 280 als Märtyrer seiner Lehre starb.

S. 77. **Bei schwerer Strafe verbieten** — Zum Beispiele des Schiffziehens. Nur wollte ich, im Namen der Menschlichkeit, bitten, einige Sorge dafür zu tragen, daß die armen Leute besser genährt würden und ein etwas bequemeres Dach und Fach bekämen, als die unglücklichen Schiffzieher an der Donau. W.

XL.

S. 80. **Caput mortuum**, nennt man bei chemiſchen Scheidungen den Rückſtand, welcher nach der Ausſcheidung deſſen, was man gewinnen wollte, als eine fremdartige Materie übrig bleibt

---

Beilage.

S. 85. **Laberius** — Der römiſche Ritter und Mimendichter, wurde von Cäſar genöthigt, ſeinen Mimus ſelbſt aufzuführen. In dem Prolog ſagte er:

— — So geſchah es denn,
Daß nun, nach zweimal dreißig ohne Tadel
Verlebten Jahren, ich, der meinen Herd
Als röm'ſcher Ritter eben jetzt verließ,
Nach Haus als Mimus wiederkehren werde.
Um einen einz'gen Tag alſo hab' ich
Zu lang gelebt!

In dem Stücke ſelbſt kam mehr als eine Anſpielung auf Cäſar vor, z. B. wo ein gepeitſchter Sklave dem Volke zurief: O weh, ihr Römer! unſere Freiheit iſt dahin! Bei der Stelle: „Der hat vor Vielen ſich zu fürchten, der von Vielen gefürchtet wird!“ ſchaute das ganze Volk auf Cäſar.

Ueber den Hang der Menſchen, an Magie und Geiſtererſcheinungen zu glauben.

Dieſe Abhandlung erſchien zuerſt im deutſchen Mercur vom Jahr 1784, Bd. 2. S. 225 fgd. unter dem Titel: Betrachtung über den Standpunkt, worin wir uns in Abſicht auf Erzählungen und Nachrichten von Geiſtererſcheinungen befinden.

S. 93. **Myſterien, deren Stelle ſie einnahm** — Schelling in ſeiner Schrift Philoſophie und Religion (Tüb. 1804) nannte darum tadelnd das Chriſtenthum die große Offenbarerin, weil es „die Myſterien des Heidenthums offenbar machte.“

S. 93. Weisen im erhabensten Sinne — Sie nannten sich Theosophen.

S. 101. In die dickste Verfinsterung — zurück zu stürzen scheint — Diejenigen, die mit der neuesten Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens bekannt zu seyn entweder unmittelbare Gelegenheit haben oder sie wenigstens aus der Berliner Monatsschrift kennen, wissen, wovon ich rede, ohne daß es hier einer deutlichern Aeußerung bedarf. W.

[Wieland redet hier von der Zeit zwischen 1780—1790. Ob sich von da an bis jetzt viel verändert habe, was, wie und warum es sich verändert habe, wäre eine wünschenswerthe Untersuchung. Man würde zu Allem, was die Berliner Monatsschrift[1] damals aufstellte, auch jetzt ein Gegenstück finden. Vieles aber wird weit philosophischer betrieben als sonst; denn die Philosophie hat ihren Kreislauf vollendet, ist zu ihrem Ursprunge zurückgekehrt und wieder poetisch geworden. Da nun vornehmlich der Naturphilosophie dieses Glück geworden ist, so hat auch die Physik nicht zurückbleiben wollen, und man erstaunt, wie weit sie es, seitdem sie der Beihülfe der Mathematik und der Beobachtungen der Experimente nicht mehr bedarf, im Beweisen von Dingen gebracht hat, für die damals noch gar kein Beweis möglich schien. Wie nun aber alle Wissenschaften mit einander zusammen hängen, so hat auch schon die Arzneikunst großen Vortheil davon gezogen; denn kann ein Vortheil größer seyn, als der uns durch die Entbehrlichkeit der ganzen materia medica und sogar der Bandagenlehre zuwächst? Der Theologie könnte durch so viele Unterstützung von allen Seiten leicht werden, von den Wundern des Fürsten Hohenlohe — die Möglichkeit zu beweisen, zumal da wir ein System der Arzneiwissenschaft haben, dessen Basis und Grundpfeiler der Glaube ist. Nur die Juristen scheinen bis jetzt noch saumselig; sie mögen also zusehen, daß sie nicht hinter der Zeit zurückbleiben, vorzüglich da den Politikern von Hexenprocessen träumt.]

S. 103. Isispriestern u. s. w. — Der meisten der hier Genannten wird der Leser, dem sie sonst unbekannt waren, sich aus früheren Anmerkungen erinnern. — Spähmann erklärt sie in seinem Glossarium unter dem Artikel Spä, welches Wort mit dem deutschen Spähen zusammenhängt, für Wahrsager; Späqwinna, Wahrsagerin. — Ob die Thyrsyakurn vielleicht

1 Diese, herausgegeben von Gedicke und Biester, begann mit dem Jahr 1783, und gleich in den ersten Heften findet sich folgende Aufsätze: Der vorgebliche neue Messias in Berlin; noch ein neuer Messias in Westfalen; der Monddoctor in Berlin; die Wallfahrt zu demselben; Nachricht von dem neuesten Hexenprocesse in Glarus; Nachricht von einer historischen Jungfer, die mit dem Teufel zu thun haben will

[illegible]

Euthanasia.

Im Jahr 1805 gab ein in Leipzig privatisirender Gelehrter, Namens [illegible] Wöpel, Doctor der Philosophie, eine Schrift heraus unter dem Titel: [illegible] Fortdauer wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode. Diese Schrift erregte viel mehr Aufsehen, da der neue Geisterseher sich durchaus als einen [illegible] ankündigte und von seinen philosophischen Schriften — die man freilich nicht kannte — mit Bedeutung sprach. In kurzer Zeit erlebte diese Schrift drei Auflagen und war überall das Gespräch des Tages. Denn gewöhnlicher glaubte man daher es mit ihr nehmen zu müssen, und die Ersten, welche dagegen auftraten, waren Cannabich, Helmuth, Ibling und die Recensenten in der Jenaischen und Halleschen Literatur-Zeitung, worauf sich eine Fluth satirischer Schriftchen dagegen ergoß: Meiner Großmutter, meiner Katze Erscheinung u. s. w. Die Schrift des D Wöpel war dem Herzoge von Weimar zugeeignet, und da Wieland der Vorlesung derselben beiwohnte, so weckte dieß seine alte Neigung wieder, psychologische Probleme zu lösen und Wunder zu beleuchten. Dazu hätte nun der erste der hier mitgetheilten Dialogen zugereicht; allein, da der D Wötzel einen Beweis von der Möglichkeit der Geistererscheinungen versucht hatte, so veranlaßte dieß Wielanden, nicht nur den Beweis vom Gegentheil zu führen, sondern auch seine Leser überhaupt auf einen Standpunkt zu stellen, von welchem aus die Lüsternheit nach der Geisterwelt sehr gemäßigt zu werden schien. Aus diesem Grunde hat er es nicht auf eine Athanasia (Unsterblichkeit), sondern auf eine Euthanasia, ein sanftes, heiteres Scheiden von dem Leben, angelegt, fest überzeugt, daß dieß der Hauptpunkt sey, worauf der Mensch während des Lebens seine Aufmerksamkeit zu richten habe, nicht aber Vision und Geistererscheinung. Hierüber hat ihn nun gewiß kein Tadel treffen können, wohl aber hat man Anstoß daran genommen, daß er, um den Beweis von Unmöglichkeit der Geistererscheinungen zu führen, die persönliche Fortdauer nach dem Tode mit Erinnerung leugnet. Im Jahr 1810 erschien zu Leipzig eine Schrift unter dem Titel: Bemerkungen über Wielands Euthanasia, zur Beruhigung für diejenigen, welchen die Hoffnung eines künftigen Lebens und der Vereinigung mit den Ihrigen theuer und wichtig ist. Der Verfasser dieser Schrift bemerkt sehr wahr, daß Wieland, was er hier leugnet, anderwärts

behauptet hat. Widerſpricht er ſich nun, oder hat er ſeine ſonſtigen Behauptungen aufgegeben? — Dieß iſt der Punkt, auf den hier vorläufig aufmerkſam gemacht werden, über den aber an einem andern Orte die Erklärung folgen ſoll. Zu welcher Zeit Wieland Recht hatte, als er behauptete oder leugnete, dieß zu entſcheiden, iſt des Herausgebers Pflicht nicht.

Auch D. Wötzel hat ſich die Ehre nicht entgehen laſſen, Wielanden als ſeinen Gegner zu behandeln. Der Mann, der zu ruhiger Prüfung aufforderte, Läſterungen und Verunglimpfungen ſich verbittend, nannte in ſeiner näheren Erklärung und Aufſchlüſſen über ſeine Schrift u. ſ. w. (Leipzig 1805) ſeinen Jenaiſchen Recenſenten einen animoſen, parteiiſchen, leidenſchaftlichen, erbitterten, unreifen und unerfahrnen Jüngling, einen boshaften Verleumder, einen wüthend ergrimmten, reißenden Wolf in Schafskleidern und will das lateiniſche o — unter der Recenſion nicht lächerlich machen, obgleich man ſonſt dadurch nur eine gewiſſe Claſſe von Weſen zu bezeichnen pflege. — Es braucht wohl nur geſagt zu werden, daß kein anderer Menſch dieſer Recenſent war als der achtungswürdige Verfaſſer der Pſychologie, Phyſiologie, Moral, der Adiaphoren u. ſ. w., kurz, der Kirchenrath K. Ch. E. Schmid in Jena, um keinen Zweifel übrig zu laſſen, daß auf ſolch einen Gegner hier keine Rückſicht zu nehmen ſey.

Erſtes Geſpräch.

S. 114. Die den Philoſophen — — beſchämen ſollen — „Du würdeſt (ſagte ſie) doch ſo lange der unglaubige Thomas bleiben, bis ich dir handgreifliche Beweiſe meiner Gegenwart gäbe, welches mir ſchwer werden dürfte. Und, geſetzt auch, dieß geſchähe wirklich, ſo würden dir doch andere Menſchen, wenn du es ihnen auch noch ſo heilig verſicherteſt, ſchwerlich Glauben beimeſſen." W.

S. 130. In Geſtalt eines körperloſen Schattens erſcheinen — Dieß glaubt er und beſteht darauf, daß ſie ihm handgreiflich erſcheinen müſſe, wenn er ſich von ihrer Unſterblichkeit als Philoſoph überzeugen ſolle! Welch ein Kopf! W.

S. 141. Oeffnete ſich ſein Fenſterchen deutlich — Mit dieſem deutlich will er vermuthlich ſagen, er habe deutlich gehört, wie es aufgeſchoben worden. W.

S. 143. Mit den Geräthſchaften — Warum bedient ſich Herr D. W**l, dem es ſonſt auf überflüſſige Worte ſo wenig ankommt, ſchon

wieder dieſes allgemeinen und unſchicklichen Wortes? Er kann doch in dieſem Zuſammenhang ſchwerlich etwas Anderes gemeint haben, als Stock, Degen oder Schießgewehr? Warum nennt er ſie denn nicht bei ihrem Namen? Man kann ſolche Waffen allenfalls die Geräthſchaften eines Soldaten nennen; aber ſind ſie darum auch die Geräthſchaften eines Gelehrten? W.

S. 145. Einen Menſchen — — der ſich aufgefordert gefühlt haben könnte — Wenn er unſern Mann ſo gut kannte, als er ſich ſelbſt in ſeinem Buche zu erkennen gibt, ſo braucht dieß Wort keiner nähern Erklärung. W.

Helmuth in ſeinem Sendſchreiben an Herrn Doctor F. K. W. ſagt S. 46: „Aber wer ſollte Ihnen denn einen ſolchen Streich wohl haben ſpielen können? Mir kommt es ſehr wahrſcheinlich vor, daß ſolches durch ihren Freund K. geſchehen ſey.“ Die angeführten Gründe mag dort nachleſen, wen die Sache intereſſirt. Vielleicht hätte es, um dieſe Gründe ganz überzeugend zu finden, weiter nichts bedurft, als den — Namen ſtatt des K.)

S. 157. Schade, daß — warum er mit dem Schwanze gewedelt — Treffend zeigt Helmuth S. 65, daß gerade der wedelnde Schwanz des Hundes gegen Wötzel beweiſe.

S. 160. Freundſchaftliche Belehrung unumwunden mittheilen — Herr W**l ſetzt in ſeiner pleonaſtiſchen Manier noch hinzu: ‚ohne Eingenommenheit für und wider dieſe Facta, für und wider mich, wider mich ſelbſt, auf eine der Sache angemeſſene, vorſichtige, behutſame und humane Art, ohne Groll, Bitterkeit, Verleumdung u. ſ. w.“ — Wozu alle dieſe Forderungen und Bedingungen? Die Philoſophen, Welt- und Menſchenkenner u. ſ. w. werden, ohne ſein Erinnern, ſchon wiſſen, was ſie zu thun haben; und wie Wenige ſind unter ihnen, bei denen die geringſte Parteilichkeit, geſchweige unlautere Abſichten oder gehäſſige Leidenſchaften nur denkbar ſeyn könnten? W.

Zweites Geſpräch.

S. 168. d'Hamon — Es iſt eine ſeltſame Eigenheit beinahe aller Franzoſen, daß es ihnen ſo ſchwer fällt, ausländiſche Geſchlechtsnamen unverfälſcht zu laſſen. Herr Thiebault hat ſich in zwanzig Jahren Aufenthalt in Berlin von dieſem tic nicht los machen können. So ſchreibt er (um nur einige Beiſpiele anzuführen) durchgängig **Splickgerb**, **Schaffkotsch**, **Kap-hensk**, **Fink-Einstein**, ſtatt Splitgerber, Schafgotſch, Kapphengſt, Finkenſtein. W.

S. 190. Agathodämons Meinung — S. den 18. Band von Wielands Werken.

S. 191. Der Philosoph Eukrates sagt in dem angeführten Dialog Lucians (Bd. I. von Wielands Ueberſ.): „Gibt es nicht Viele, die bei Tag oder Nacht Gelegenheit gehabt haben, Geiſter zu ſehen? Ich ſelbſt habe nicht einmal, ſondern zehntauſendmal Geiſter geſehen. Anfangs, ich geſtehe es, war mir nicht wohl dabei zu Muthe; jetzt aber bin ich es ſo gewohnt, daß ich gar nichts Außerordentliches mehr zu ſehen glaube.“ Der ganze Dialog verdient nachgeleſen zu werden.

S. 204. Paralyſirt — gelähmt.

S. 312. Columbus Ei — Dem Columbus ſagte man ins Geſicht, America habe jeder Andere auch entdecken können. Er nahm ein Ei und fragte, wer dieß auf die Spitze ſtellen könne, ſo daß es nicht umfalle. Jeder verſuchte, Keinem gelang es. Columbus nahm es, drückte es derb auf, und es ſtand. Ja, rief man, wenn wir das gewollt hätten! — Eben ſo, ſagte er, ging's mit America's Entdeckung.

Drittes Geſpräch.

S. 231. Seelenwagen — Platon ſoll davon, nach der Annahme ſeiner älteſten Erklärer, im 61ſten Capitel ſeines Phädon geredet haben; ſein neueſter Erklärer Wyttenbach aber ſagt ſehr richtig, daß hier nicht von einem Seelenorgan die Rede ſey, ſondern von einem Fahrzeuge über den Acheron.

S. 252. Guyon — Johanna Maria Bouvières de la Mothe Guyon, geb. zu Montargis 1648 und geſt. 1717 zu Blois, war eine der eifrigſten Verbreiterinnen des Quietismus, den der Spanier Michael Molinos zu befördern nicht ſehr glücklich geſtrebt hatte. Man verſteht unter Quietismus jenes Syſtem der Myſtik, zufolge deſſen die wahre Religioſität und die höchſte Glückſeligkeit in einer völligen Einkehr in ſich ſelbſt und der höchſten Gemüthsruhe beſteht. Madame Guyon hatte von Natur Anlage dazu, denn ſie war ſchwächlich und hyſteriſch. Aus dieſem Geſichtspunkte will Wieland ohne Zweifel ſie hier betrachtet wiſſen und nicht aus dem ihrer Gegner, die ſie der Sinnlichkeit und Ruhmſucht beſchuldigten und bei dieſen Beſchuldigungen freilich die Pſychologie ſo wenig als die Geſchichte gegen ſich haben. Eine Schwärmerin, die gern eine Heilige geworden wäre, war ſie gewiß, und es bleibt wenigſtens ſehr zweifelhaft, ob ihre myſtiſche Liebe zu Gott aus ganz ſo reiner Quelle floß, als vielleicht ihr Freund und Vertheidiger Fenelon

bei ſeiner zwar auch myſtiſchen, aber reinen Frömmigkeit ſelbſt glaubte. Die von ihr ſelbſt verfaßte Lebensbeſchreibung der Madame Guyon kam nach ihrem Tode (Köln 1720, eigentlich zu Amſterdam) heraus, die Auflage ward aber meiſt von ihren Töchtern, der Herzogin von Sully und Madame de Sardières aufgekauft; man hat jedoch eine vollſtändige deutſche Ueberſetzung, Frankfurt und Leipzig 1727. 8.

S. 238. Was ſagſt du zu dieſer Anekdote? — Da ich, meines Wiſſens, in Deutſchland wenigſtens der Einzige bin, dem dieſe Begebenheit aus der erſten Quelle zugefloſſen, ſo wurde ich nicht wenig überraſcht, als ich ſie vor einem Paar Jahren, ich weiß nicht mehr in welchem Almanach oder Taſchenbuch, wiewohl ſehr zuſammengezogen und mit Weglaſſung einiger nicht überflüſſiger Umſtände, gedruckt zu leſen bekam. Ich erinnerte mich aber bald, daß der Verfaſſer des Aufſatzes ſie im Jahre 1800 in einer kleinen Geſellſchaft von mir ſelbſt erzählen gehört hatte. Die Anekdote hat zwar den Reiz der Neuheit dadurch verloren; doch glaube ich, daß es ſelbſt denen, welche jenen Aufſatz geleſen haben, nicht unangenehm ſeyn werde, ſie hier genauer und gerade ſo, wie ſie mir unmittelbar von der Tochter der Frau von K. mitgetheilt wurde, erzählt zu finden. W.

S. 242. Quiribini — Von der Zauberkraft dieſes Wortes finden ſich die Beweiſe in dem Mährchen, der Wohlthätige, in den Illustres Fées der Gräfin d'Aulnoy.

S. 245. Eliſa Rowe — Eliſabeth Singer, eine Deutſche, vermählt mit dem engländiſchen Dichter Rowe, iſt die Verfaſſerin des Werkes: Friendship in death (London 1726. Die Freundſchaft im Tode, Frankfurt und Leipzig 1770), welches Wielanden veranlaßte, ſeine Briefe von Verſtorbenen an hinterlaſſene Freunde zu ſchreiben. — Young — der Verfaſſer der Nachtgedanken.

Stilpon.

S. 247. Stilpon, aus Megara gebürtig, lebte 300 Jahre vor Chr. G., war einer der berühmteſten Philoſophen ſeiner Zeit und, wie man aus dem, was Diogenes der Laerter von ihm erzählt, ſchließen muß, ein Mann von edelm Herzen und hellem Kopfe, der aber eben darum manchen Leuten ein Sonderling ſchien. Den Anekdoten zufolge, die von ihm erzählt werden, hatte er an Witz, Laune und Satire Aehnlichkeit mit dem Cyniker Diogenes. Er gehörte indeß nicht zu der Secte der Cyniker, hatte jedoch mit

Diogenes Umgang gehabt. Was Wieland hier von ihm berichtet, scheint eine bloße Erfindung des Dichters zu seyn, zu der ich wenigstens in dem Leben Stilpons keine historische Veranlassung gefunden habe. Anstatt aus Megara, wurde er vielmehr aus Athen verwiesen, wo man ihn vor dem Areopag der Gottlosigkeit angeklagt hatte, weil er von der Minerva des Phidias behauptet, sie könne als ein Geschöpf des Phidias keine Tochter des Jupiter und also auch kein Gott seyn. Die listige Wendung vor Gericht, daß ja allerdings Minerva kein Gott, sondern eine Göttin sey, half ihm nichts. Vermuthlich wählte Wieland also den Stilpon nur zur Auflösung eines interessanten Problems, weil Megara ein sehr kleiner Staat war, — der auf einen nicht größeren und bedeutenderen aus der neueren Zeit hindeuten sollte, — und weil der Charakter dieses Philosophen ihm zu diesem Lucianischen Aufsatze trefflich geeignet schien.

Einleitung.

S. 249. Lilliput — Swift läßt seinen Gulliver die Größe der Einwohner dieses Fabellandes auf sechs Zoll bestimmen. Die größten Pferde und Ochsen sind dort nicht viel über fünf Zoll hoch, die Gänse wie unsere Sperlinge u. s. w.

S. 249. Cecil, Wilhelm, Baron von Burleigh, Staatssecretair unter Eduard VI. und nachmals Lord Großschatzmeister unter Elisabeth, gehört zu den größten Staatsmännern, welche England gehabt hat.

S. 249. Sully — Freund und Minister Heinrichs IV.; Colbert, Minister Ludwigs XIV.

S. 251. Pfullendorf — Ehemals eine der kleinsten Reichsstädte im schwäbischen Kreise.

S. 252. Wie dem guten Ovid — Warum — klagte dieser in der Verweisung — warum sah ich? Warum that ich schädliche Blicke?

S. 253. Scaramuz und Scapin — Zwei Masken in der italienischen Komödie; der Erste mit dem Charakter eines Aufschneiders, der Zweite mit dem eines verschmitzten, spitzbübischen Bedienten.

Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit.

Dieser Aufsatz durfte für den, welcher Wielands Charakter als politischen Schriftsteller beurtheilen will, um so weniger fehlen, da er zu zwei gleich sonderbaren Erscheinungen Veranlassung gegeben hat. Wielands Freunde selbst verkannten hierin den Verfasser des goldnen Spiegels, und Friedrich Heinrich Jacobi gab eine Erklärung voll edler Entrüstung dagegen ab. Bald darauf jedoch fand Wieland in Herrn Sr. (Schneider) einen Vertheidiger, dessen Aufsatz „über das Recht des Stärkern" im Januarstück des von Boie herausgegebenen Deutschen Museums vom Jahr 1784 an J.. b (Jacob) einen Gegner fand. Jacobs Schreiben an Schneider wurde in Wielands Mercur vom Jahr 1787 (März, 239) abgedruckt, und bei dieser Gelegenheit erklärte sich Wieland hierüber also:

„Wiewohl es mir ganz angenehm seyn könnte, den Meditationen eines philosophischen Kopfes durch meine Gedanken, zwar ohne meine Absicht und also ohne alles Verdienst auf meiner Seite, eine Richtung gegeben zu haben, wodurch vielleicht der Moralphilosophie einiger Vortheil zuwachsen könnte; so kann ich doch nicht umhin, eine kleine Verwunderung darüber zu bezeigen, wie es möglich gewesen ist, daß der wahre Sinn meiner Gedanken über das sogenannte Jus divinum der Gewalthaber ein Räthsel bleiben konnte, und wie irgend ein vernünftiger Mensch hinlänglichen Grund in denselben zu finden vermeinte, mir den offenbar unsinnigen Satz aufzubürden, die Stärke oder physische Kraft sey das erste Principium dessen, was in menschlichen Handlungen recht oder unrecht ist. Da ich es (auch nach dem unerwarteten hitzigen Ausfall, den einer meiner alten Freunde aus Veranlassung jener Gedanken im Deutschen Museum auf mich gethan hatte) gar nicht für möglich hielt, von mehr als einem Menschensohne so seltsam mißverstanden zu werden: so konnte ich auch nie von mir selbst erhalten, mich in eine schulgerechte Erörterung derselben einzulassen, und das bekannte Mährchen Schach Lolo, besonders der Prolog zu demselben (der mir für Alle, die eine Nase haben, ein hinlänglicher Commentar über den Sinn meiner Meinung von dem göttlichen Recht der Obrigkeit zu seyn schien) war Alles, was ich mich entschließen konnte, zur Erläuterung derselben beizutragen. Indessen bekam ich einige Jahre nachher neue Gelegenheit zum Erstaunen, da ein mir unbekannter Secundant auftrat, der meine Ruhe bei den Angriffen des Herrn G. R. Jacobi vielleicht für Unvermögen, mich selbst zu vertheidigen, ansehen mochte und also ein gutes Werk zu thun glaubte, wenn er sich meiner aufgegebenen Sache annähme. Unglücklicher Weise aber glaubte er mich nicht anders retten zu können, als durch die Behauptung des Satzes: daß die

Stärke überhaupt der Grund des Rechts sey, eines Satzes, welchen, seiner Meinung nach, meine Behauptung des göttlichen Rechts der Obrigkeit so nothwendig voraussetze, daß sie mit demselben stehen oder fallen müsse. Ich gestehe, daß diese Erscheinung mir noch weit stärker wider die Stirne fuhr, als der erste Ausfall meines Freundes zu Düsseldorf. Schach Lolo, dachte ich, hätte doch dem wackern Manne den Schlüssel zu meiner Meinung geben können! Aber vermuthlich gehörte er zu den weisen Männern, die keine Verse oder doch wenigstens keine Mährchen lesen, und von deren einem ich vor einigen Jahren in einem weitläufigen und sehr motivirten Briefe gebeten und beschworen wurde, doch endlich einmal, relictis nugis, geschcidt zu werden, und anstatt der leidigen Mährchen schöne dogmatische Abhandlungen über „das Laster weh den Menschen thut, die Tugend ist das höchste Gut," und dergleichen noch so wenig gepredigte Wahrheiten zu schreiben. — Wie dem auch seyn mag, es kam mir so lustig vor, mich von Jemand so in ganzem Ernste wegen einer Meinung, die mir nie in den Sinn gekommen war, vertheidigt zu sehen, daß ich abermals schwieg und die Sache um so getroster auf sich beruhen ließ, weil ich glaubte, Jeder, den diese Dinge interessiren könnten, brauchte blos meine Gedanken über das göttliche Recht der Obrigkeit noch einmal zu überlesen, um zu sehen, daß mich mein ungebetener Vertheidiger noch weniger verstanden habe, als mein Gegner. Daß ich mich aber hierin abermals geirrt habe, beweiset der Aufsatz des Herrn J.. b, worin der Herr Hofrath Wieland von Neuem als ein unvorsichtiger Lehrer und Behaupter des Grundsatzes, „die Stärke sey das Principium des Rechts," auftritt und deswegen (wie billig) mit solchen Elenchis zu Paaren getrieben wird, vor welchen Pyrrho selbst verstummen müßte. Aber warum hatte auch der kurzsichtige Wieland nicht so viel Menschenverstand, zu sehen, daß derjenige, der das Jus divinum der Gewalthaber mit dem Rechte eines Sturmwinds, die antillischen Inseln zu verwüsten, in eine Linie stellt, „die paradoxen Folgerungen, die alle Tugend aufheben, und die sich haufenweise darbieten," hätte wegräumen sollen, wofern er nicht Gefahr laufen wollte, von wackern Lesern, die über solche Dinge keinen Scherz verstehen und auch die handgreiflichste Ironie, sobald sie mit einer ernsthaften Miene vorgebracht wird, im Wortverstande nehmen, nicht mißverstanden zu werden."

Von Dohm, an welchen dieser Aufsatz gerichtet ist, und welcher zuletzt westfälischer Staatsrath und Gesandter am sächsischen Hofe war, in den Privatstand aber zurückgezogen im J. 1820, von allen Guten betrauert, starb,

braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß er derselbe Christian Wilhelm v. Dohm ist, der sich noch am Ende seines thatenreichen Lebens in den „Denkwürdigkeiten meiner Zeit" ein seiner so würdiges Denkmal gestiftet hat.

S. 288. Algernon Sidney, Sohn des Grafen von Leicester, geboren um das Jahr 1622, ausgezeichnet als Staatsmann und Krieger, hat sein Andenken besonders verewigt durch seine Betrachtungen über die Regierungsformen (übersetzt von Erhard, Leipz. 1793. 2 Bände, im Auszug von Jacob, Hamb. 1795). Seine Verwickelung in den Kampf des Parlaments mit dem Könige zog ihm den Haß des Hofes zu, und ungeachtet er für die Hinrichtung Karls I. nicht gestimmt, auch Cromwell'n selbst und dessen Sohne seine Dienste verweigert hatte, so wurde er doch wegen des Verdachts einer Verschwörung gegen Karl II. zum Tode verurtheilt und am 7. Dec. 1683 enthauptet. Zum Beweise seiner Schuld bediente man sich verschiedener Stellen seines nur noch handschriftlich in einem Schranke bei ihm gefundenen Werkes, worin die Rechtmäßigkeit des Widerstandes gegen eine tyrannische Regierung behauptet war. Unter Wilhelm III. wurde das Urtheil cassirt, und er feierlich gerechtfertigt. Man darf weder bei diesem noch bei andern gleichgesinnten politischen Schriftstellern jener Zeit übersehen, daß sie gereizt waren durch die übertriebenen Behauptungen des Baronet Rob. Filmer, der in seinem Werke: Patriarcha, or the natural power of Kings, die Rechte der Könige von Gott ableitete. Ein Werk von so ähnlichem Inhalt, wie der gegenwärtige Aufsatz, mag wohl bei dieser Gelegenheit in Erinnerung gebracht werden. Wem aber die Erinnerung zur Belehrung dienen soll, der lese nach diesem Aufsatz den von Heeren (Bd. 2. der kleinen Schr.) über die Entstehung, die Ausbildung und den praktischen Einfluß der politischen Theorien im neueren Europa.

S. 289. Terra del Fuego (nicht Fungo) — Feuerland.

S. 292. Einäden (S. die Anm. z. Agathadämon, 2. Bch. Bd. 18).

S. 294. Timurbeg — Timur, tatarischer Beg, schwang sich vom Vezir zum Selbstherrscher auf. Kriegerisch, wie er war, fiel er über Persien und Indien her, unterjochte Astrachan und Kasan, drang in Rußland ein, demüthigte den Sultan Bajazid und würde auch China's sich bemächtigt haben, hätte nicht der Tod ihm ein Ziel gesetzt.

S. 295. Ile flottante — Schwimmende Insel, ist, wie sogleich einleuchtet, im uneigentlichen Sinne gesagt statt eines Staates, der zu keinem festen, sichern Bestande gelangen kann; er braucht also nicht gerade ein

Inſelreich zu ſeyn. Da nun aber der Herausgeber nicht weiß, ob damit Polen oder England oder Frankreich gemeint ſey, ſo ſcheint es rathſam, zur Erläuterung darüber einige von Dohm, an den dieſer Aufſatz gerichtet iſt, in demſelben Jahre 1777 geſchriebene Stellen hier beizufügen. — England. — „Die Berathſchlagungen werden wieder den Gang nehmen, den man im engliſchen Parlamente gewohnt iſt. Die Miniſterialpartei überläßt es der Oppoſition, ſchöne Reden zu halten, und begnügt ſich, wenn's zum Stimmenſammeln kommt, die Majorität zu machen. — Frankreich. — „Die beiden wichtigſten, nicht nur Frankreich, ſondern überhaupt die Menſchheit intereſſirendſten Verordnungen Turgots ſind die über die Abſchaffung der Frohndienſte zum Wegebau und über die Abſchaffung der Zünfte. Sicher wird jeder Leſer derſelben ſich wundern, zu hören, daß ſich in der Ausübung Widerſpruch und Hinderniſſe fanden. Und dieſe Hinderniſſe kommen von einer Seite her, von der man ſie nicht vermuthet hätte — vom Parlament zu Paris, eben dem, das die ganze Nation für die Stütze des Staats hielt, dem ſie Beifall zujauchzte, als es ſich den deſpotiſchen Eingriffen Ludwigs XV. widerſetzte und im Jan. 1771 caſſirt wurde. Ludwig XVI. ſtellte es im November 1774 wieder her, und nun widerſetzte es ſich einer der wohlthätigſten Anwendungen, die der Monarch von ſeiner Gewalt machen konnte. Zwar würde es eine tadelnswürdige Dankbarkeit geweſen ſeyn, wenn das Parlament ſein (freilich immer ſtreitiges) Recht, die königlichen Edicte nur nach eigner Billigung zu regiſtriren und Vorſtellungen gegen dieſelben zu machen, nicht hätte durch Ausübung deſſelben in dem Zuſtande erhalten wollen, worin es dieſes Recht bekommen hatte. Allerdings konnte es alſo auch gegen das Edict von den Frohndienſten Vorſtellungen machen — aber diejenigen, die es machte, beweiſen, daß es dem Parlamente nicht darum zu thun war, der Repräſentant der Stände, der Vertreter und Beſchützer der Freiheiten der Nation zu ſeyn. Man ſieht aus dieſen Vorſtellungen, daß das Parlament ganz die Grundſätze angenommen hatte, die Boulainvilliers zuerſt in ein Syſtem ordnete und mit hiſtoriſchen Gründen aufſtutzte: daß nämlich Frankreich ſeiner Natur und urſprünglichen Verfaſſung nach eine Ariſtokratie ſey, in welcher Adel und Geiſtlichkeit nur mit Kopf, Degen und Roſenkranz zu dienen ſchuldig wären, der unglückliche Tiers-Etat aber, als Nachkommen der durch die Franken überwundenen alten Gallier, alle mögliche Abgaben allein tragen müſſe. Ich will nur zwei Anmerkungen über dieſes Syſtem machen, die meiner Meinung nach entſcheidend ſind: erſtlich, daß das in nuce angegebene Syſtem, wäre es auch hiſtoriſch wahr, den Rechten der Menſchheit überhaupt widerſpreche, die nicht erlauben, bei der Claſſification der Bürger im 18. Jahrhundert zu fragen, ob ihre Vorfahren im

sechsten Ueberwinder oder Ueberwundene waren? Zweitens, daß, wenn auch in den früheren Jahrhunderten der Monarchie Adel und Klerisei blos Bürger waren, allein Rechte hatten, dieß doch im 12. Jahrhunderte durch die große Veränderung, welche die Kreuzzüge hervorbrachten, ganz abgeändert sey, und seit 1304 ein wirklicher dritter Stand existire, zu dessen Nachtheil und Beschwerde die beiden andern Stände — und noch weniger das Parlament, nichts festsetzen können. — Indeß bleibt es ausgemacht, daß die jetzigen Parlamenter blos damit umgehen, die Verfassung von Frankreich immer mehr und mehr der von Boulainvilliers vorgestellten ursprünglichen zu approximiren, von der einen Seite als anerkannte Repräsentanten der Stände zu handeln, die königliche Gewalt auf alle mögliche Art einzuschränken und von der andern alle Lasten und Auflagen auf das unglückliche Volk zu wälzen und die kränkende Unterscheidung der Baronen, Klerisei und Sklaven wieder herzustellen. Dieß ist der Plan des Parlaments, zu dessen Ausführung es sich auch mit seinem alten Gegner, der Klerisei, zu verbinden nicht unschicklich hält." — Polen. — Nach der vorigen Stelle bedarf es keiner Anmerkung weiter.

S. 296. Stephanus Junius Brutus ist Hubertus Languet, dessen Werk Vindiciae contra tyrannos zuerst 1579 zu Edinburgh erschien, nachher öfters; eine französische Uebersetzung erschien 1581.

S. 296. Milton, der berühmte Dichter, stand während der Kämpfe gegen die Stuarts als politischer Schriftsteller auf der Seite Sidney's, Locke's u. A. „Er kämpfte," sagt Eichhorn, „für die Freiheit in jedem Sinn, für häusliche, kirchliche und politische, für die erste in einem Buch über die Ehescheidung, für die zweite in einem Buch über die Kirchenverfassung, für die dritte in seinen Schriften über den Proceß Karls I." Auszeichnung verdient sein Werk über die Preßfreiheit: Areopagitica, a Speech for the liberty of unlicens'd printing.

S. 296. Cato's Briefe — Cato's Letters or Essays on liberty civil and religious and other important subjets, von Mrs. Trenchard und Gordon, 4 Bände. Im J. 1748 erschien davon die fünfte Auflage und eine deutsche Uebersetzung zu Göttingen 1756.

S. 504. Grabmal der Mistreß Macaulay — „Regierung ist eine Macht, eingesetzt zum Heil des Menschengeschlechts, wenn sie von Weisheit, Gerechtigkeit und Milde geleitet wird. Ungeachtet aber Mistreß M. eine berühmte nennt, so kenne ich sie doch nicht. Auf die allerdings berühmte politische Schriftstellerin dieses Namens (geborne Sawbridge und späterhin an einen jüngeren Bruder des bekannten Doctor Graham verheirathet), welcher der D. Wilson eine Bildsäule im Charakter der

Freiheit errichten ließ, würde solch eine Grabschrift passen; da sie aber erst im J. 1791 starb, so konnte sie im J. 1777 kein Grabmal haben, sie müßte sich es denn bei ihren Lebzeiten oder ihrem ersten damals verstorbenen Ehemann haben errichten lassen, was ich nicht weiß.

Athenion.

Die Quellen zu der Geschichte dieses Athenion sind Athenäus im fünften Buche seines Philosophen-Gastmahls, Plutarch im Leben des Sylla und Appian in den Begebenheiten Mithridats. Schon zur Zeit dieses letztgenannten Schriftstellers hatte dieser Athenion Zweifel nicht blos an der Regierungskunst der Philosophen, sondern auch an der Redlichkeit derselben gegen die Regenten erregt, worauf sich also diejenigen berufen können, die, was Einer verbrach, an dessen ganzem Stande bestrafen. Aber — war denn dieser Athenion ein Philosoph? Wieland nennt ihn einen vorgeblichen Philosophen, und, wie aus Allem hervorgeht, soll Philosoph hier nicht in der Bedeutung eines Weisen genommen werden, sondern ungefähr als das, was wir einen Professor der Philosophie nennen. An seinem Beispiele soll nun gezeigt werden, daß es kein sonderliches Glück seyn möchte von Philosophen regiert zu werden. Wenn diese Philosophen keine Weise sind, so wird freilich keinem Staate sonderlich mit ihrer Regierung gedient seyn: wird aber ihre Regierung darum schlecht oder erbärmlich seyn, weil sie Philosophen waren? oder weil sie auch vielleicht nur Philosophie wußten und vortragen konnten? Wenn dieß an einem Beispiele gezeigt werden sollte, so konnte man unmöglich ein unglücklicheres wählen, als diesen Athenion: denn welchen Antheil an allen seinen Schlechtigkeiten und Dummheiten hat denn die Philosophie, sey es die blos gewußte oder die angewendete und ausgeübte? Wieland hat dieß gegen das Ende seines Aufsatzes wohl gefühlt; um so mehr aber ist zu verwundern, daß er den Anfang nicht abgeändert hat. Wenn er am Ende Marc-Aurel und Julian anführt und sagt: „Dieß ist gewiß, wenn sie gute Regenten waren, so kam es nicht daher, weil sie Philosophen, sondern, weil sie tugendhafte Menschen waren;“ so folgt von selbst: Wenn Athenion ein nichtswürdiger Tyrann war, so kam es nicht daher, weil er ein Philosoph, sondern weil er ein schlechter Mensch war, auf dessen Gesinnung, ja, an dessen Verstand die Philosophie niemals einen Einfluß erhalten hatte,

der doch wohl bei Marc-Aurel nicht abzuleugnen seyn dürfte. Das Problem also, welches Wieland hier zu lösen versprach, ist auf keine Weise gelöst worden.

5.

S. 312. Mehr aus Liebhaberei, als u. s. w. — Uns dünkt wenigstens, es lasse sich dieß aus der Art, wie sich Athenäus darüber ausdrückt, schließen. W.

S. 312. Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften. — Denn dieß ist, was man zu des Athenäus Zeiten durch das Wort σοφιστεύειν verstanden zu haben scheint.

S. 313. Posidonius hätte — — ausdrücken können — Γήμας δε παιδισκάριον εὐμόρφον, μετὰ τοῦτον πρὸς τὸ σοφιστεύειν ὡρμήσε, μειράκια σχολάστικα θηρεύων. (Nachdem er ein schönes junges Mädchen geheirathet, eröffnete er sogleich mit ihr eine Schule auf Burschen — so, denke ich, kann man jetzt μειράκια σχολάστικα übersetzen — Jagd machend.) Mich däucht, dieß sagt deutlich genug, daß sie an der sophistischen Jagd ihres Mannes auf junge Leute Antheil gehabt — Das Wie ergibt sich aus der Natur der Sache. W.

4.

S. 315. Der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben — „Entweder, o König, versuche größer zu werden, als die Römer, oder befolge stillschweigend, was sie dir befehlen," sagt Marius zum König Mithridates. Der König stand wie vom Donner gerührt, setzt Plutarch (der dieß erzählt) hinzu; denn er hatte zwar schon Vieles von den Thaten der Römer gehört, aber dieß war das erste Mal, daß er mit eigenen Ohren hörte, aus welchem Ton sie mit Seinesgleichen zu sprechen pflegten. W.

S 315. Zwei und zwanzig Nationen von verschiedenen Sprachen — Die Mundarten waren ohne Zweifel mitgerechnet; zumal wenn wahr seyn soll, was Justinus sagt, daß Mithridates alle diese Sprachen geredet habe. W.

S. 316 Oppius und Aquilius — Den Ersten ließ er sich ausliefern und führte ihn überall in seinem Lager zur Schau, damit seine Völker sich an dem Anblick eines geschlagenen römischen Feldherrn weiden möchten. Den Zweiten traf ein noch weit härteres Loos. Er ließ ihn in Fesseln legen,

geißeln und auf einem Esel reiten, wobei er von Zeit zu Zeit rufen mußte, daß er Aquilius sey. Nachher wurde er an einen Reiter angefesselt, dem er zu Fuße folgen mußte, und endlich ward ihm zu Pergamus geschmolzenes Gold in den Mund gegossen, um so der römischen Habsucht zu spotten.

5.

S. 318. Die Freiheit, die man ihnen geschenkt hatte — Die griechischen Republiken wurden von den Nachfolgern Alexanders von Zeit zu Zeit so beschenkt. Aber meistens hatte man ihnen vorher Alles genommen, was dem Geschenk einen Werth hätte geben können. Stilpon, sagte Demetrius zu dem bekannten Philosophen dieses Namens in Megara, ich lasse auch eure Stadt frei. Das ist wahr, versetzte Stilpon, denn du hast uns nicht einen einzigen Knecht übrig gelassen. W.

8.

S. 324. Alles, was römisch hieß, an einem Tage vertilgt — Dieser Tag war einer der unglücklichsten, die den Römern seit Erbauung ihrer Stadt aufgegangen waren. Die Provinzen des kleinen Asiens wimmelten von Römern und Italienern, welche theils die Staatseinkünfte gepachtet, theils sonst alle Arten von lucrativen Geschäften in diesen reichen Ländern an sich gezogen hatten. Mithridates glaubte sich seiner neuen Eroberungen nicht eher versichert zu haben, bis er Alles, was römisch hieß, darin vertilgt hätte. Er schickte also von Ephesus aus geheime Befehle an alle Statthalter und Unterobrigkeiten der Provinzen und Städte in ganz Kleinasien, vermöge deren auf einen bestimmten Tag alle Römer, selbst die Weiber, Kinder und Sklaven nicht ausgenommen, aller Orten ermordet werden sollten. Einen erschlagenen Römer zu begraben oder einen lebenden zu verbergen, war bei hoher Strafe verboten. Ihr sämmtliches Vermögen wurde zum Vortheil des Königs und der Mörder eingezogen. Wer einen versteckten Römer entdeckte, erhielt eine Belohnung. Die Sklaven, welche ihre römischen Herren, und die Schuldner, welche ihre Gläubiger ermordeten, erhielten — jene die Freiheit, diese den Nachlaß der Hälfte ihrer Schuld u. s. w. Der Haß der Asiaten gegen ihre römischen Unterdrücker und Aussauger war ungefähr der — Liebe der Indianer in Bengalen zu ihren Freunden, den Engländern, gleich und bedurfte aller dieser Aufmunterungen nicht. Achtzigtausend römische Bürger wurden an diesem schrecklichen Tage umgebracht — und diese Zahl ist noch die geringste, die von den alten Geschichtschreibern angegeben wird. W.

S. 326. Die Gewerkschaft des Bacchus — *Οἱ περὶ Διόνυσον τεχνῖται*, die Künstler des Bacchus, sagt Athenäus. Unter dieser

allgemeinen Benennung wurden zu Athen Komödianten, Mimen, Musikanten, kurz die ganze Bande joyeuse begriffen, welche unter dem besondern Schutz dieses Gottes standen und als seine Angehörigen betrachtet wurden. So sagt Plutarch vom Sylla, da er zu Athen mit einem Anstoß von Gicht befallen worden und deßwegen die warmen Bäder zu Adipsos besucht, habe er sich den ganzen Tag über mit den Künstlern des Bacchus die Zeit vertrieben (συνδιημερευων τοις περι τον Διονυσον τεχνιταις) die er ohne Zweifel von Athen mitgenommen. Vermuthlich machten sie eine eigene Brüderschaft aus, die zum Bacchus, als ihrem Schutzpatron, eine besondere Andacht hatten, wie etwa die Schuster in Frankreich zum heil. Crispinus u. s. w. W.

S. 326. Dem neuen Bacchus — Denn so wurde jetzt Mithridates in Kleinasien überall genannt und verehrt, wie dieß Cicero selbst bekräftigt. Orat. pro Flacco c. 25. W.

13.

S. 338. Bibliothek zu Alexandria — Diejenige, welche der König Ptolemäus Philadelphus zu sammeln anfing und die bei Eroberung und Verwüstung dieser Stadt durch Julius Cäsar unglücklicher Weise ein Raub der Flammen wurde. W.

S. 338. Autographon — Eigne Handschrift. Athenäus Lib. I. p. 3 B. W.

S. 339. Tempel der Göttermutter — Er wurde gewöhnlich das Metroon genannt und war das Archiv, wo die athenischen Gesetze, Decrete und andere wichtige Urkunden aufbewahrt wurden W.

14.

S. 341. Piräeus — Der Hafen von Athen, welcher selbst eine große Stadt und mit einer sechzig Fuß hohen Mauer von Quadersteinen beschützt war W.

Patriotischer Beitrag zu Deutschlands höchstem Flor.

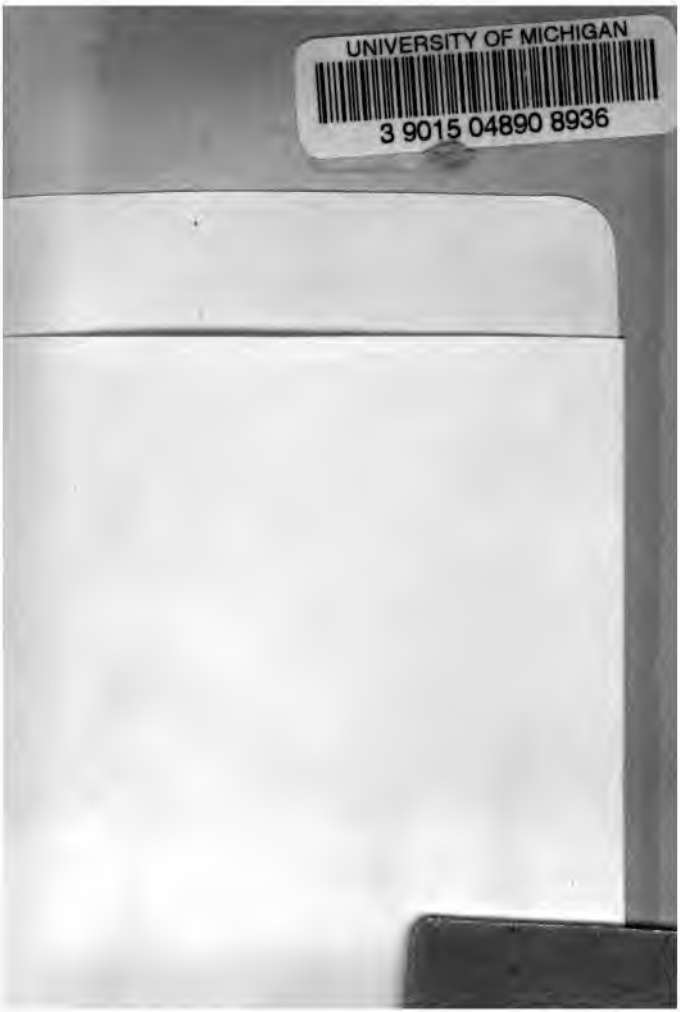
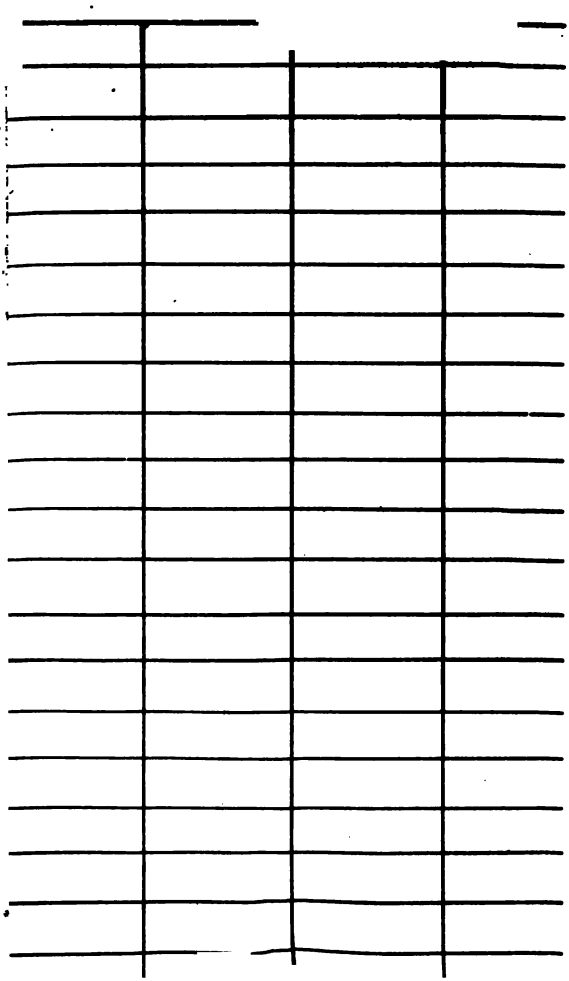
S. 351. Magnus ab integro etc. — Virgils vierte Ekloge:

Wiederum erneut sich die große Folge der Säkeln,
Schon auch kehrt Asträa, es kehrt die saturnische Herrschaft Voß.

S. 352. Der Mann mit der wundervollen Nasenwurzel — Lavat. physiognom. Fragmente, III. B. S. 161.

S. 353. **Die westfälische Grafensache — Die westfälischen** Grafen hatten 1654 im Fürstenrathe eine Curiatstimme erhalten. In dieser Curie (Collegium) kam es zum Streite über das Religionsverhältniß, und dieser Streit wurde 1784 durch einen Vergleich dahin geendigt, daß die Stimme durch einen katholischen und protestantischen Gesandten vertreten wurde, welche zusammen nur eine Stimme haben, aber von Materie zu Materie abwechseln sollten. S. Reuß Staatscanzlei VII. 405.

S. 367. Felices etc. Glückliche, wofern sie ihr Gutes erkennten.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04890 8936